Spitteler und die Journalistik

Inaugural-Dissertation

der Hohen Philologisch-Historischen Abteilung
der Philosophischen Fakultät
der
Universität Basel
zur
Erlangung der Philosophischen Doktorwürde
vorgelegt
von

Werner Adolf Krüger

Straßburg
Universitäts-Buchdruckerei Heitz & Co.
1937

Genehmigt von der Philologisch-Historischen Abteilung der Philosophischen Fakultät auf Antrag der Herren Professoren Dr. Zinkernagel und A. Hensler.

Basel, den 5. Juli 1925

Prof. Dr. Felix Staehelin
Dekan

Inhalt

Häufiger zitierte Literatur

Wilhelm Altwegg: Spittelers Aussagen über das Wesen des Dichters und der Dichtung. Erster Teil. Beilage zu den Jahresberichten des Gymnasiums, der Realschule und der Töchterschule in Basel. Basel 1916.

Josef Viktor Widmann. Ein Lebensbild. 2. Bd. Zweite Lebenshälfte. Verfaßt von Max Widmann. Frauenfeld und Leipzig: Huber & Co. 1922.

Robert Faesi: Spittelers Weg und Werk. Frauenfeld und Leipzig: Huber & Co. 1933.

Briefe von Adolf Frey und Carl Spitteler. Hg. von Lina Frey. Leipzig und Frauenfeld: Huber & Co. 1933.

Eine recht ausführliche Bibliographie über Spitteler befindet sich in der Zeitschrift „Die schöne Literatur" (Herausgeber: Will Vesper, Verlag von Ed. Avenarius in Leipzig), Heft 3, März 1925. — Vgl. auch die Faesis Monographie angehängten bibliographischen Mitteilungen.

Vorwort

Auf den folgenden Blättern wird der Versuch unternommen, in einer möglichst vielseitigen, doch gedrängten und nur das Wesentliche bietenden Übersicht das weitläufig zerstreute journalistische Schaffen Carl Spittelers, so gut es heute noch zu erfassen ist, nach Zeit, Dauer und Umfang dem Leser vor Augen zu führen.

Eine gewiß notwendige Aufgabe. Denn es leuchtet ein, daß einem allgemeinen Charakterbild des Publizisten und Journalisten Spitteler, wie es später einmal auf Grund der vorliegenden Studien geboten werden soll, eine Bestandesaufnahme über das Tatsachen-Material als solches voranzugehen hat, wenn anders der Leser überhaupt fürs erste einen lebendigen Eindruck erhalten soll von der einzigartigen Fülle und Mannigfaltigkeit alles dessen, was der Schöpfer des Prometheus und des Olympischen Frühlings neben seiner dichterischen Leistung viele Jahre hindurch zu schreiben sich gezwungen sah.

Schon mancher, der sich mit des Dichters Werk, zumal mit dessen Welt- und Kunst-Anschauung, seinen zeitkritischen und vor allem politischen Überzeugungen näher zu beschäftigen hatte, wird es lebhaft bedauert haben, daß bisher noch von keiner Seite versucht worden ist, das gesamte, in zahlreichen alten Zeitungs-

und Zeitschriftenbänden vergraben und ungenützt daliegende Material einer systematischen Durchsicht zu unterziehen und alle die unzähligen, unbekannten Originalaufsätze, all die Hunderte von noch völlig unausgewerteten Rezensionen quellenmäßig zusammenzutragen. Denn außer der Darstellung über den Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung in Faesis Monographie[1]) gibt es, von geringfügigen Ansätzen[2]) abgesehen, noch keine einzige wissenschaftliche Spezialstudie über den Journalisten Spitteler. Es ist nicht ersichtlich, warum sich bisher noch niemand der dankbaren, wenn auch mühevollen Arbeit unterzogen hat.

Daß zwar Spitteler selbst, nachdem er der journalistischen Fronzeit glücklich entronnen war, später keinen Wert mehr auf die Tatsache zu legen schien, daß eine gewaltige Menge von Dokumenten und Materialien zur Geschichte seiner eigenen Seelen- und Geistesentfaltung in den Spalten auch der Blätter, für die er einst nur des Gelderwerbes wegen geschrieben, aufgespeichert liege, ja daß er die Zeitgenossen und selbst die Nachfahren über seine jahrelange Publizistik im Dienste des Alltages am liebsten wohl überhaupt im Dunkeln gelassen hätte —, das ist eine Tatsache, die hier natürlich schwer ins Gewicht fällt und nicht zu übersehen ist. Auch dann nicht, wenn man annimmt, daß es sich hierbei um nur zu begreifliche und letzten Endes auch subjektiv-berechtigte Ablenkungsversuche handelt, sozusagen um Manöver eines Dichters, dem grundsätzlich die literarhistorische Nachlaß-Schnüffelei zuwider und verhaßt war, weil er nicht wollte, daß das Zeitlose im Zeitbedingten, das Wertbeständige im Wertlosen untergehe.

---

[1]) Faesi, S. 178—189.

[2]) Elsa Wartenweiler-Haffter: „Spitteler als politischer Redakteur", Bund, 15. März 1931. — Dieselbe: „Redaktor Spitteler", Beilage zu den Schweizerischen republikanischen Blättern, 13. Juni 1931.

Doch ohne daß wir uns auf die problematische Frage nach dem Wert der Spittelerschen Publizistik einlassen möchten — wie gering der Dichter selbst im allgemeinen von der Journalistik, der fremden so gut wie der eigenen, gedacht hat, wird gelegentlich zur Sprache kommen —, so müssen wir trotzdem gleich hier schon darauf hinweisen, daß eine objektive Abklärung dieser Frage ohne vorherige Durcharbeitung möglichst sämtlicher Quellen gar nicht möglich ist, schon darum nicht, weil auch heute noch ein beträchtlicher Teil sogar von Spittelers dichterischem Schaffen, ebenso auch der Briefe und Tagebücher, deren Kenntnis in manchem vonnöten wäre, der Forschung bisher verschlossen bleiben mußte.

Und schon darum ist es kaum von der Hand zu weisen und, wenn auch Spittelers eigenem Kunstwillen vielleicht zuwider, so doch mit dem Verantwortungsgefühl der Forschung vereinbar, wenn derjenige, der sich ernsthaft mit der Gesamtpersönlichkeit des Dichters und des Menschen zu beschäftigen wünscht, in einer objektiven, den Tatsachen als solchen zugewandten Bereitschaft auch darüber sich die nötigen Aufschlüsse verschafft, was ein Dichter wie Spitteler zur Linken gleichsam sich noch alles abgerungen und in welchem Ausmaß der Journalist den Künstler in ihm (der materiellen Not wegen) von seiner wahren Bestimmung zeitweise abzudrängen vermocht hat.

Wenn also die vorliegende Studie, gestützt auf eine reiche Auslese von Beispielen und Belegen, den Nachweis erbringen kann, daß auch dem journalistisch-literarischen Wirken Spittelers die gebührende Achtung im Gesamtschaffen des Dichters nicht abzusprechen ist, so hat sie ihrem Zwecke Genüge getan. Im großen und ganzen dürften nämlich selbst gute Kenner Spittelers nur oberflächlich über den mutmaßlichen Umfang des hier zum ersten Male einigermaßen vollständig und systematisch zusammengestellten Quellen-Materiales orientiert sein.

Aus der, wir können schon sagen: überwältigenden Fülle der Aufsätze und Feuilletons, Besprechungen, Essays und Plaudereien aller Art und jeden Inhalts ist bis heute nur ein verhältnismäßig kleiner, wenn auch hochwertiger und wesentlicher Teil der Öffentlichkeit bekannt geworden: Wir denken an die ästhetischen und übrigen zeitkritischen Versuche, sofern sie in den vom Autor selbst besorgten Sammelband der Lachenden Wahrheiten mit hineingekommen sind[3]).

Aber selbst gegenüber dieser Sammlung, dem buntesten und vielseitigsten seiner Prosa-Bücher, muß betont werden, daß der Verfasser bei der Zusammenstellung der hierfür geeigneten Beiträge recht willkürlich, oder sagen wir besser: summarisch verfahren ist. Einige der namentlich in biographischer Hinsicht wertvollsten Aufsätze des geistreichen Dichter-Essayisten, der bekanntlich so glänzend als „sein eigener Privatdozent"[4]) zu theoretisieren verstand, fehlen leider in jeder der vier Auflagen[5]). Dies ist natürlich kein wesentlicher Mangel. Hauptsache ist und bleibt ja, daß Spitteler wenigstens einmal in Form einer solchen Sammlung ein kleines schmuckes Brevier seiner großen Lebens- und Kunstweisheit zuhanden der auch den Schriftsteller in ihm verehrenden Lesergemeinde in alle Welt hinausgeschickt hat.

Abgesehen von dieser leicht zugänglichen ästhetisch-kritischen Anthologie gehören dann noch die jahrelang im Kunstwart erschienenen Glossen über allerlei künstlerische und sonstige, einen kritischen Kopf interessierende Fragen zu den ebenfalls bekannte-

---

[3]) „Lachende Wahrheiten", 1. Aufl. 1898, 2. Aufl. 1905, 3. Aufl. 1908, 4. Aufl. 1917 (diese 4. Auflage ist die vollständigste).

[4]) „Mein Schaffen und meine Werke", Kunstwart, 1. und 2. Juliheft 1908.

[5]) So etwa die unbezahlbare Selbstanalyse des Epikers „Wie dichtet man aus der blauen Luft", Neue Zürcher Zeitung, 17., 18. und 19. März 1910.

ren, weil bequem auszuschöpfenden Quellen, wie denn überhaupt die meisten bisherigen Spitteler-Monographien zum großen Teil von diesem Material zehren konnten[6]). Sonst aber wäre in dieser Richtung wenig anzuführen.

Die bisher einzige Spitteler-Studie, die mit dem Bewußtsein von der Notwendigkeit einer solchen Aufgabe neben den Dichtungen selbst vor allem zahlreiche der verstreuten ästhetischen und autobiographischen Skizzen als Grundlage einer wirklich fruchtbaren und gehaltvollen Untersuchung herangezogen, ja vieles überhaupt erst entdeckt und als bedeutsam wieder aufgespürt hat, ist Wilhelm Altweggs überaus sorgfältige, so verständnis- wie liebevolle Abhandlung über Spittelers Aussagen über das Wesen des Dichters und der Dichtung[7]).

Ein ähnlich aufgebautes und ähnlich brauchbares Buch ist seither nicht mehr geschrieben worden, obschon der Mangel an solchen dokumentarisch gestützten Studien sich als besonders hemmend erweist. Denn was Altwegg vor nunmehr bald 20 Jahren im Vorwort dieser seiner Schrift zu deren Begründung vorgebracht hat, daß nämlich gerade bei Spitteler die Beherrschung des Stoffes und der mannigfachen, in Zeitungen und Zeitschriften vergraben liegenden Quellen von besonderer Bedeutung sei, gilt mutatis mutandis zur Rechtfertigung auch der vorliegenden Arbeit. Ist doch die Situation in bezug auf Bedeutung und

---

[6]) Dies eben, weil ein besonders großer Teil der „Lachenden Wahrheiten" in erster Hinsicht dem Kunstwart entstammt.

[7]) Wilhelm Altwegg: „Spittelers Aussagen über das Wesen des Dichters und der Dichtung", 1916. — Daß Altweggs so schöne wie gehaltvolle Studie nicht vollendet wurde, hängt mit den behördlichen Sparmaßnahmen während der Kriegszeit zusammen. — Vgl. immerhin als teilweisen Ersatz für die noch ausstehende Vollendung von Altweggs Buch dessen nicht minder tiefdringenden Vortrag „Die Vision des Dichters" (Vortrag, gehalten an der 56. Jahres-Versammlung des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer in Basel, Aarau, 1919).

Beurteilung des Spittelerschen Œuvres im Wesentlichen noch immer — leider! — dieselbe wie damals, sodaß wir auch heute mit Altwegg konstatieren müssen:

„Soviel der Lober und der Tadler aufgestanden sind, die wirkliche Bekanntschaft mit Spittelers Werk ist nicht so verbreitet, daß man sie voraussetzen und bloß letzte Ergebnisse bieten dürfte; die Einsicht aber in Dichterart und Dichterschaffen überhaupt wird durch vorsichtige, mag sein pedantische Beobachtung des Einzelnen und Besonderen tatsächlich mehr gefördert als durch noch so geistreiche Allgemeinheiten."

In diesem Sinne möchte ich ebenfalls meine Arbeit beurteilt wissen, wenn ich auch, um allfällig auftauchenden falschen Vorstellungen und Erwartungen zu begegnen, mich dabei zu einer notwendigen Einschränkung verstehen muß. Es ist ohne weiteres klar: Wenn wir an eine Aufgabe herantreten wie diese, in möglichst umfassender Übersicht das gesamte publizistische Schaffen einer bedeutenden und vielseitigen Persönlichkeit Revue passieren zu lassen, so können wir eine solche Aufgabe nur unter der Bedingung bewältigen, daß wir uns in ihrem Zusammenhang vorerst einer literarischen, gar geistesgeschichtlichen Interpretation noch enthalten, das heißt grundsätzlich darauf verzichten, bereits hier schon mit der Ausbreitung des Materials zugleich eine, wenn auch nur summarische Würdigung dieses Materials zu bieten.

Mit anderen Worten: Man kann nicht das Eine wollen und zugleich das Andere nicht lassen. Es liegt in der Beschaffenheit einer derartigen Bestandesaufnahme beschlossen, daß sie nicht unnötiger Weise belastet werden darf mit Ausführungen und Betrachtungen über Gehalt und Charakter des Stoffes selbst, den sie eben nur darbieten und systematisch verzeichnen möchte. Vielmehr entspricht es ihrem Wesen, daß sie überhaupt erst die Voraussetzung schaffen soll für künftige Forschungen und Erör-

terungen, die ja ihrerseits ohne eine solche Bestandesaufnahme gar nicht zustande kämen.

Auf eine vergleichende Darstellung der verschiedenen, unter lauter wechselnde Stichwörter (wie Kunst, Literatur, Musik, Politik) zu fassenden Ideen- und Stoffgruppen muß also bewußt verzichtet werden. Daher fallen aber auch alle kritischen Erörterungen über Wert oder Unwert von Spittelers Publizistik als solcher vorderhand noch weg, und es können als Belege oft nur die Titel von einigen der als typisch herausgegriffenen Zeitungs-Aufsätze und Besprechungen wiedergegeben werden. Nur dort, wo der Gedankengang dessen bedarf, wird diese Regel von uns durchbrochen werden. Das gilt namentlich von Notizen, Anmerkungen und Erklärungen sachlichen oder biographischen Inhaltes, welche das Verständnis unmittelbar fördern oder im organischen Zusammenhang mit dem Stoff sich befinden.

Im übrigen ist das Hauptgewicht auf die Tatsachen als solche gelegt worden, besonders auch auf das Bemühen um möglichste Vollständigkeit in der Beschaffung und Verwertung des so schwer überschaubaren Stoffes.

Einleitende Bemerkungen

Grundsätzliches zu Thema und Inhalt

Wenn wir auf den folgenden Seiten an die Aufgabe herantreten, das mehr oder weniger prägnant überlieferte Charakterbild des Journalisten Spitteler von der dokumentarischen Seite zu erfassen, so müssen wir, bevor wir die Fülle des Materiales selbst in einer dem zeitlichen Ablauf entsprechenden Gliederung vorführen, vorerst ein Wort noch darüber verlieren, ob und inwiefern es überhaupt möglich ist, das Prinzip der größtmöglichen Vollständigkeit in der Beschaffung und Auswertung der Dokumente grundsätzlich aufrecht zu erhalten.

Wir denken natürlich nicht an zahlenmäßige Vollständigkeit; etwas Derartiges kommt zum vornherein nicht in Frage, denn es kann sich in Anbetracht des stofflichen Überflusses zweifellos nur darum handeln, daß wir uns an den Grundsatz einer das Wesentliche bevorzugenden praktischen Auswahl halten. Vielmehr denken wir an die gewiß unleugbare Tatsache, daß es in so und so vielen Fällen — den Zufall abgerechnet — überhaupt nicht mehr möglich sein dürfte, die Mitarbeiterschaft Spittelers für dieses oder jenes heute vergessene Blatt wieder festzustellen, oder etwa bestimmten einzelnen Aufsätzen, deren Vorhandensein auf Grund von Rückschlüssen so gut wie erwiesen ist, nachträglich wieder auf die Spur zu kommen.

Ein Beispiel möge das soeben Gesagte erhärten (es bestätigt besonders sinnfällig, daß es schon prinzipiell nicht möglich ist, die Forderung nach einer die kleinste Glosse und letzte Rezension verzeichnenden Dokumentation aufrecht zu erhalten):

In der Schrift[1]) über die Beziehungen zu Nietzsche (1908) erzählt Spitteler im Anschluß an die Darlegungen über Nietzsches edle Förderungsversuche zu seinen Gunsten, wie er vor der Mitarbeiterschaft für den Leipziger Kunstwart, also vor dem Jahre 1887, „während sechs Jahren keinen Aufsatz in einer deutschen Zeitung oder Zeitschrift anzubringen" vermocht habe. „Doch halt, nein", verbessert er sich rasch, „zwei habe ich doch angebracht, einen in Leipzig über die Basler Tambourmajore und einen in Wien über einen baltischen Badeplatz" [2]).

So sagt Spitteler. Doch für den Sammler oder Forscher, der weder in Leipzig noch in Wien bewandert ist, erhebt sich angesichts dieser Behauptung die schwierige Frage, wie es wohl zu bewerkstelligen sei, den dokumentarischen Nachweis für die betreffenden zwei Aufsätze zu erbringen: Um welche Zeitung oder Zeitschrift handelt es sich? Wann sind die Artikel erschienen? — Wenn Spittelers eigenen Angaben kein Irrtum unterlaufen ist: zwischen 1881 und 1887; denn 1887 ist der Kunstwart gegründet worden. Doch Spitteler ist bereits 1879 aus Rußland heimge-

---

[1]) „Meine Beziehungen zu Nietzsche", Verlag der Süddeutschen Monatshefte, München 1908, S. 22.

[2]) Wir sind allerdings über den einen der beiden Aufsätze — er heißt „Esthnische Seebäder" und ist in der Wiener Allg. Ztg. erschienen — infolge des Umstandes, daß ihn Widmann am 22. Mai 1883 im Bund zum Wiederabdruck gebracht hat, orientiert. Doch möchten wir des Grundsatzes und auch der Einfachheit halber die Tatsache, daß wenigstens der eine Aufsatz als eruiert anzusprechen ist, gleichwohl im folgenden zunächst so gut wie unbeachtet gelassen wissen.

Was den anderen Aufsatz anlangt, so hat es den Anschein, als sei auch er jetzt entdeckt worden. Es ist nämlich nicht von der Hand zu weisen, daß der kürzlich von Dr. Hans Lutz in einem alten Jahrgang der Leipziger Familienzeitschrift „Über Land und Meer" (Band 59, 1888) ausgegrabene und im Sonntagsblatt der Basler Nachrichten (5. März, 1933) publizierte Essay Spittelers „Zur Aesthetik der Basler Fastnacht" möglicher Weise der gesuchte Aufsatz ist: handelt er doch u. a. ebenfalls recht ausführlich von den Tambourmajoren. Andererseits wäre dagegen einzuwenden, daß dieser Beitrag für „Über Land und Meer" erst nach der Kunstwart-Gründung dort erschienen ist, und daß ferner Spitteler öfters über das gleiche Thema verschiedene Aufsätze zu schreiben pflegte.

kehrt und hat bald danach (seit dem Herbst 1880) als ständiger Bund-Mitarbeiter sogleich Fühlung mit der Presse selbst gewonnen. Also müßten wir logischer Weise unmittelbar von diesem Zeitpunkt an als dem frühesten Terminus a quo zu suchen beginnen. Dann die weitere Frage: Täuscht sich am Ende Spitteler bei der Nennung gerade von Leipzig und Wien? Könnte es zum Beispiel nicht auch München und Berlin sein? — Und schließlich: Konnte er vielleicht nicht doch mehr als bloße zwei Aufsätze an deutschen Zeitungen in den problematischen Jahren bis zur Kunstwart-Gründung anbringen?

Denn darüber dürfen wir uns bei Spitteler — gerade bei ihm — keiner Illusion hingeben: Soweit es sich um bloße Daten, Namen und ähnliches handelt, hat ihn die Erinnerung, und dies namentlich in späteren Jahren, nur zu gern getäuscht und auf eine falsche Fährte gelockt. Spittelers Gedächtnis war eben — Wilhelm Altwegg hat in besonders schöner Weise darauf hingewiesen [3]) — „kein abstraktes, sondern ein sinnliches, nicht Ideen-, sondern vor allem Bildgedächtnis", und überall dort, wo nicht die Phantasie in erster Hinsicht aus dem aufgespeicherten Formenschatz sinnenhaft-plastischer Erlebnisse und Eindrücke in freier Produktivität das Wesen von Dingen nachzeichnen und prägnant umgestalten konnte, da versagte zuweilen die Erinnerung. Dazu tritt noch, daß bei schöpferischen Geistern an sich schon das Bestreben herrscht, möglichst allen unnötig angesammelten Ballast von Zeit zu Zeit wieder auszustoßen.

Eine kleine bezeichnende Anekdote, die Richard Matzig erzählt [4]), sei hier eingeschaltet; denn sie ist so überaus typisch und beleuchtet besonders drollig Spittelers seltsames Gedächtnisphänomen:

„Da Spitteler die geistige Eigentümlichkeit besaß", berichtet unser Gewährsmann, „sich nie an Jahreszahlen erinnern zu können, ließ er wichtige Ereignisse an ihre Stelle treten. So waren auch die Etappen seines Lebens nicht von Daten, sondern

---

[3]) Altwegg, S. 58.

[4]) Richard Matzig: „Carl Spitteler und Frankreich", Sonntags-Beilage der National-Zeitung Basel, 13. August 1933.

von Ereignissen geprägt. Bei der Frage, wann sein Prometheus erschienen sei, fiel die Jahreszahl 1880 Spitteler nicht ein; er antwortete stets: « Im Todesjahre Flauberts »."

Dazu stimmt nun völlig, was Spitteler selbst zu wiederholten Malen über diese merkwürdige Art der Kapazität seiner nur sinnlich zu beeindruckenden Gedächtniskraft auszusagen pflegte[5]). Wenn er etwa zu Eingang seiner Burckhardt-Erinnerungen[6]), gleichsam ad captationem benevolentiae, vorbringt, daß sein Gedächtnis „zwar scharf das Was und Wie, nicht aber ebenso scharf das Wann aufbewahrt" habe, so gilt dies mehr oder minder auch von den übrigen seiner vielen Äußerungen in autobiographischer Hinsicht, besonders wenn es sich — wie gesagt — um bloße Namen oder Daten handelt.

Doch weiter: Tritt zu dem somit an sich schon in Passivität verharrenden Fassungsvermögen des abstrakten Gedächtnisses auch noch fühlbare Abneigung gewissen Dingen und Erscheinungen früherer Jahre gegenüber, so kann unter Umständen der Wert selbst einer solchen Aussage, welche der Form nach durchaus vom Stempel der Wahrheit geprägt zu sein scheint, gleichwohl auf ein Mindestmaß ihrer mehr subjektiven als objektiven Bedeutung herabsinken.

Wenn Spitteler zum Beispiel, wie Harry Maync erzählt[7]), während eines Gesprächs auf dessen Frage, ob er Ibsen und Hauptmann schätze, die seltsam abwesende Antwort „Kenne ich nicht" gegeben und damit Befremden hervorgerufen habe, so ist dieser „Fall" gewiß auch nur so zu verstehen. Unser Dichter muß damals, bei der plötzlichen Aufrufung dieser beiden Namen, zunächst gar nicht an die geistigen Phänomene der dahinter steckenden Persönlichkeiten gedacht, sondern wohl eher — und das entspräche seiner Veranlagung — nichts als zwei (subjektiv für

---

[5]) „Meine frühesten Erlebnisse", S. 129: „Das treuste Gedächtnis ist schlecht beschlagen im Kalender"; oder S. 149: „Die Erinnerung zeigt mir indessen bloß das Bild, nennt mir zum Bilde nicht zugleich die Jahreszahl".

[6]) „Jakob Burckhardt und der Student", Neue Zürcher Zeitung, 4., 5., 6., 11., 12. und 13. Juli 1912.

[7]) Harry Maync: „Ungedrucktes von deutschen Dichtern", Tübingen 1930, in der „Festschrift für Samuel Singer", S 202/203

ihn selbst) mehr oder weniger belanglose Namenwörter vernommen haben, deren akustische Klangbilder nur sein physisches Ohr zu berühren vermochten, ohne gleichzeitig auch die dazu nötige innere Vorstellung auszulösen. Derart stark konnte sich in seiner meist anderweitig erfüllten Seele das Phänomen der „Entnennung" geltend machen, wie er es selbst einmal so überaus glücklich formuliert hat [8]).

Denn es ist ja selbstverständlich, daß er „gewußt" hat, wer diese beiden Dichter sind; hat er doch bereits 1892 als Feuilleton-Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung anläßlich der Besprechung des „Apostel" und des „Bahnwärter Thiel" [9]) auf Gerhart Hauptmann als ein zu Hoffnungen berechtigtigendes starkes Talent aufmerksam gemacht. „Das ist doch einmal ein Buch und kein bloßes Machwerk! Gewissenhafte Übungen eines bedeutenden Schriftstellers, dem es mit der Kunst ernst ist", hat er damals mit gewiß ehrlicher Überzeugung ausgerufen [10]).

Noch eklatanter wohl geht Spittelers gedächtnis-phänomenologische Absonderlichkeit aus jener in Genf 1915 geäußerten und damals (mit Recht übrigens) viel gerügten Behauptung hervor, er habe sich zeit seines Lebens sage und schreibe nur 1 Stunde und 10 Minuten mit Politik beschäftigt [11]), während er doch in

---

[8]) Kunstwart, 1909, II. Band, S. 361.

[9]) Neue Zürcher Zeitung, 8. Juni 1892.

[10]) Aber so war nun einmal Spitteler: Wie er selber an Prof. Maync wenige Tage nach jenem Vorfall geschrieben, darf man gewisse private Äußerungen von ihm nicht so tragisch ernst nehmen; denn „das mündliche Wort", schreibt er, „betrachte ich bloß als eine sanitärische Expektoration wie Lachen und Husten".

[11]) Vgl. den Bericht über die Genfer Spitteler-Feier 1915, Neue Zürcher Zeitung, 9. Oktober 1915. „Spitteler sprach kurz und geistreich: Im wesentlichen waren seine Worte Dank und Rührung. Er glaubt, die Ehrung gelte nicht so sehr dem Politiker in ihm [wir wollen es annehmen!], der es mit knapper Not, letzten Winter einmal, und für sein ganzes Leben, « auf eine Stunde und zehn Minuten » gebracht; sie entspringe vielmehr der Ehrfurcht, sagen wir es vielmehr französisch, dem « respect inné et traditionnel de la racine latine pour le beau sublime »." — Hier können wir in der Tat nur erwidern: Si tacuisses ! — Auch sollte es doch wohl heißen: « race » und nicht « racine » !

Wirklichkeit, wie wir gerade in diesem Zusammenhang später noch sehen werden, als Grenzpost-Redaktor sehr intensiv, wenn auch — zugegeben — sich wider Willen mit der politischen Materie abgegeben hat.

Offenbar war ihm damals — das diene zur Entschuldigung dieser mehr befremdlichen als originellen Behauptung — während der verhältnismäßig langen Zwischenzeit von beinahe dreißig Jahren völlig entfallen, daß er zur Zeit der bulgarischen Krise und der großen deutsch-russischen Spannungen Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einige Dutzend glänzend versierter Leitartikel verfaßt hatte. Was in Anbetracht der introvertierten seelischen Veranlagung und namentlich im Hinblick auf die Entwicklung seiner in der Folgezeit fast nur noch vom rein ideellen Gedankenflug epischer Poesie in Anspruch genommenen inneren Persönlichkeit uns wiederum nicht besonders zu verwundern braucht. Daß er in Genf damals die Öffentlichkeit bewußt in die Irre geführt haben sollte, so wie man es oft noch hören kann, dürfen und wollen wir zu seiner Ehre nicht annehmen: Eine Persönlichkeit von der Ideen- und Charaktergröße eines Spitteler hat es bestimmt nicht nötig, über sich selber Märchen in die Welt zu verstreuen[12]).

Wir führen diese Beispiele nur darum an, um darzutun, eine wie geringe Bedeutung gewissen Äußerungen, die Spitteler in den Mund gelegt werden, unter Umständen zukommt. Und des weiteren möchten wir die Tatsache, daß Spitteler „so oft", wie man zuweilen vernehmen kann, „sich widersprochen" oder gar daß er „gelogen" habe, auch dem psychologischen Verständnis näher gebracht haben, um damit, soweit es in unseren Kräften

---

[12]) Schließlich hätte er ja durch eine einzige bewußte Lüge (unbewußt hat Spitteler sicher oft „gelogen"!) ausgerechnet zu der Zeit, da er selber mitten im Aufruhr der Geister steckte, sich nachträglich noch mehr ins Unrecht gesetzt, als dies tatsächlich infolge seiner großen, in mehr als nur einer Beziehung problematischen Zürcher Rede „Unser Schweizer Standpunkt", Zürich 1915, an sich schon geschehen ist. Vgl. im übrigen auch die kritischen, doch im Grunde unanfechtbaren Äußerungen in Prof. Hermann Bächtolds gerade heute wieder zu denken gebender Schrift „Die nationalpolitische Krisis in der Schweiz", Basel 1916, bes. S. 13—17.

steht, zu verhindern, daß dem Dichter immer von neuem wieder ein Strick daraus gedreht werde, wenn sich manchmal Unstimmigkeiten ergeben zwischen dem, was in der oder jener Angelegenheit als tatsächlich geschehen überliefert und nachzuweisen ist, und dem, was er selber darüber nachträglich vorbringen zu müssen glaubte.

Denn — um nun zum Ausgangspunkt der vorliegenden Betrachtungen wieder zurückzukehren — auch was seine oben angeführte Behauptung anbetrifft, daß er nämlich vor der Kunstwart-Gründung nichts weiter als die besagten zwei Artikel (über die Basler Tambourmajore und einen baltischen Badeplatz) in Deutschland habe anbringen können, so beruht natürlich, wie sich der Leser leicht wohl denken mag, selbst diese mit so großer Bestimmtheit vorgetragene Äußerung ebenfalls nur auf Täuschung, oder sagen wir also besser: auf Selbsttäuschung, nicht aber — wir möchten es noch einmal betonen — auf bewußter, absichtlicher Irreführung des Lesers.

Abgesehen davon, daß Spitteler in der fraglichen Zeit bis zur Kunstwart-Gründung[13]) sehr wohl manchen Aufsatz wenigstens in schweizer Zeitungen (also nicht nur im Bund) veröffentlichen konnte — was zwar etwas wesentlich anderes ist und hier auch nicht zur Diskussion steht —, so war es ihm hin und wieder doch gelungen, einige Arbeiten seiner feuilletonistischen und kritisch-ästhetischen Feder ebenfalls in deutschen Zeitungen und Zeitschriften noch vor dem Jahre 1887 unterzubringen[14]).

Dies alles ändert natürlich nichts an der Tatsache, daß erst Avenarius mit seinem idealistisch eingestellten Kunstwart für Spitteler in Deutschland damals die allein entscheidende Wendung zum Guten erwirkt hat. Eine Tatsache, die selbst dann nicht ihrer prinzipiellen Gültigkeit zu entkleiden wäre, wenn Spittelers gewiß etwas einseitige und für jene Zeitschrift vielleicht

---

[13]) Hierüber geben die folgenden Kapitel Auskunft.

[14]) So hat er bereits im Jahre 1885 mit einer längeren und gewichtigen Flaubert-Studie in der von Sacher-Masoch herausgegebenen Revue „Auf der Höhe" vorübergehend Fuß fassen können (vgl. Kap. V).

fast allzu ausschließlich plädierende Behauptung noch in manchem Punkte mit der Zeit berichtigt werden dürfte. Man wird ja immer wieder sehen können, wie Spitteler in solchen Dingen oft nicht so genau verfahren ist, hat er doch z. B. in anderen Aufsätzen, so etwa in dem Gedenkblatt für den 1911 verstorbenen Widmann[15]) bei der Aufzählung und Würdigung dessen, was ihn gefördert und vorangebracht, dafür den Kunstwart überhaupt nicht mehr angeführt (wir werden uns später damit noch zu befassen haben).

Doch wie dem auch sei: Auf Grund der angeführten Beispiele und Bedenken erkennen wir zur Genüge, welcher Art von Schwierigkeiten wir uns bestimmt nicht entziehen könnten, würden wir uns ausschließlich vom Bestreben nach Vollständigkeit nur um des Prinzips willen leiten lassen. Vergessen wir doch nie, daß sich ja Spitteler selbst später für „incompetent“[16]) gehalten hat, eine auch nur einigermaßen vollzählige Sammlung der besten seiner Zeitungs- und übrigen verstreuten Aufsätze zu veranstalten (vgl. das im Vorwort über die Lachenden Wahrheiten Ausgesagte), ja 1893 schon, also erst kurz nachdem er durch seinen Rücktritt von der Redaktion der Neuen Zürcher Zeitung sich endgültig ins Privatleben zurückgezogen, fühlte er sich veranlaßt, in einem Briefe einmal zu erklären, daß er seine Aufsätze „schwerlich selbst sammeln“ könne. „Das ist eine wahre Entdeckerarbeit“, meint er, „so zerstreut ist das alles, wer weiß, wo“[17]). —

Wir müssen diese Erörterungen hier abbrechen. Auf alle Fälle sehen wir — und werden es Schritt für Schritt immer wieder neu zu sehen bekommen —, daß es in absehbarer Zeit kaum möglich sein dürfte, das gesamte Quellenmaterial, soweit es grundsätzlich in Frage käme, ja oft nicht einmal bestimmte, so gut wie halbwegs auf sichere Spuren führende Hinweise vollzählig aufzuspüren, geschweige denn chronologisch oder sonst in

---

15) „Was ich Widmann verdanke“, Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. Nov. 1911.

16) Brief an Frey vom 20. Nov. 1893.

17) Vgl. ebenda.

einer der quellenkritischen Forschung hinreichend genügenden Weise zusammenzustellen und dem ständig wechselnden Inhalt entsprechend auch zu ordnen.

* * *

Zu den bisher besprochenen Schwierigkeiten, die sich dem Streben nach der bestmöglichen Vollständigkeit in Beschaffung und Verarbeitung des so weit zerstreuten Stoffes als hemmend in den Weg stellen, gesellen sich noch einige weitere wesentliche Umstände, welche in ähnlich empfindlicher Weise die unserem Plan zugrunde liegenden Absichten beeinträchtigen und die es verdienen, ebenfalls beleuchtet zu werden. Und zwar handelt es sich um Schwierigkeiten vorwiegend technischer Art, denen wir noch unsere Beachtung schenken wollen, das heißt vorab um die Fragen, die sich auf die qualitative Sichtung und Bestimmung des Materials beziehen.

Was nämlich d i e Blätter und Zeitungen anlangt, an denen Spitteler nachweislich als Redaktor oder als Mitarbeiter tätig gewesen, so spielt uns das Glück auch nicht alles das, was wir ermitteln und erforschen möchten, ohne weiteres in die Hände, sondern wir müssen uns in mehr Fällen, als uns recht ist, mit der unvermeidlichen Tatsache abfinden, daß es oft überhaupt nicht mehr möglich ist, diesen oder jenen Beitrag als echt nachzuweisen — ich denke besonders an kurze Besprechungen und Berichte —, wenn er nicht irgendwie eine einmalig typische, eindeutig profilierte Wendung in gedanklicher oder stilistischer Hinsicht enthält, auf Grund deren allein die unbedingte Authentie gefolgert werden darf.

Denn auch daran dürfte heute noch nicht zu denken sein, bereits mit Stilkritik oder Stilanalyse — etwa nach Art der Sieversschen Schallanalyse — die unvermeidlichen Lücken schließen zu können; dem widersetzen sich allein schon Menge und Umfang der in unnübersehbarer Vielzahl vorhandenen und einer vollständigen Sichtung erst noch harrenden Stoffmassen. Es bleibt daher — vorderhand wenigstens — oft nichts anderes übrig, als mit einem gewissen, nicht näher zu umschreibenden

Fingerspitzengefühl Stil und Gehalt der überhaupt in Frage kommenden Aufsätze, Rezensionen usw. abzutasten, also nach Gefühlsmomenten zuweilen die Autorschaft wenigstens versuchsweise zu erfassen. Gleichwohl erwachsen für den Sammler aus diesen Bedingtheiten keine wesentlichen Unzuträglichkeiten, weil nämlich die Hauptmasse der als authentisch zu betrachtenden Presse-Beiträge nach Wert und Menge immer noch bedeutend genug erscheint.

Aber noch etwas anderes tritt hinzu. Etwas, das wiederum mit einer besonderen Eigenart Spittelers zusammenhängt und jeden Versuch einer Schematisierung der Bestimmungsmethoden beim Sichten und Überprüfen der verschiedenen Quellen verhindert. Man muß nämlich wissen, daß Spittelers literarisch-publizistische Tätigkeit, in ihrer Gesamtheit betrachtet, nirgendwo eine ausgesprochene Fachbegrenzung im Sinne unserer modernen Arbeits- und Interessenteilung erfahren hat, ein Umstand, der es nun mit sich bringt, daß Spittelers Journalistik nicht ein, sondern viele Gesichter zeigt und ihr Charakter nicht mit dem Prometheus, sondern eher mit dem Proteus in ihm als ihrem ureigensten Wesenskern identisch ist.

An der Schweizer Grenzpost zum Beispiel war Spitteler weder Inland- noch Ausland-Berichterstatter, doch konnte er gegebenen Falles beides zugleich sein; denn es ist klar, daß seine große geistige Beweglichkeit vom Verlag und der Leitung des Blattes sogleich bemerkt und auch dementsprechend, in einer den Umständen angepaßten Weise, ausgenützt worden ist. Ferner war er weder Feuilleton- noch Lokal-Redaktor; gleichwohl erwecken seine zahlreichen Theater-, Konzert- und sonstigen (laufenden) Besprechungen, wenn man sie der Reihe nach durchgeht, wiederum den Eindruck, als sei er überhaupt nicht für ein bestimmtes Gebiet, sondern geradezu für alles zusammen gleichsam engagiert worden.

Zu alledem kommt dann noch zuguterletzt die übergroße Menge der in ihrem bleibenden Gehalt kaum heute schon abzuschätzenden obligaten Bücher-Rezensionen, die sich in die Hunderte belaufen. Es ist nicht übertrieben, wenn wir daraus folgern: Spitteler beackerte — abgesehen von den zum vornherein wegfallenden Spezial-Ressorts — sozusagen alle Gebiete, wie sie für

einen in abhängiger Stellung befindlichen Journalisten, der bei der Presse sein Brot verdienen muß, nur irgendwie in Betracht kommen; seine Variabilität und Vielseitigkeit, von der wir noch Zeugnis ablegen werden, erweckt denn tatsächlich auch kein anderes Gefühl zunächst als das der aufrichtigen, ehrlichen Verblüffung.

Daraus ergibt sich für den Sammler fast zwangsweise die unumgängliche Verpflichtung, daß er sein Augenmerk nicht nur auf bestimmte Einzelgebiete richte, sondern er mit Konsequenz beinahe den gesamten Inhalt der in Betracht kommenden Zeitungs-Jahrgänge durchgehen und — auch wenn es zeitraubend ist — jeden wichtigen Beitrag von nur halbwegs individuellem Aussehen auf seine mutmaßliche Verfasserschaft hin untersuchen muß.

Eine Erleichterung bei dieser Danaiden-Arbeit bietet sich zwar insofern, als die einzelnen Nummern der (in den achtziger Jahren wöchentlich meist nur sechsmal erscheinenden) Tagesblätter über einen im Verhältnis zur heutigen Durchschnittspresse wohltuend bescheidenen Umfang verfügten, was sich dann namentlich in der übersichtlichen Anordnung günstig auszuwirken pflegte; und im ebenso sympathischen Gegensatz zum Sensations-Charakter der modernen Zeitung prägt sich der übliche Satzspiegel eines solchen Blattes in seiner wochenlangen, stereotyp bleibenden Gleichförmigkeit mit größter Leichtigkeit ein, sodaß sich unser Blick recht bald an die wenigen, so angenehm genormten Rubriken gewöhnen kann.

Damit haben wir etwas weiteres, Wichtiges angedeutet, etwas, das aus der damaligen Art der Presse zu verstehen ist und zum Teil auch heute noch gilt, was aber ein Durchsuchen älterer Zeitungsbestände nach bestimmten Verfassern besonders hemmen kann. Wir meinen die Tatsache, daß früher allgemein bei der Presse das Phänomen der Anonymität, das heißt: der mehr oder weniger durchgängigen Namens-Verschweigung vor dem Leser in einem weit höheren Maße in Ansehen stand als heute, und es somit üblich war, daß die amtierenden Redaktoren und ständigen Mitarbeiter mit ihren regelmäßigen Beiträgen beinahe völlig in der Masse der den Abonnenten täglich gebotenen Lesekost aufzugehen hatten.

Es ist eine bekannte Tatsache: Solange die Presse besteht, bildete die Anonymität, dieser Zwang einer ständigen Zurückdrängung der besonderen Individualität hinter die Aufgabe, ein unumgängliches, wenn auch zuweilen peinlich empfundenes Haupterfordernis, das aber bedingt wurde durch die täglich neu zu bewerkstelligende Zusammensetzung der Zeitung und somit, wenn auch weniger die gelegentlichen Einsender, so doch hauptsächlich die dauernden Mitarbeiter und die Redaktoren an feste, unpersönliche Normen band. Und nur in wenigen Fällen — bei Spitteler stellen sich die Dinge im großen und ganzen noch relativ günstig — wurden früher die von der Leitung des Blattes oder von den ständigen Korrespondenten herrührenden Beiträge mit dem vollen Namen oder den heute mehr und mehr üblich gewordenen sogenannten Initialen oder sonstigen Symbolzeichen signiert; Ausnahmen wurden im Grunde nur im Feuilleton gestattet.

Aus welchen Gründen bei den Presseleuten — namentlich bei den deutschen und deutsch-schweizerischen — die Gepflogenheit der Namens-Verschweigung (oder zum wenigsten der Kaschierung hinter Symbolen) sich durchgesetzt hat, ist unschwer zu erraten, wenn man sich Wesen und Zweck, vor allem jedoch die Entwicklung der modernen Tageszeitung zu vergegenwärtigen sucht.

Inwiefern man sich übrigens schon in den achtziger Jahren über diese offenbar unvermeidlich gewordene Hinwendung von der ausgesprochenen Individualität zur bloßen Anonymität im Pressewesen Gedanken machte, davon möge hier eine Äußerung Zeugnis ablegen, auf die wir beim Durchblättern der Schweizer Grenzpost unvermittelt gestoßen sind[18]).

Es handelt sich um eine größere Besprechung (von Hiltys Politischem Jahrbuch), in deren Zusammenhang der Verfasser — wahrscheinlich der Chefredaktor Dr. Brüstlein selbst — sich in folgender Weise zu der hier uns beschäftigenden Frage äußert (wir nehmen übrigens an, daß wir diesen Zeilen dadurch, daß

---

[18]) Schweizer Grenzpost, 9. Sept. 1886.

wir sie wiedergeben, auch eine gewisse allgemeine Bedeutung im Hinblick auf die Problematik der Presse zukommen lassen):

„Herr Hilty stellt unserer Presse ein relativ günstiges Zeugnis aus, doch tadelt er an derselben die meist absichtlich gesuchte « Unpersönlichkeit », welche möglichst zu vertuschen strebt, daß hinter dem einzelnen Artikel ein bestimmtes Individuum steht. Herr Hilty möchte geradezu die wichtigeren Artikel, wie es bei einzelnen französischen Zeitungen Brauch ist, gezeichnet sehen.

Unserem Geschmacke würde dies auch besser entsprechen. Die Bewegungsfreiheit des einzelnen Redakteurs würde dadurch gewinnen. Aber die Zeichnung des Namens ist es nicht, worauf es dabei wesentlich ankommt; der Habitué einer Zeitung findet mit Leichtigkeit den Verfasser jedes Artikels heraus, der von einem Redakteur oder ständigen Mitarbeiter herrührt. Das Wesentliche ist vielmehr, daß der Redakteur nicht zu scheuen brauche, in seiner Schreibweise seine individuelle Eigenart etwas hervortreten zu lassen. In dieser Beziehung dürfen wir behaupten, daß der Stil der schweizerischen Zeitungen in den letzten zehn Jahren merklich an persönlicher Färbung wieder zugenommen hat. Ein noch stärkeres Hervortreten des Individuums, nach Art der Pariser Zeitungen, würde unser heutiges Publikum nicht dulden. Die Zeitung ist in der Tat, zumal durch die Entwicklung des Reporterwesens, zu einer « Sache », zu einem Tatsachenkomplex geworden, nach dessen produzierenden Schöpfern das große Publikum so wenig fragt, als der Reisende nach dem Fabrikanten des Porzellantellers, in welchem ihm an der Table d'hôte die Suppe serviert wird."

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Zeilen aus der Feder eines (übrigens von Witz und Laune sonst nur so sprühenden) Fachmannes bestimmt etwas resigniert, wenn nicht zu sagen: pessimistisch klingen.

Doch wollen wir nicht weiter auf die Frage eintreten, sondern uns zum Abschluß dieser einleitenden allgemeinen Erörterungen mit der Feststellung begnügen, daß jene resigniert-pessimistischen Gedanken und Erwägungen, wie sie Dr. Brüstlein zur Niederschrift veranlaßt haben, nun ebenso auch auf Spittelers Einstellung zum Journalismus ein kleines Licht werfen. Ohne

daß wir späteren Erörterungen vorgreifen möchten, läßt sich auf Grund obiger Bemerkungen ein eindeutiger Rückschluß auf Spitteler selbst wieder gewinnen. Wir meinen nämlich, daß ein Mann von seiner seelischen Veranlagung an diesem besonderen Umstand im Zeitungswesen, dem Mangel eben an Wert und Würde der Persönlichkeit, in einem ganz anderen Maße leiden mußte, als der jahrelange Fachmann und Routinier, der ständig nur in und mit der Presse zu leben hat.

Bekanntlich findet sich zu wiederholten Malen bei Spitteler, in Briefen so gut wie in Aufsätzen (namentlich solchen selbstbiographischen Inhalts), eine seltsame, aber unschwer zu erfassende Wendung und metaphorische Umschreibung: sie kündet vom „stummen Klavier„ [19]), auf dem der Dichter jahrelang angestrengt zu üben und zu arbeiten gezwungen war, ohne die geringste Aussicht auf äußeren Erfolg zu haben, oder gar innere Befriedung zu erlangen. Was kann damit anderes gemeint sein als die Presse? Was anderes zumal als die furchtbare, für eine so ausgesprochen individuell bewußte Persönlichkeit wie den Prometheus-Schöpfer besonders untragbare Verurteilung zur völligen Namenlosigkeit, eben zur — Anonymität?

Wir jedenfalls können nachfühlen, zu welcher Selbstentäußerung, welcher Verzichtleistung des seelisch-schöpferischen Bewußtseins eine Persönlichkeit wie er sich zusammenraffen mußte, damit aus dem Dichter und Gestalter ein Schreiber und Lehrling, aus dem eigenwilligen Verkünder eines neuen Lebensgefühles ein Journalist, ein bloßer Kärrner im Dienste des Alltags, kurz aus Felix Tandem ein bloßer Anonymus werden konnte.

Denn was erwartet den Dichter in der Presse, den Zeitlosen in der Zeitung?

„Zwischen dem Bleistift des Reporters und der Schere des Zuschneiders bleibt für die Feder des Schriftstellers wenig Raum

---

[19]) So im Brief an Frey vom 30. Juni 1886. Es heißt darin: „Es sind nun schon vier Jahre her, daß meine angestrengteste Arbeit auf dem stummen Klavier vor sich geht“.

übrig", so sagte Spittelers Chefredaktor selbst[20]). Und nun gar, möchten wir abschließend hinzufügen, für die Vision des Dichters....?

---

[20]) Schweizer Grenzpost, 9. Sept. 1886.

Spitteler und die Journalistik

I.

Prometheus-Schicksal

Daß Spitteler Journalist geworden, war ein Teil der Bestimmung seines Lebens, war Schicksal, unausweichliches Schicksal, so wie es plötzlich eines Tages mit Gewalt in die innersten Bezirke seiner Seele, seines Dichtertums eingedrungen war und, ohne zu fragen noch Rechenschaft zu geben, sich festgesetzt und auf Jahre hinaus eine Herrschaft unerbittlichsten Zwanges aufgerichtet hatte. Doch daß er dies sein Schicksal auch gemeistert, das Unerbittliche mit all seinen Folgen und Forderungen auf sich genommen und zu Ende getragen, das entsprach nicht minder der Bestimmung seines Lebens, das war zugleich auch deren Bestätigung und Rechtfertigung, der Sieg vor allem über das Schicksal selbst, davongetragen und errungen durch die eigene Kraft, die eigene Größe, nämlich den Willen.

Dieser Wille ist die tragende Kraft, die auch den Journalisten Spitteler bestimmt und geprägt hat: Auch im Journalisten symbolisiert sich — davon wird noch die Rede sein — auf irgend eine Weise des Dichters Prometheus-Geist, wenn auch in zerquälter und eingeengter Form. Denn daß ein Dichter wie er, solch ein eigensinniger Idealist und versponnener Phantasiemensch, das tragische Schicksal des schöpferischen Menschen nicht nur empfangen, sondern das Unerläßliche in seiner ganzen, die Erniedrigungen mitumfassenden Spannweite auch getragen und er damit auf Jahre hinaus dem Zeitgeist, ja dem nichtigen Alltag sein Bestes, Liebstes: seine Kunst, zum Opfer dargebracht,

das war gewiß die schwerste, qualvollste aber auch sicherste Probe auf sein Prometheus-Schicksal.

Prometheus-Schicksal! Es ist keine Hyperbel, wenn Spittelers gesamtes Werk symbolisch, etwa von Burte[1]), solcherart als „Ahnung seines Lebens“ begriffen wird. Spittelers ureigenstes Schicksal umspannte alle Lebens-Sphären, in die er, wo es auch sein mochte, als leidender und kämpfender Mensch, als Geschöpf und Schöpfer hineingestellt war. Das heißt: Auch der Journalist in ihm, nicht nur der Dichter, nahm an diesem Schicksal teil; denn Spitteler war eine Einheit schon von Jugend an, Künstler und Mensch waren eins, untrennbar ineinander verschlungen, und ob das Schicksal die Achse seines inneren Lebens berührte, oder ob es in die Speichen seines äußeren Daseins griff, immer wurde er selbst in erster Hinsicht davon getroffen, weil eben nichts weder in ihm, noch an ihm war, das irgendwie ein gesondertes Eigenleben außerhalb oder neben dem Zusammenhang seines einen und einzigen Menschentumes zu fristen vermochte.

Die schöpferische Bewältigung seiner großen künstlerischen Leistungen — so können wir es hier in vorläufiger Zusammenfassung ausdrücken — war nichts als der Austrag unüberwindbaren inneren Müssens, das mit eruptiver Stoßkraft emporbrach und alles im Glutstrom der Ideen und Bilder mitriß: Dieses Ringen ist gleich dem Trotze des Prometheus, der kein anderes Gesetz über sich duldete, wie das Gesetz der eigenen Seele.

Die tägliche Fron dagegen am Schraubstock der Presse, der er so manches kostbare Jahr dahingegeben, war nichts als der Ausdruck unbeugsamer äußerer Pflichterfüllung, welche bis zuletzt anhielt und trotz der Rebellionen der Seele deren tiefsten Qualen widerstand. Und dieser Kampf gleicht dem Leiden des Prometheus, der es auf sich genommen, in Knechtschaft und in Not und Elend zu dienen.

---

[1]) Hermann Burte: „Spittelers Werk als Ahnung seines Lebens“, Der Lesezirkel, Zürich, 15. Mai 1931.

Daher gehört auch der Journalist in Spitteler zu der einen ungeteilten Menschlichkeit, deren Symbol im Schicksal des Prometheus beschlossen ruht, und der Unterschied zwischen dem Dichter und dem Journalisten — wir lassen alles Weitere hier noch beiseite — ist kein anderer als der der inneren und der äußeren Ebene seiner Gesamtmenschlichkeit. Das heißt: Spitteler war als Dichter so gut wie als Journalist der gleiche, nämlich er selbst; der eine so gut wie der andere vollendeten nacheinander die allmähliche Realisation der vorerst nur in der Phantasie vorweggenommenen gleichnishaften Umschreibung des Prometheus-Schicksals, dessen dichterischer Ahnung damit die Erfüllung im Leben selbst beschieden ward. Denn überprüfen wir diese sinnhafte Deutung der inneren Wesenheit Spittelers mit dem Ablauf seines äußeren Daseins, so können wir gar nicht anders als bewundernd uns eingestehen, daß er zeit seines Lebens, in der Jugend wie im Alter, im Glück wie in der Not, allein dem Sinnbild nur des Prometheus, also sich selber treu geblieben ist.

* * *

So stehen die altgewohnten Dichterleiden — Leiden des inneren Müssens sowie des äußeren Zwanges — Seite an Seite mit allem Glanz der schöpferischen Beglückung am Eingang auch der Mannesjahre von Spittelers vielbewegter Lebensbahn; ihre Spuren zogen sich manches schwere Jahr durch den Staub und die Niedrigkeit des Alltags, bis sie endgültig in die verheißenen Gefilde seiner wahren Seelenheimat, der kosmischen Götter- und Heroen-Landschaft, wieder einzumünden vermochten.

Es war — wir beginnen mit jenem Zeitpunkt, da Spittelers Lebensbahn die ersten, auch nach außen sichtbaren Spuren ihres Aufstieges in das Profil der Zeit gegraben [2]) — es war nach sei-

---

[2]) Vgl. die biographischen Partien in Faesis Werk, ferner ebenfalls Faesis, in die Seelenverfassung des in Rußland weilenden Dichters mit lebensvoller Phantasiekraft eindringende Studie „Spitteler, der Landstörzer“ in „Heimat und Genius, Festblätter zur Schweizerischen Geistesgeschichte“, 1934.

ner Rückkehr aus Rußland, wo er acht Jahre (1871—79) fast ununterbrochen geweilt und als Hauslehrer tätig gewesen. Nun mußte er, der aus der wenig geliebten, doch immerhin glänzenden Fremde entlassen war, mit der kleinen Heimat sich wieder bescheiden, zum Entgelt aber wähnte er das ungesäumte, ungeteilte Verständnis und die Achtung seiner lieben Landsleute sich zu erringen. War er doch nicht mit leeren Händen heimgekehrt und hatte er sich endlich in der langen Zwischenzeit — vierunddreißig Jahre zählte er bei seiner Rückkehr — zum Dichter durchgekämpft und durchgelitten. Prometheus und Epimetheus, das erste Epos wieder im alexandrinischen Zeitalter der Alleinherrschaft des Romans, war das nach Jahren einer „grausamen angstvollen Sisyphusarbeit" [3]) dem Herzen entrungene Kleinod seiner Rußland-Jahre, das er damals, in der Heimat wieder, unter dem dämonischen Zwang der schwersten Seelenkrise seines Lebens (Imago!), kurz entschlossen niedergeschrieben; denn nur unter Kämpfen hatte er sich entschieden, „auf Tod und Leben irgendeine der tausend Varianten des Prometheus plötzlich aufs Papier zu werfen, einerlei welche, und gleichviel in was für einem Stil" [3]).

Hinter dem seltsamen, Glück und Not in ahnungsschwerer Symbolik vereinenden Decknamen Felix Tandem sich verborgen haltend, erwartete er nun, nachdem er — wie gerade hundert Jahre zuvor Schiller! — sein Erstlingswerk auf eigene Kosten und unter Opfern hatte drucken lassen, „bescheiden und ehrfurchtsvoll die Antwort der Öffentlichkeit" [4]); denn anscheinend hat er diese Öffentlichkeit, obschon er gerade sie im Pandora-Mythus so unerbittlich gerichtet hatte, gleichwohl mit einer gewissen naiven Unbefangenheit damals noch immer gewaltig überschätzt. Doch er wartete vergeblich, hoffte umsonst: Nichts geschah, und niemand rührte sich. Eisiges Stillschweigen ringsum war die einzige Antwort der Öffentlichkeit samt ihren epigoni-

---

[3]) „Mein Schaffen und meine Werke", Kunstwart, 1. und 2. Juliheft 1908.

[4]) „Meine poetischen Lehrjahre", Neue Zürcher Zeitung, 7., 8., 9. und 10. Dez. 1900.

schen Vertretern. Und das mit so heißem Bemühen errungene Buch „fror ordentlich ein“, um Widmanns Formulierung zu übernehmen, „wie ein Nordpolfahrzeug in den über Nacht erstarrten Wellen“ [5]).

Nun ist die Geschichte ja reich an trostlosen Beispielen des völligen Verkannt- und Mißachtetseins. Denn es wird ewig das Schicksal des Künstlers sein, zumal des großen, nach innen gekehrten Geistes, daß er einsam bleibt und in dem Maße, wie er in seinem Ideal-Menschentum der völligen Introversion verfällt, von der Realität, die nur dem anpassungsfähigen, dem extravertierten Typus den Ritterschlag des Erfolges erteilt, dafür mit schweigender Mißachtung übergangen und beiseite geschoben wird [6]).

Doch wie dem auch sei, so wie Spitteler damals war noch kaum zuvor ein schaffender Geist mißachtet, so wie der Prometheus noch selten ein Kunstwerk verkannt worden. So wie er war noch nie ein Dichter totgeschwiegen, so wie er noch keiner um den Ertrag seines furchtbaren geistigen Ringens gebracht worden. Er, der Schöpfer einer einzigartigen, in Größe und Bedeutung Nietzsches Zarathustra kühn vorweg nehmenden Dichtung [7]) wurde nicht nur völlig beiseitegedrückt und von sämtlichen Epimetheusen der Zeit überflügelt, er war nun zum vornherein als literarische Persönlichkeit auch ausgeschaltet, als nichtexistierend gleichsam betrachtet, wie wenn er überhaupt kein

---

5) J. V. Widmann: „Eines ächten Dichters Erstling“, Bund, 8., 9. und 10. November 1881.

6) C. G. Jung: „Psychologische Typen“, Zürich 1921. Jung analysiert im Zusammenhang seiner großangelegten psychologischen Studie die tragische Gegensätzlichkeit der beiden Gestalten des Prometheus und des Epimetheus in tiefgehender Weise vor allem als „den Kampf der introvertierten mit der extravertierten Entwicklungslinie in einem und demselben Individuum, welche aber die dichterische Darstellung in zwei selbständigen Figuren und ihren typischen Schicksalen verkörpert hat“.

7) Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß Spittelers Dichtung vor derjenigen Nietzsches erschienen ist („Prometheus und Epimetheus“, erster Teil, Weihnachten 1880, vordatiert 1881, zweiter Teil 1881; „Zarathustra“ dagegen erst 1883—85).

Werk vollendet hätte! Derart furchtbar wiederholte sich des Prometheus Schicksal, da er dessen Sinnbild als den düsteren Schatten der eigenen Zukunft vorausgeworfen, mit der Folgerichtigkeit, der Logik sozusagen eines Naturgesetzes an ihm selbst.

Alles in allem betrachtet eine niederschmetternde Katastrophe, eine Katastrophe jedenfalls, die — wie keine zweite mehr — in seiner Seele auf Jahre hinaus ein einziges Trümmerfeld von namenlos zerstörter Hoffnung hinterlassen hat....

* * *

So standen die Dinge zu Beginn der achtziger Jahre. Nicht ohne Grund schrieb Spitteler noch fünfundzwanzig Jahre später, anläßlich der zweiten Auflage des Prometheus im Jahre 1906: Es wäre „nicht ratsam" gewesen, „jung zu sein unter den « Alten », und es wurde einem nicht verziehen von den « Idealisten », ein Idealist wahrhaft zu sein. Eine Tatsache", fügt er sarkastisch bei, „die ich der Literaturgeschichte zur Notiz empfehle"[8].

Hätte die Welt ihn zum mindesten bekämpft, ja beschimpft, so wie sie etwa Wagner, Nietzsche, Böcklin bekämpft und beschimpft hatte, — es wäre ihm Antrieb, Ansporn gewesen, ja Kampfeslust selbst zu noch Höherem, noch Größerem. Denn hierin gleicht der Dichter, zumal Spitteler, dem Adler in den Lüften: Nur in der heftigen Brandung des Sturmes, nicht in der eisig-toten Windstille eines Käfigs, kann er am schönsten und kühnsten zugleich Kraft und Spannweite seiner Schwingen erproben und noch steiler in den Äther sich erheben.

Solche Möglichkeit wurde ihm damals verwehrt. Ein derart eigenes, selbstbewußt freies Element, wie es seiner Geistigkeit entsprach, lag nicht im Sinne des Zeitalters, in dessen nüchtern beschränkte Bodenständigkeit er hineingeboren war. Nur um sein Leben zu fristen, mußte er damals, nach dem furchtbaren Mißerfolg des Prometheus, entgegen der innersten Natur und Gesetz-

---

[8]) „Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichnis", zweite Auflage bei Eugen Diederichs, Jena 1906.

lichkeit seines Wesens, sich wieder hinabbegeben, mußte er der Zeit, der mit einem einzigen Flügelschlag seines Ingeniums auf ewig entronnen zu sein er sich geträumt hatte, auf die für ihn denkbar niedrigste Weise dienen und dabei in Demut verharren, mußte er endlich — bildlich gesprochen und im Sinne eines der unmißverständlichsten seiner Literarischen Gleichnisse [9]) — als der Adler gleichsam in die „Tanzstunde" sich zerren lassen, um sich dort „dem allgemeinen Tierwillen" zu beugen, der darin bestand, daß das Fliegen — welch feine Ironie! — verpönt geworden war; denn

Oft hatte König Nobel, gereizt von Eifersucht,
In stillen Sommernächten das Fliegen umsonst versucht.

Und als er endlich merkte, er könn' es einfach nie,
Ward ihm die Offenbarung: zu Fuß schwebt das Genie.

Dies Evangelium schenkt' er dem Wolf und dem Schakal.
Bald quakten es und piepsten's die Lurche allzumal.

Der Adler kam geflogen. Da ward ihm übler Gruß.
„Man sieht, du kommst vom Lande; man fliegt jetzt nur zu Fuß."

So mußte der Adler — gegen seinen Willen und gegen sein besseres Wissen — wohl oder übel „von Morgen früh bis spät" nur immer exerzieren und in die Gangarten der Land- und Kriechtiere sich eindrillen lassen:

Kratzfüße sollt' er machen und Komplimente tun;
Die Ente lehrt' ihn watscheln und Menuett das Huhn.

Sperling und Gans und Zeisig, Kibitz und Wiedehopf
Hatten des Adlers Fortschritt und Besserung im Kopf.

Allein dem Adlertanze mangelte stets etwas;
Etwas, mir fehlt der Name, ein gewisses Ich-weiß-nicht-was.

Der Adler in der Tanzstunde — der Dichter in der Journalistik! Das Eine so unmöglich wie das Andere, und doch ist es

[9]) „Der Adler in der Tanzstunde", in „Literarische Gleichnisse".

möglich gewesen, ist Tatsache, bitterste Wahrheit gewesen. Und zwar nicht nur Tage — Jahre lang ist es möglich gewesen. Jahre lang hat Spitteler gelitten, und wir wissen es heute: Unsäglich hat er gelitten. Aber der Adler wäre nicht ein Adler gewesen, wenn er sich von seinen armseligen Tanzmeistern auf die Dauer hätte zähmen lassen, und Spitteler wäre nicht Spitteler gewesen, hätte er sich endgültig von der Presse unterkriegen lassen.

Nicht umsonst hat Felix Tandem mit dem Prometheus-Gleichnis in grandiosem Geistesflug sein ganzes Leben ahnend vorweggenommen, und auch später hat er niemals, selbst unter dem Druck des äußersten Zwanges und trotz aller Not nicht, seine lebendige Seele verkauft. Denn Spitteler war — wir sagten's ja schon — über alle äußere und innere Not, über alle Zerklüftung und Zerrütterung hinaus eine eiserne Willensnatur, und Energeia hieß seines Menschen- wie Schöpfertumes gestaltend-treibende Kraft. S i e war es, die ihm gebot, zu kämpfen statt zu klagen, zu überwinden statt zu leiden, und endlich: durch Arbeit zu seinem Werk sich wieder zurückzufinden, zum Kosmos seines eigensten Herzens, das ewig, unvergänglich nur Dennoch heißt.

Vom Aspekt einer Gesamtschau über Spittelers dichterisches und außerkünstlerisches Schaffen bekommt daher auch die im Verhältnis so unschöpferische wie unerfreuliche Pressezeit Sinn und Bedeutung, und in dem Maße, wie der Dichter dem ungewollten Zwang der Journalistik sich allmählich wieder zu entziehen vermochte, läßt sich erkennen, wie auch bei ihm, dessen geistiges Rüstzeug sich gleich seinem Charakter im Kampfe vor allem zu bewähren pflegte, w i d r i g s t e Schicksalsfügung als d i e Macht zu werten ist, welche, das Böse wollend, erst das Gute schafft.

Auf Spitteler traf dies zu. Aus der Not der Pressezeit, diesem jahrelangen Sichmühen und -sorgen, erwuchs ihm Segen und Kraft zu neuem Schaffen. Ein neuer Lebensring schloß sich an das „Exil" — so nannte er später zuweilen die Zeit seiner Pressefron —, und als ein innerlich Gefestigter und Gereifter betrat er zum zweiten Male, diesmal für immer, seine wahre Heimat, das Reich der kosmischen Sphären.

Endgültig versank die Zeit der Leiden, und — kehren wir noch einmal zu unserem Gleichnis zurück — von neuem hob und entfaltete der Adler seine des Fluges so lang entwöhnten Schwingen:

„Mir ist, ich röche Hochluft und Maienfelsenwind!"
Vor heftiger Sehnsucht stieg er zum Walde pfeilgeschwind,

Durchstieß die Wetterwolken, umflammt von Blitz und Zorn.
Hier faßt' er seine strengen Tanzmeister jetzt aufs Korn.

Und während durch den Äther jauchzte sein geller Pfiff,
Zappelten Huhn und Kibitz bereits in seinem Griff.

Drüben am Hochgebirge schwamm eine Adlerin,
In Schraubenbogen kreist' er mit ihr zur Sonne hin.

Auf derartig tiefsinnig-poetische Weise suchte und vermochte Spitteler sein gesamtes Leben und Schaffen, sein ganzes Fühlen und Drängen zu symbolisieren, parabolisch zu umschreiben und somit auch über das Individuelle als solches zu erheben; und er hatte recht damit. Wie unter der Hand eines Magiers sich Stein in Brot verwandelt, so wird bei Spitteler das kleinste Erlebnis zum zeugenden Gleichnis, der zarteste Anstoß zur beredten Kunde alles dessen, was die äußere Gegebenheit seiner Erdenexistenz im metaphysischen Sinne gleichsam bedeutet. Und was bedeutet denn, metaphysisch besehen, dies sein Leben? — Liegt in ihm denn etwas anderes beschlossen als die wirklich sinnhafte Berechtigung seines gesamten Lebenswerkes, etwas Größeres und Schöneres als die volle Bestätigung des unbedingten Wahrheitsgehaltes, der unlöslich diesem seinem Werke verbunden bleibt?

So rundet sich das Gleichnis seines Lebens zu einem Sinngehalt, der folgerichtig alles umschließt, was und wieviel in diesem Leben überhaupt nur beschlossen liegt. Gilt dies in erster Hinsicht auch von der hohen Zeit, da er seine Epen schuf, so mutatis mutandis nicht minder vom „Exil", der Zeit seiner Not- und Wanderjahre, die er ebenfalls mit dem Signum seiner unveräußerlichen Persönlichkeit geadelt hat. Organisch fügt sich auch diese Periode in den gleichnishaften Gestaltwandel seines Erdenwanderns ein. Spitteler war eben ein Visionär, im Grunde

ein Seher und Sichter seiner selbst so gut wie der Zeit, den bei aller Eigenmächtigkeit des verstandeshaften Geistes die Gewalt der Visionen, das Stürmen der Phantasie mit den Ansprüchen und Folgerungen der Wirklichkeit selbst überfallen und ihn so überwältigen konnte, daß es ihn alles um sich herum vergessen ließ (wie etwa in der Imago).

Von Anbeginn erschaute er, im Vollgefühl seiner drängenden Kräfte, hinter all den Leiden auch dessen einstige Überwindung, hinter jeglicher Pein auch den einstigen Preis für das Erlittene. Und in solchen Stunden, da ihm die innere Schau nicht mehr wie eine bloße Vorspiegelung phantastisch-schöner Täuschungen erschien, sondern durchaus als die wirkliche Vorschau wirklich kommender Taten selbst, in solchen Stunden der völligen Überwältigung durch die prophetische Phantasie mochte es dann wohl geschehen, daß auch sein geistig-intellektuelles Bewußtsein in heimliche Kommunikation zu der innersten Ahnung der Seele trat.

Und ahnend mochte er dann auch fühlen und erkennen, wie im Grunde allein nur in der uralt-biblischen Weisheit von dem Glauben, der da Berge versetzt, die letzte und eigentlich tragende Berechtigung sowie die Bestätigung jeglichen Schaffensdranges beschlossen liegt. Was er demzufolge fürs Erste tat und auf sich nahm: notzuleiden, war somit ganz im Sinne jener Losung gehandelt, die Allvater Zeus seinem Lieblingssohne Herakles mit auf den schwersten Lebenspfad gegeben [10]):

„Mein lieber Sohn“, lächelte Jupiter,
„Halbgöttisch auf den Pharaonenschenkeln
Im Thron sich wiegen und die nied're Welt
Sich ferne halten, kann ein jeder Krönling.
Allein im Knechtsgewand, in Augias' Stall,
Unter'm Gesind, verlacht, beschmutzt, mißachtet,
Dennoch die Heldenstirne hart und rein
Mit ungebeugtem Haupte hoch erheben —
Das können and're nicht; drum spart ich's dir.“

---

[10]) „Der Wunsch des Herakles“, in „Literarische Gleichnisse“.

II.

Berner Bund und Sonntagsblatt

Von den Zeitungen, an denen Spitteler nachweislich als Redaktor oder als ständiger Mitarbeiter sich betätigt hat, kommen als die hauptsächlichen Quellen in Betracht: Der Berner Bund, die Schweizer Grenzpost in Basel und die Neue Zürcher Zeitung. Die entsprechenden Jahrgänge dieser drei großen politischen Tagesblätter, von denen nur die Grenzpost heute nicht mehr erscheint, beherbergen in ihren Spalten die überwältigende Mehrzahl alles dessen, was Spitteler je für die Presse geschrieben. Doch hat es damit, wie wir wissen, keineswegs sein Bewenden. In zweiter Linie müssen noch einige Bände der Basler Nachrichten und ein paar Dutzend Nummern der Thurgauer Zeitung herangezogen werden. Ebenfalls nicht zu vergessen ist der Anteil der Mitarbeiterschaft für Zeitschriften, der bedeutender erscheint, als man gemeinhin annehmen dürfte, wenn er auch recht ungleich ausgefallen und daher schwer zu überblicken ist.

Beginnen wir hier mit dem Berner Bund.

Wie nicht anders zu erwarten, so setzte Spittelers Mitarbeiterschaft unmittelbar nach dem Zeitpunkt ein, da Freund Widman als literarischer Redaktor an die neben der N. Z. Z. damals führende Schweizer Tageszeitung berufen worden war[1]).

[1]) Über die Berufung Widmanns an den „Bund" vgl. Max Widmann, S. 1—24.

Das heißt: Diese Berufung, um die sich Widmann, trotz seiner früheren jahrelangen und erfolgreichen Fühlungnahme mit den besten Blättern der deutschen Schweiz [2]), selbst gar nicht bemüht hatte — sie war ihm vielmehr wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen — war bereits im Frühjahr 1880 erfolgt, während der eigentliche Antritt der Stelle in die ersten Oktobertage fiel. Und erst mit diesem Zeitpunkt begann auch Spittelers Mitarbeiterschaft: Am 8. Oktober 1880 erschien im Bund sein erstes Feuilleton [3]), auf welches dann all die Jahre hindurch, da er so schwer um sein täglich Brot zu kämpfen hatte und er fast einzig nur auf Widmann sich angewiesen sah, zahlreiche weitere Artikel seiner Feder folgen sollten.

Es ist hier der Ort, zunächst einige wenige Worte der Anerkennung über Josef Viktor Widmann einzufügen. Denn es ist nicht möglich, über Spitteler zu sprechen, ohne auch Widmanns, des edeln „Urfreundes", zu gedenken; so innig war ihrer beider Leben und Wirken ineinander verflochten, und von solcher Tiefe, Dauer und Schönheit war ihre zeitlebens unverbrüchliche Freundschaft, daß dieser ihr Bund es geradezu verdiente, den wenigen ganz großen klassischen Beispielen der gegenseitigen Treue und Hilfsbereitschaft zwischen gleichgesinnten Männern als ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden. Spitteler selbst hat in mehreren Aufsätzen nach des Freundes Tod (am 6. November 1911) von dessen märchenschönen Taten der Freundschaft, die sich über ein halbes Jahrhundert in nicht enden wollender Vielzahl erstreckten, erzählt und das Wichtigste davon zuhanden einer ergriffen lauschenden Nachwelt in einer Weise festgehalten, daß es angesichts des Zeugniswertes seiner Aussagen nicht übertrieben ist, wenn man den Ruhm Spittelers noch zu seinen Lebzeiten als das fast ausschließliche Verdienst des ewig unermüdlich werbenden Freundes, dieser „geborenen Apostelnatur", betrachtet [4]).

---

[2]) Vgl. ebenda.

[3]) Sein erstes Feuilleton hieß: „Der russische Mittagstisch", Bund, 8. Okt. 1880.

[4]) Vgl. vor allem: „Wie ich mich mit Widmann zusammenfand", Alpen, Band VI, S. 310-317. — „Das Pfarrhaus Widmann in Liestal", Süd-

Wenigstens konnte der Dichter des Prometheus und des Olympischen Frühlings selbst noch im Jahre 1911 mit vollster Überzeugung öffentlich darauf hinweisen, daß er wohl ohne Widmanns rührend-selbstlose Pylades-Treue kaum jemals richtig bekannt geworden wäre. „Um alles kurz zusammen zu fassen", gesteht er mit ehrlicher Emphase[5]), „ohne Widmanns Hilfe hätte ich vielleicht niemals einen Verleger, niemals einen Beurteiler gefunden, hätte wahrscheinlich das Dichten aufgegeben und wäre irgendwo als Lehrer oder Journalist verkümmert. Ich sage «vielleicht» und «wahrscheinlich». Was ich aber jetzt hinzufüge, ist nicht «vielleicht» und «wahrscheinlich», sondern ganz gewiß: Ohne Widmanns beharrlichen Eifer wäre ich noch heute für Deutschland ein gänzlich Unbekannter."

Es ließe sich ein eigenes Buch[6]) über diese einzig herrliche Freundschaft schreiben, doch können wir hier nur auf die Spittelers journalistisch-literarische Laufbahn betreffenden Tatsachen eintreten. Es ist sebstverständlich, daß Widmann von dem Augenblick an, da er Bund-Redaktor geworden, sich nicht nur darum bemühte, seinem armen unbemittelten Freund die Möglichkeit der mehr oder weniger ständigen Mitarbeit in jeder annehmbaren Form zu gewähren, sondern daß er darüber hinaus ihn sogar am liebsten ganz als Kollegen und Mitredaktor an seine Seite gezogen hätte.

Dieser hochherzig-altruistische Wunsch sollte indessen nicht in Erfüllung gehen, denn Verlag und Schriftleitung waren der festen Meinung[7]), daß „zwei Schöngeister an einem Blatte von

---

deutsche Monatshefte, Aug. 1913 (zugleich auch als Einführung in: „Die Liebesbriefe des jungen Widmann", Basel 1921). — „J. V. Widmanns Elternhaus", Neue Zürcher Zeitung 1902, Nr. 50. — „Wenn Widmann ins Zimmer trat", Neue Freie Presse 1912, 30. März. — „Was ich Widmann verdanke", Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. Nov. 1911.

[5]) Vgl. den zuletzt genannten Aufsatz.

[6]) Jonas Fränkel: „J. V. Widmann. Drei Studien", Amaltheabücherei. 4. Band 1918. — Vgl. ferner Faesi.

[7]) Brief vom 23. Nov. 1889 anläßlich der Anstellung Spittelers an der Neuen Zürcher Zeitung auf Jahresbeginn 1890. Vgl. Max Widmann, S. 3/4.

übel wären", konnte doch niemand ahnen, was für ein glänzender „Politiker" ausgerechnet Spittelers bürgerlicher Tasso-Gestalt dereinst noch entschlüpfen sollte!

Doch für Widmann war dies beileibe kein Grund, die Flinte ins Korn zu werfen, im Gegenteil: Jeder Mißerfolg, den er im mühseligen Kampf für den (übrigens menschlich damals noch schwer trätablen) Freund erlitten, spornte ihn nur zu immer größeren Taten der Treue und Hilfe an. So besprach er jedes Werk seines geliebten Intimus, sobald es erschienen, mit stets erneuter glühender Wärme und Herzens-Überzeugung. Man lese nur die Anfangs- und Schlußzeilen der von geradezu königlichem Bekennermut erfüllten Prometheus- und Epimetheus-Besprechung [8]), dieser auf Jahre hinaus fast einzigen öffentlichen Würdigung von Spittelers „sibyllinischer" (Keller) Erstlingsdichtung [9]).

„Ein Buch ist erschienen, das eine Tat heißen muß...," schreibt und schwärmt er.

„Über dieses Buch zu sprechen, nicht in werktagseiliger Weise, in der man leider so oft literarische Novitäten zu behandeln genötigt ist, scheint uns diesmal eine Ehrenschuld der Presse gegenüber dem Dichter."

Hierauf folgt eine detaillierte, jedes Zeitungsmaß an Ausführlichkeit überschreitende und den Raum von drei langen Feuilletons beanspruchende Würdigung des Werkes, deren liebevolles Sichversenken in hundert kleine Einzelzüge so recht innig

---

[8]) J. V. Widmann: „Eines ächten Dichters Erstling", Bund, 8., 9., 10. November 1881. Jonas Fränkel schreibt (in der unter Anm. 6 genannten Studie): „Bis zum Erscheinen von Weingartners ruhmwürdiger Schrift über Spitteler — während eines vollen Vierteljahrhunderts — blieb der Artikel in der « Gegenwart » die einzige öffentliche Beurteilung des Buches in Deutschland....." Der Herausgeber der „Gegenwart", Theophil Zolling, ein Schweizer übrigens, hatte Widmanns Besprechung abgedruckt. Fränkels apodiktische Behauptung muß heute aber in einem Punkte berichtigt werden (vgl. Kap. IV, Anm. 17, und Kap. V, Anm. 17).

[9]) Vgl. Gottfried Kellers Brief an Widmann vom 27. Jan. 1881. Vgl. überhaupt: „Gottfried Keller und J. V. Widmann. Briefwechsel", hg. von Dr. Max Widmann, Basel und Leipzig 1922.

und deutlich von dem singulären Apostel-Menschentum Widmanns Zeugnis ablegt. Wir geben hier die beiden Schlußabsätze wieder, die der Persönlichkeit Tandems gewidmet sind:

„Was den Dichter betrifft, so sagen wir nur: Was muß ein Autor, der so debütiert, alles gedacht, gefühlt, gelitten haben, bis endlich vermöge einer ungeheuren Willenskraft dies Werk fertig gleich Minerva aus dem Haupte des Zeus sprang? Da war keine Ermunterung frühen Ruhmes, keine Anregung durch Publizität, sondern geheimes Arbeiten in der stillen Verborgenheit. Sollte ihm dieses Inkognito nicht Demütigungen bereitet haben? Sollte er nie gezweifelt haben an der Möglichkeit des unmöglichen Werkes? Stellen genug geben uns Andeutungen. Schon das Pseudonym « Tandem ». Freilich auch « Felix » möchte seinen guten Sinn haben; denn wer nach Vollendung eines solchen Werkes auch nur eine Stunde lebt, der hat vollen Anspruch auf den Namen « der Glückliche ».

Wir wollen hoffen, der Verfasser möge noch lange leben, nicht um uns ein Ähnliches zu schenken; dieser Wunsch wäre eine Beschimpfung dieses Werkes. Eine solche symbolische Dichtung schreibt ein Mensch nur einmal in seinem Leben. Aber um seinetwillen wünschen wir ihm ein langes Leben, auf daß er die Genugtuung erfahre, sein Werk anerkannt zu sehen. Ob dies bald oder nicht der Fall sein werde, — wir können es nicht erraten, aber tragen in uns den festen Glauben, diese Zeit werde kommen. Und alsdann wird diese Dichtung, je länger desto mehr gewürdigt werden. Ja! eine bessere Nachwelt, an die zu glauben der Trost jedes ideal Gesinnten ist, dürfte vielleicht mit den Worten des Engels Gottes an Epimetheus (S. 63) dem jetzigen Geschlechte zurufen:

« Und ward dir keine Seele, daß du also roh und unvernünftig gleich den Tieren dich versteckest vor der wunderbaren Gottheit? »“ —

Diese kleine, aber bezeichnende Probe möge genügen. Doch abgesehen von der literarisch-jounalistischen Werbetätigkeit ließ es Widmann auch sonst in keiner Weise daran fehlen, zu jeder nur passenden Gelegenheit seinem Freund mit Energie und Liebe unter die Arme zu greifen, und nicht nur mit Worten und

Empfehlungen, sondern am freigebigsten mit Taten selbst. Zum Beispiel dürfte kaum eine für das literarische Treiben der achtziger und neunziger Jahre repräsentative Persönlichkeit gelebt haben, der Widmann, falls er sie nur einigermaßen kannte, nicht wenigstens einmal über Spitteler und dessen Werke geschrieben hat — wir nennen aus der Fülle nur Keller und Meyer, Jakob Bächtold und Adolf Frey, Brahms, Nietzsche und Burckhardt [10]) —, und ähnlich dürfte Spitteler selbst keine Stellung bekleidet haben — seien es die Lehrerstellen in Bern, Zürich und Neuenstadt, oder seien es die Redaktor-Posten in Basel, Frauenfeld und Zürich, ungerechnet die zahlreichen Gelegenheiten zur Mitarbeit an dieser oder jener Zeitung und Zeitschrift —, die ihm nicht alle samt und sonders Widmann direkt oder indirekt vermittelt hat; Ausnahmen würden hier nur die Regel bestätigen. Wenn einmal der beiderseits mit größter Unbedenklichkeit im Anvertrauen aller Geheimnisse geführte Briefwechsel, der — vorderhand noch niemand zugänglich — sich in der wohlverschlossenen Obhut Berns befindet, der Öffentlichkeit übergeben werden kann, dann wird es sich zeigen, mit welch unermeßlicher Tatenfülle Widmann als Freund zeit seines Lebens, doch wohl am schönsten und liebevollsten in den ersten Jahren seiner Redaktor-Tätigkeit, zu Spittelers Gunsten sich bemüht und bewährt hat [11]). —

So viel über Wesen und Charakter dieser in neuerer Zeit wohl einzig dastehenden Freundschaft, welche aber die nicht wegzudenkende Grundlage von Spittelers sogleich nach Widmanns Berufung als Redaktor begonnener Mitarbeiterschaft für den Bund gebildet hat. Auf wieviel Jahre erstreckte sich diese nun? Genau gesprochen: Wie lange hat der Dichter im e n g e r e n und e i g e n t l i c h e n Sinne des Begriffes „Journalist" an dieser Zeitung mitgewirkt? — Dies ist eine Frage, die hier mit

---

[10]) Max Widmann, S. 305—308.

[11]) Rudolf Hunziker: „In honorem J. V. Widmann", Neue Zürcher Zeitung, 17. und 24. Juli 1932. — Vgl. auch K. E. Hoffmann: „Der Dichternachlaß Carl Spittelers", Sonntags-Beilage der National-Zeitung Basel, 25. April 1937.

Recht zuerst gestellt werden muß. Denn ihrer Beantwortung kommt im Zusammenhang unserer Untersuchung auch eine gewisse generelle Bedeutung zu, insofern nämlich als wir schon aus praktischen Gründen mit einer bestimmt umrissenen zeitlichen Begrenzung von Spittelers journalistischen Schaffensjahren — und zwar nicht nur im Hinblick auf den Bund allein — rechnen sollten.

Zunächst müssen wir allerdings davon ausgehen, daß Widmann für seine Person die ganzen Jahre hindurch, da er seine schöne Stelle bekleiden konnte, am liebsten nur immer seinen Freund bei der Zusammensetzung der täglich ihm zur Ausfüllung übergebenen sechs bis neun Spalten „unterm Strich" berücksichtigt haben würde, ähnlich wie anderseits auch Spitteler wohl von sich aus gewünscht hätte, in erster Hinsicht dem Bund-Feuilleton stets seine besten (journalistischen und essayistischen) Arbeiten anvertrauen zu können.

Nun aber hat Widmann bekanntlich volle dreißig Jahre (fast unmittelbar bis zum Tode am 6. November 1911) seine ganze große Kraft und Beweglichkeit in den Dienst der nicht minder ihm selber treu ergebenen Brotherrin gestellt; verglich er doch im letzten Lebensjahre noch sein unverbrüchliches Verhältnis zu ihr wahrhaftig „einer treuen Ehe" [12])! — Doch daraus resultiert jetzt, daß im Laufe eines derart langen Zeitraumes, da er also ununterbrochen die Führung der Literatur eines ganzen Landes inne hatte, sich dafür umso mehr die Dinge neben und um ihn, den gleichsam ruhenden Pol, allmählich verändern und wandeln mußten, und daß namentlich nun Spitteler, sein Intimus, sowohl vom subjektiven Standpunkt seiner selbst wie dem objektiven des Zeitbewußtseins aus betrachtet, nicht der gleiche geblieben ist, als der er begonnen hat.

Damit soll gesagt werden, daß Spittelers literarische Bindungen zu Presse und Feuilleton nicht nur im allgemeinen, sondern auch im Hinblick auf Widmann selbst in jenen langen Jahren sich grundlegend verschoben, ja sich am Ende so recht

[12]) Max Widmann, S. 5—7. J. V. Widmann ahnte sogleich bei seiner Anstellung, daß er nun seinen Lebensberuf gefunden habe.

eigentlich in das gerade Gegenteil des Anfänglichen verkehrt haben. Oder konkret ausgedrückt: Was für Spitteler als Gesamterscheinung, galt auch für den Mitarbeiter, insofern als ein Beitrag von ihm, sagen wir etwa: aus seiner Berner oder Neuenstädter Zeit — sowohl von seinem eigenen Standpunkt wie dem der Presse aus gesehen — eine andere Beurteilung erfahren mußte, wie ein Aufsatz des Mannes, der bereits den Olympischen Frühling geschaffen hatte (von Wertfragen ist hier natürlich nicht die Rede). Es wird dies hoffentlich ohne weiteres klar sein, desgleichen auch die Folgerung, die sich daraus gewinnen läßt: die Möglichkeit nämlich der grundsätzlichen Aufteilung von Spittelers gesamter Presse- und Zeitschriften-Publizistik in zwei Gruppen.

Und zwar ergeben sich diese beiden Gruppen ganz von selber, wenn wir dem gesamten zur Verfügung stehenden Material nicht mit einem mechanischen, sondern einem den besonderen Umständen organisch angepaßten Kriterium zu begegnen suchen, einem Kriterium, das uns erlaubt, bei der Auswahl und Betrachtung aller Beiträge des Dichters für Zeitungen und Zeitschriften unterscheiden zu können, was zum vornherein zu trennen ist: nämlich ein Journalismus aus materieller Notwendigkeit, und eine Publizistik aus freien Stücken.

Das heißt: Wir müssen generell unterscheiden zwischen Spittelers eigentlicher Pressezeit, für welche eine obere Grenze (etwa seine Zürcher Zeit) anzusetzen wäre, und einer ausklingenden Periode der Spät-Publizistik, der alles angehört, was der Dichter über jene Grenze hinaus noch hie und da in der Presse an Aufsätzen und sonstigen Beiträgen in Prosa veröffentlicht hat, wobei natürlich der Übergang nicht als ein plötzlicher, sondern nur als ein allmählicher zu denken ist.

Gegen eine solche zeitliche Begrenzung dürfte vom praktischen Gesichtspunkt aus kaum Wesentliches einzuwenden sein; ja, in einem weiteren Sine ist ihr eine innere Berechtigung ebenfalls insofern nicht abzusprechen, als sich dadurch des Dichters gesamtes Schaffen für Presse und Öffentlichkeit auch geistig besehen in zwei Hälften zerlegen läßt, die in jeder Hinsicht sich deutlich voneinander abheben, nämlich in den Fron- oder Muß-Journa-

lismus der mittlere Mannesjahre, und in die freiwillige Muße-Publizistik der Spätjahre.

Soweit das Prinzipielle[13]). —

Wenn wir im Folgenden nun auf Spittelers Bund-Mitarbeiterschaft, von der wir ja ausgegangen, wieder zurückkommen, so ergibt sich ohne weiteres, daß wir gerade hier mit einer oberen Begrenzung der journalistischen Mitarbeiterjahre zu rechnen haben. Und zwar gehen wir im großen und ganzen nicht fehl, wenn wir diese obere Grenze, die natürlich nicht starr genommen werden darf, in den Zeitpunkt verlegen, da Spitteler selber wohlbestallter Feuilleton-Redaktor (1890 an der Neuen Zürcher Zeitung) geworden ist. Besser gesagt: Alles, was er vor 1890 dem Bund (und auch anderen Blättern) zur Veröffentlichung übergeben hat, war — abgesehen von der immanenten Idealität des jeweiligen Inhaltes an sich — zugleich auch von der bitteren materiellen Notwendigkeit, Geld verdienen zu müssen diktiert (dies mag sehr häßlich klingen, es war aber leider so!), alles andere dagegen, was er seitdem Widmann zum Abdruck anvertraut, war Ausfluß des inneren geistigen Bedürfnisses allein.

Aber noch eine weitere Frage drängt sich auf: In welchem (sowohl quantitativen wie qualitativen) Verhältnis steht Spittelers Bund-Mitarbeiterschaft zu seiner übrigen Tätigkeit als Journalist und Tagesschriftsteller? Oder anders ausgedrückt: Hat der Bund auf Grund der Tatsache, daß Spittelers intimster Freund derart lange das Feuilleton betreuen konnte, nun sowohl

---

[13]) Auf die Frage, ob Spitteler bereits vor seiner Mitarbeiterschaft für den Berner Bund sich publizistisch betätigt habe, können wir im Rahmen dieser Arbeit aus begreiflichen Gründen nicht eintreten. Wir erwähnen hier nur als Spittelers vermutlich früheste Beiträge für die Presse eine scharfe, von höchstem Verantwortungsgefühl getragene Kritik über eine Aufführung von Spohrs Oratorium „Die letzten Dinge", die der erst Neunzehnjährige während seines Luzerner Aufenthaltes im Frühjahr 1865 verfaßt hat, und daran anschließend eine infolge von kleinlichen Angriffen auf seine Besprechung erfolgte Erwiderung desselben Inhaltes. Vgl. Schwyzer-Zeitung, 12. und 13. April, Luzerner Tagblatt, 19. und 20. April, Schwyzer-Zeitung, 22. April. Vgl. darüber Faesi, S. 40.

inbezug auf Menge wie Gehalt auch den Löwenanteil von dessen gesamter Presse-Produktion zugemessen erhalten, oder mußte er sich mit einem bloßen Teil davon begnügen? — Daß die Antwort auf diese Frage, zum Teil wenigstens, negativ ausfallen muß, mag hier zunächst vielleicht verwundern. Doch sie ergibt sich ganz von selber, wenn wir vor allen weiteren Erwägungen nur das Eine bedenken wollen:

Abgesehen davon, daß auch Widmann noch viele andere Verpflichtungen einzuhalten hatte, so lag es vor allem an Spitteler selbst und seinem Schicksal, daß weder seine ganze noch seine beste literarisch-journalistische Produktion in die an sich ihm so aufnahmebereiten Spalten des Bund nur fließen konnte. Und dies hauptsächlich deshalb, weil er damals verhältnismäßig bald selber Redaktor (zunächst an der Grenzpost in Basel) geworden war und er überdies auch in anderen, namentlich in reichsdeutschen Organen Fuß zu fassen sich bemühte. So erklärt es sich denn, daß die in Frage kommenden Jahrgänge des Bund keine derart intensive „Dichtigkeit" in bezug auf Spitteler-Beiträge aufweisen, wie man auf Grund der innigen Freundschaft zu Widmann vermuten möchte, sondern sich im Gegenteil mehr Lücken, zum Teil monatelange — jahrelange Lücken, feststellen lassen, als es zunächst glaubhaft erscheint.

Spittelers Mitarbeiterschaft für den Bund, als deren obere Grenze wir also rund das Jahr 1890 bezeichnet haben, zerfällt nämlich, im großen und ganzen betrachtet, in zwei Perioden, welche deutlich voneinander zu unterscheiden sind, und die — ihrerseits ebenfalls summarisch genommen — allemal vorwiegend den Zeitraum ausfüllen, da der Dichter, allein auf den Freund und dessen Hilfe angewiesen, sonst nirgendwo Gelegenheit gefunden hatte, als Mitarbeiter anzukommen (als gelegentliche Ausnahme für die Zeit bereits um 1881/82 ist hier einzig wohl die Neue Zürcher Zeitung zu nennen), bis er endlich, dank der unentwegten Fürsprache Widmanns, nacheinander als Lehrer [14])

[14]) Zuerst in Bern (1879), dann in Zürich (1881) und schließlich in Neuveville (Neuenstadt) am Bieler See (vom Herbst 1881 bis zum Herbst 1885). Darüber vgl. Spittelers Feuilleton „Was ich Widmann verdanke", Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. Nov. 1911.

und dann selber als Redaktor verschiedene mehr oder weniger dauerhafte Plätzchen sich errungen hatte. Mit anderen Worten: Spitteler stellte sich — mit geringen Ausnahmen — immer nur dann bei Widmann als Mitarbeiter ein, wenn er gerade anderweitig über keine berufliche Existenz verfügte. Und zwar gilt dies von der ersten wie von der zweiten Periode seiner Bund-Mitarbeiterschaft. —

Was die erste Periode anbetrifft — um nun endlich vom Allgemeinen zum Besonderen zu gelangen —, so finden sich die meisten der nach Bern gesandten (journalistischen und essayistischen) Arbeiten vor allem in den Monaten seit Beginn von Widmanns Redaktions-Tätigkeit, und zwar verteilen sie sich zunächst auf die fünf Monate vom Oktober 1880 bis zum März 1881 und dann nochmals, nach einer etwa halbjährigen Pause, auf weitere fünf Monate vom Oktober 1881 bis zum März 1882.

* ▪ *

Versuchen wir, eine kleine Schilderung dessen zu geben, was Spitteler damals, nachdem ihm, „dem pathetischen Dichter des Prometheus“ unversehens ein Feuilletonist aus dem Ärmel gefallen“ war[15]), als Schüler Widmanns sozusagen alles geleistet hat.

Der erste Eindruck, den man von diesen frühesten Bund-Feuilletons Carl Spittelers empfängt, ist ein wider Erwarten günstiger, oder sollten wir vielleicht nicht eher sagen: ein ungünstiger? Denn mit einer solch allem Tiefsinn und jeder wahrhaft seelischen Empfindung abholden Leichtigkeit, wenn nicht zu sagen: Seichtigkeit!, hat der Dichter des Prometheus noch niemals bisher zu schreiben gewagt. Man glaubt zuweilen seinen Augen nicht mehr zu trauen: Ist das noch der gleiche Autor, der, wie er selbst später aussagt[16]), sich nur wenige Wochen zuvor noch „tiefseufzend Felix Tandem“ genannt, „das heißt, einen, der

---

15) „Mein Schaffen und meine Werke“, Kunstwart, 1. und 2. Juliheft 1908.

16) Vgl. ebenda.

nach siebzehnjährigem heißem Ringen endlich etwas geleistet hatte, was er glaubte vor dem heiligen Antlitz der Poesie verantworten zu dürfen"? —

Vielmehr schien sich nun sein bislang so ernster, fast asketisch ernster Genius geradezu vor Widmanns heiterer Muse in Komplimenten ergehen zu wollen! Das geht, zum Teil wenigstens, schon aus den Stoffen selbst hervor, denen er seine wie mit einem Schlag damals erlernte Feuilletonisier-Gabe zu widmen begann.

Das sind zunächst „übermütige"[17]) Feuilletons[18]) aus und über Rußland (z. B. über den russischen Mittagstisch, oder: über Mademoiselle Nolimetangere, den Typus eines russischen Edelbackfisches, u. ä.), dann kommen Plaudereien über alles Mögliche (z. B. über die beiden schwedischen Konversationswörter Jasso und Sisso), weiter erscheinen feuilletonistisch ausgeschmückte Politika (so etwa über den Deutschenhaß in Rußland), ferner Besprechungen von Büchern (u. a. den Gedichten Leutholds, oder dem Handbuch der neuesten Kirchengeschichte von Friedrich Nippold), nicht zu vergessen auch Erzählungen (so vor allem Mariquita, eine Novelle aus dem südamerikanischen (!) Urwald), und schließlich seien hier ebenfalls erwähnt die von Widmann später freundschaftlich gewährten Nachdrucke von Aufsätzen Spittelers aus anderen Blättern und Zeitschriften (etwa seit 1883).

Diese plötzlich erfolgte proteushafte Umstellung des Promethiden von einem Extrem ins andere, wie sie Spitteler damals sozusagen im Handkehrum ergriffen hat, kann natürlich nicht

---

[17]) Vgl. ebenda.

[18]) „Der russische Mittagstisch", Bund, 8. Okt. 1880. — „Mademoiselle Nolimetangere. Typus eines russischen Edelbackfisches", Aus einer ungedruckten Sammlung: „Porträts aus der eleganten russischen Welt", 19. Okt. 1881. — „Jasso und Sisso", 1. März 1881. — „Der Deutschenhaß in Rußland (Zum Verständnis der Skobeleff'schen Rede)", 4., 9., 10., 11., 15., 16. und 17. März 1881. — „Gedichte von Heinrich Leuthold", 16. Okt. 1880. — „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. Von Friedrich Nippold. Besprochen von C. Spitteler", 23. Febr. 1881. — „Mariquita. Eine Novelle aus dem südamerikanischen Urwald. Von Don Rodrigo Mendoza de Gibraleon y Lucena. Übersetzt (!) von Carl Spitteler", 16., 17., 18., 19., 20., 23. und 24. Nov. 1880.

grundlos eingetreten sein. Sie war bestimmt wohl — so wie es der Dichter selbst später andeutet [19]) — das Ergebnis eines geistig-seelischen Rückschlages, war aus Reaktion erfolgt, „aus Reaktion gegen die dreizehnjährige furchtbare Anspannung". Dazu mag noch folgendes gekommen sein:

Die Freude, nach so langer Wartezeit endlich die Möglichkeit vor Augen zu haben, wenigstens an einer Stelle hie und da seine Stimme erheben zu können, schien geradezu Wunder zu bewirken; ja, sie schien Spittelers Feder, die sich bisher noch nie dem Zeitungsstile anbequemt, in einer Weise zu beschwingen und zu beflügeln, wie es der Dichter wohl selbst nicht für möglich gehalten hätte; trat doch zu diesem Gefühl als ein die geistigen Kräfte in besonders schöner Weise frei machendes Moment auch noch das Bewußtsein, nicht bloß irgend einem x-beliebigen Journal, sondern dem Feuilleton des Freundes verpflichtet zu sein. Spittelers Verhältnis zu Widmann blieb eben auch innerhalb der relativ niederen Ebene der journalistischen Beziehungen kein anderes als das der reinen, unbeirrbaren Treue, wie es nur aus Achtung und Liebe zugleich entspringen konnte. —

Wie schon angetönt, wurde nun diese erste Periode von Spittelers Mitarbeiterschaft für den Bund durch eine größere, etwa halbjährige Lücke (während der Monate April bis September 1881) in zwei Hälften zerteilt. Nicht ein einziges Feuilleton oder dergleichen scheint er in diesem Halbjahr geschrieben zu haben. Warum wohl? — Offenbar handelt es sich hier — so wenigstens müssen wir annehmen — um jene kurze Periode, während der er mit jener „Interimsstelle" [20]) in Zürich betraut war, die er in seinem Gedenkblatt auf Widmanns Tod später kurz erwähnt hat. Und dies war nun zugleich auch die schwere Zeit, da er unter so furchtbaren seelischen Bedrückungen am zweiten Teil seiner Prometheus-Dichtung gearbeitet und darum

---

[19]) „Mein Schaffen und meine Werke", Kunstwart, 1. und 2. Juliheft 1908.

[20]) „Was ich Widmann verdanke", Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. Nov. 1911.

jede andere ihn unnötig belastende, zumal journalistische Verpflichtung mit Konsequenz von sich ferngehalten haben dürfte.

Und erst nach der endgültigen Fertigstellung des Prometheus, dessen zweiter Teil gegen Weihnachten 1881 erschienen ist, ließ Spitteler, der die überstandene tiefe Anstrengung in irgend einer Weise geistig wieder abreagieren mußte[21]), noch einmal für wenige Monate seine Bund-Mitarbeiterschaft aufleben. Schließlich aber ließ er dieselbe allmählich wieder ausklingen, um nun etwa vier Jahre lang als Mitarbeiter Widmanns beinahe völlig zu verstummen. Im März 1882[22]) erschien sein vorläufig letzter Beitrag in den Spalten des Bund (über die furchtbare seelische Katastrophe infolge des unerwarteten Mißerfolges der Prometheus-Dichtung wollen wir hier nicht mehr sprechen).

Denn nach dem Ablauf der Zürcher „Interimsstelle" folgte das etwa ebenfalls vierjährige Lehramt am Privatgymnasium zu Neuveville (vom Herbst 1881 bis zum Herbst 1885), wo nun infolge der durchschnittlich über dreißig Wochenstunden fast die ganze Persönlichkeit so ausschließlich von der pädagogischen Tätigkeit absorbiert wurde, daß Spitteler, nachdem er den an sich nicht ungünstigen Posten angenommen, meist nur noch ausnahmsweise der Tagesschriftstellerei sich widmen konnte. Und da sich überdies auch der dichterische Genius trotz der mit dem Prometheus erlittenen Niederlage wieder zu regen begann (1883 wurden die Extramundana, 1885 die Eugenia in Druck gegeben), so mußte die journalistische Tätigkeit, die übrigens zu jener Zeit nicht mehr auf den Bund allein beschränkt bleiben sollte[23]), jedesmal dann zurücktreten, wenn entweder der Lehrer in ihm beruflich überlastet war oder aber der innere Felix Tandem seine unweigerlichen Rechte zu fordern begann. —

---

[21]) Vgl. das auf Seite 57 wiedergegebene Selbstzeugnis Spittelers.

[22]) Der am 22. Mai 1883 erschienene Aufsatz Spittelers über „Esthnische Seebäder" ist von Widmann aus der „Wiener Allg. Ztg." übernommen worden und kann daher nicht als ein Beitrag für den „Bund" betrachtet werden.

Soviel über die Jahre von 1880 bis 1885[24]). Die Monate von Herbst 1885 bis zum Frühling 1887 wurden von der Grenzpost ausgefüllt. Davon dann später.

Lassen wir jetzt im Anschluß an unsere bisherigen Mitteilungen auch noch die zweite Periode von Spittelers Mitarbeiterschaft für den Bund an uns vorüberziehen. Denn diese, um vieles noch fruchtbarer als die erste — ihre Früchte schmückten diesmal fast ausschließlich das dem Tagesfeuilleton gegenüber bevorzugte Sonntagsblatt — umfaßte rund ganze drei Jahre. Ein setzte sie zugleich etwa mit der Auflösung der Grenzpost im März 1887 — genau gesprochen schon im November 1886[25]), um dann bis zum Antritt der Stelle an der Neuen Zürcher Zeitung (zu Jahresbeginn 1890) ohne nennenswerten Unterbruch anzuhalten. Rufen wir uns hier Spittelers nachdenkliches Wort[26]) in die Erinnerung: „In diesen problematischen Jahren waren die Artikel für Widmanns Bund meine Haupteinnahmequelle; ich kann fast sagen meine einzige Einnahmequelle, bis später auch die Neue Zürcher Zeitung mich ebenfalls zu gelegentlicher Mitarbeit einlud." Hier zeigte es sich also, welch einzigartiges Glück es war, einen Widmann als Freund zu besitzen.

Denn das Wertvollste, das er in jener „problematischen" Zeit vom Frühjahr 1887 bis Ende 1889 seinem Freunde zur Veröffentlichung anbieten konnte, fand nun, wie gesagt, glücklicher Weise Aufnahme im Sonntagsblatt[27]), der regelmäßig belletristisch-literarischen Wochenbeilage des Bund. Wir

---

[23]) Darüber vgl. Kapitel V.

[24]) Ein ehemaliger Schüler Spittelers, Dr. Louis Schnyder, hat über diese Zeit eine kleine Erinnerung veröffentlicht: « Carl Spitteler à Neuveville », Journal de Genève, 23. April 1915.

[25]) „Dramaturgische Aufsätze", „I. Die Abneigung der modernen Bühne gegen den Vers und die Rede", „II. Die Bühnenzeit", Sonntagsblatt des Bund, 28. November, 5., 12. und 19. Dezember 1886.

[26]) „Was ich Widmann verdanke", Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. Nov. 1911.

[27]) Das „Sonntagsblatt", welches den „Bund"-Abonnenten gratis mitgeliefert wurde, konnte zum Preise von Fr. 5 pro Jahr (seit 1880) extra bezogen werden.

sagen bewußt: glücklicher Weise. Hat es doch Widmann wie selten einer verstanden, dies sein kleines Blättchen, das übrigens auch einzeln damals zu beziehen war, trotz des geringen Umfanges von wöchentlich nur acht Seiten, auf ein derart achtenswertes Niveau zu bringen, daß es in den achtziger und neunziger Jahren mangels anderer guten Zeitschriften als das maßgebliche Literaturblatt der deutschen Schweiz gelesen und geschätzt wurde: denn die Schweizerische Rundschau[28]) wurde erst 1891 gegründet und hat sich nur sechseinhalb Jahre (bis 1897) zu halten vermocht. Dank einem solchen, im Sonntagsblatt erschienenen Aufsatz Spittelers ist ja dann übrigens Friedrich Nietzsche auf Widmanns eigenartigen Mitarbeiter aufmerksam geworden! Doch davon später.

Und wirklich: In diesem Sonntagsblatt sind die besten und köstlichsten Stücke jener größeren umfangreichen Ästhetika erschienen, die Spitteler je nur geschrieben; zum Teil dürften sie wohl, wenigstens dem Inhalt nach, identisch sein mit jenem „großen zweibändigen ästhetischen Werk" [29]), für welches nicht einmal Nietzsche einen Verleger aufzutreiben vermochte[30]). Während nämlich die in gewisser Hinsicht gleichthemigen, wenn auch erst seit 1887 erschienenen Kunstwart-Glossen trotz all dem funkelnden Temperament, von dem sie durchglüht sind, doch gleichwohl schon einen etwas kühlen Ton der Reserve und Zurückhaltung bekunden[31]), so schrecken die noch Widmann überlassenen Essays in ihrer so tapfer unzeitgemäßen Haltung oft selbst vor den verwegensten gedanklichen Konsequenzen nicht zurück; sie kennzeichnen denn in der Tat wie selten noch Zeitungsaufsätze ihren Verfasser als einen der wenigen wahrhaft großen und kühnen

---

[28]) Die „Schweizerische Rundschau" ist von Prof. Dr. Ferdinand Vetter, Bern, begründet worden.

[29]) Vgl. den unter 20 genannten Aufsatz. Am 18. August 1885 schrieb Spitteler an Frey, er habe seine ästhetischen Studien so ziemlich beendigt.

[30]) Vgl. das Kapitel VI. Vgl. ebenfalls den unter 20 genannten Aufsatz.

[31]) Zu Unrecht ist dieser Ton der Reserve mit dem Geist der Schulmeisterlichkeit verwechselt worden, so von Friedrich von der Leyen: „Deutsche Dichtung in neuer Zeit", 1927, Seite 257.

Drachentöter im schweren Kampf gegen Philistertum und alexandrinische Plattheit.

Einige dieser Aufsätze, die Nietzsche so gern in einem Buch vereinigt gesehen hätte[32]) — sein nur zu berechtigter Wunsch ist bis heute nicht erfüllt worden! — tragen z. B. die folgenden, für ihren Verfasser so bezeichnenden Überschriften: Die Abneigung der modernen Bühne gegen den Vers und die Rede — Über den Wert des Theaters für das poetische Drama — Das Allegorische und Konventionelle unserer Instrumentation — u. a. mehr (Spittelers Überschriften sind übrigens oft allein schon merkwürdig genug als Einfälle, über die ein hübsches Spezial-Kapitel zu schreiben wäre). Nicht unerwähnt sei hier auch die ausführliche Besprechung gelassen, die Spitteler über Nietzsches gesammelte Werke verfaßt hat (erschienen in der Nummer 1 des Jahrganges 1888).

Daneben finden sich, wie nicht anders zu erwarten, auch längere rein-belletristische und poetische Beiträge[33]), so vor allem verschiedene russische und finnische Skizzen, sogar Humoresken, darunter die köstliche, fast unbekannt gebliebene Erzählung Das Bombardement von Abo[34]), die gleichsam epische Erst-

---

[32]) Vgl. Anm. 25. — „Über den Wert des Theaters für das poetische Drama", Sonntagsblatt, 28. Febr., 6. März, 13., 20. und 27. März 1887. — „Das Allegorische und Konventionelle unserer Instrumentation", 14. und 21. Aug. 1887. — „Friedrich Nietzsche in seinen Werken", 1. Jan. 1888.

[33]) „Ei Olle", 19. Juni 1887. — „Die Samojeden", 17., 24. und 31. Juli. — „Hund und Katze. Ein Märchen", 4. Dez. — „Feodor Karlowitsch. Eine Episode aus dem Leben eines bernischen Offiziers in russischen Diensten", 11., 18., 25. März, 1. April 1888. — „Künstler und Kaufmann. Humoreske", 30. September. — „Das Bombardement von Abo. Erzählung nach einem historischen Vorgang der Neuzeit", 27. Jan., 3., 10., 17., 24. Febr. 1889. — „Warum der Zollinspektor Wernle von Rheinweyler kein Dichter geworden ist", 27. Okt. — „Eugenia. Stücke aus einer größern Dichtung gleichen Namens von C. F. Tandem". Mit einer „Einleitung der Redaktion", 4., 11., 18., 25. Jan., 1., 8., 15. und 22. Febr. 1885. — Vgl. den Anhang von C. Meißner: „Carl Spitteler. Zur Einführung in sein Schaffen", 1912.

[34]) Am 27. Dezember 1888 berichtete Spitteler an Frey, er schreibe eine „oberflächliche Erzählung" für den „Bund". Wahrscheinlich handelt es sich hierbei um das „Bombardement von Abo".

fassung eines leider erfolglosen Lustspieles Der Parlamentär, ferner zahlreiche Besprechungen, natürlich auch viele Gedichte und Gleichnisse, und schließlich das Glanzstück alles dessen, was das Sonntagsblatt zeit seines Bestehens überhaupt wohl gebracht hat: Das Januar bis Februar 1885 veröffentlichte epische Fragment der Eugenia, dieser trotz ihrer Schwächen einzigartigen satirisch-idyllischen Dichtung, die ebenfalls noch heute nicht — abgesehen von einigen Partien in Meißners Spitteler-Buch — in einer würdigen, allgemein zugänglichen Ausgabe vorliegt! —

* * *

Diese Mitteilungen mögen genügen, um eine Vorstellung von Spittelers literarischer Fruchtbarkeit zu geben, soweit sie Widmanns Bund zugute gekommen ist. Nun haben wir bereits davon gesprochen, warum seine Mitarbeiterschaft für den Bund, relativ betrachtet, doch nicht so üppig ausfallen konnte, wie man zunächst erwarten möchte, und vor allem: warum sie zeitweise sogar völlig auszusetzen pflegte. Wie aber — so dürfte mit Recht gefragt werden — wie läßt sich diese Tatsache des zeitweiligen Aussetzens seiner Bund-Mitarbeiterschaft mit der großen Freundschaft für Widmann zusammenbringen? Scheint hier nicht ein Widerspruch sich breit zu machen? — Wir fühlen uns verpflichtet, auch darüber Auskunft zu geben.

Es war Spitteler mittlerweile gelungen, auch in deutschen Zeitungen und Zeitschriften Fuß zu fassen; da zog er es denn vor, die ansprechendsten und lesenswertesten Arbeiten seiner Feder, so namentlich seine zum Teil sehr umfangreichen Essays literarischen Gehaltes, mehr und mehr im Reiche draußen erscheinen zu lassen.

Aus Untreue Widmann gegenüber? Mit nichten! Es ist keineswegs Untreue oder Undank, was sich dieser Tatsache entnehmen läßt, wiewohl es so scheinen möchte. Auch wenn es zuweilen, oberflächlich betrachtet, so aussehen mag, als habe Spitteler als Mitarbeiter Widmanns dem Bund undankbarer Weise von Zeit zu Zeit den Rücken gekehrt, um nach anderen — günstigeren Beziehungen Ausschau zu halten, so wird sich dies wohl in

keinem einzigen Falle als richtig und der Wahrheit gemäß nachweisen lassen.

Denn wir dürfen ja so gut wie mit einer Tatsache damit rechnen, daß es in den meisten Fällen, da Spitteler vom Bund sich zeitweise getrennt hat, wohl allemal Widmann höchst selbst gewesen sein dürfte, der seinem in der Ökonomie des realen Lebens so schlecht versierten Freund gewisse praktische Winke zu erteilen pflegte. Und zudem: Wie hätte Widmann sich je so kleinlich erzeigen können, nicht selbst lieber auf einige besonders gelungene Arbeiten Spittelers Verzicht zu leisten als etwa zu verlangen, daß sein bester Freund nur um der Freundschaft willen davon Abstand nehme, sich auch nach anderweitig günstigen, vor allem besseren literarischen Beziehungen umzusehen?

Schließlich lag es in Widmanns freiem Ermessen, von Zeit zu Zeit besonders hervorstechende Aufsätze aus anderen Zeitungen im eigenen Feuilleton nochmals zum Abdruck zu bringen[35]). Und freundschaftlicher Weise machte er tatsächlich öfters von dieser Möglichkeit auch Gebrauch, seinem Freunde damit zu doppeltem Verdienste zu verhelfen, obschon er sonst im allgemeinen recht streng darauf achtete, nur Originalartikel in den Spalten seines Feuilletons erscheinen zu lassen.

Noch eine letzte Frage sei hier angetönt: Wie hat es Spitteler in jenen Jahren, da er seine ersten Feuilletons im Bund erscheinen ließ, mit sich selber ausgemacht, daß aus ihm, dem Mann der himmelstürmenden Ideale, nun plötzlich ein so kleiner und vor allem auch ein in so realistischer Weise um sein tägliches Brot kämpfender Zeitungsmensch geworden ist? Hat ihn damals nicht das Gewissen geplagt, daß er, der so viele Jahre für sein

---

[35]) So brachte Widmann beispielsweise von Spitteler zum Abdruck: das Feuilleton „Esthnische Seebäder“ (22. Mai 1883, aus der „Wiener Allg. Ztg.“, vgl. Einleitung, Anm. 2), ferner die Satire „Enthüllungen über das Treiben der deutschen Professoren“ (4. Juli 1886 im „Sonntagsblatt“, aus der „Schweizer Grenzpost“), das Essay „Kunstfron und Kunstgenuß“ (15. Nov. 1887, aus der ersten Nummer des im Oktober begründeten Kunstwart), die Erzählungen „Lissele“ (11. und 12. April 1889, aus der „Wiener Allg. Ztg.“) und „Friedli, der Kolderi“ (25., 27., 28., 29. Nov., 1., 2., 3. und 4. Dez. 1890, aus der Monatsschrift „Moderne Dichtung“), und anderes mehr noch.

Werk und gegen die Welt gerungen, am Ende vielleicht gerade doch seinen inneren Genius verkauft, und zwar gerade an die Mächte, die er so erbittert zuvor bekämpft, verraten habe?

Es ist gewiß mehr als wahrscheinlich, daß solche Gedanken ihn damals bewegt haben müssen. Denn wir können nur zu gut ahnen, mit welch tiefem Unwillen, wenn nicht zu sagen: mit welchem Abscheu er sich in das papierne Joch der Presse gebeugt haben wird (wenn er auch, wie aus manchem Aufsatz hervorzugehen scheint, mit der Zeit, schon um Widmanns willen, sich in eine gewisse handwerkliche Lust am harmlos feuilletonistischen Dahinplaudern hineingeschrieben haben dürfte).

So hätte Spitteler, nachdem er gleichwohl für die Zeitung zu schreiben begonnen, sich selbst aus tiefster Überzeugung der Untreue gegen den eigenen Genius bezichtigen können: Felix Tandem, der Prometheus-Dichter, und C. S., der Feuilletonist, in einer Person! — In der Tat: Welch ein Abstieg! — Und doch: Wer möchte es wagen, Spitteler gegenüber von „Verrat" an seinem Dichtertum zu faseln, wer wüßte sich selber so frei von jeder ähnlichen Schuld, daß er es jenem zum Vorwurf machen wollte, wenn er des Broterwerbes wegen, statt überzeitlichen Seelenvisionen sich hinzugeben, dafür Zeitungsartikel zum Besten gegeben habe? Denn gerade im Hinblick auf die Bund-Mitarbeiterschaft läßt sich nichts so sehr erweisen als dies, daß Spitteler in jenen ganzen schweren Jahren von seinem innersten Tandem auch nicht eine Spur abgewichen ist, wohl aber, daß er nur aus der verzweifelten Liebe zur Kunst seinem Genius den Literaten und Journalisten beigesellt und ihn somit vor dem Untergang bewahrt hat.

Und schließlich: Hat er nicht selbst — der Gefahren sich bewußt, in welche ihn die letztlich unmögliche Doppelstellung des Dichters u n d Literaten notwendig hineinmanövriert haben würde — seine vornehmste Aufgabe darin erblickt, wenigstens vor dem eigenen Gewissen dauernd zu trennen, was äußerlich vereinen zu müssen er so rücksichtslos vom Schicksal gezwungen worden war? Daß er nämlich sehr wohl zwischen dem Genius in ihm aus innerster Berufung und dem bloßen Muß-Journalisten zu unterscheiden wußte, geht allein schon aus der schönen

Tatsache hervor, daß er mit einer Schamhaftigkeit, wie sie gar selten einem Künstler eignet, Jahre lang sich bemühte, seine dichterischen Schöpfungen (im Gegensatz zu allem übrigen) hinter einem selbst gewählten Decknamen zu verbergen; kein Mensch sollte auf den Gedanken kommen, daß jener mythisch erhobene Felix Tandem, der Schöpfer des Prometheus, der Extramundana, der Eugenia, der Schmetterlinge, etwa identisch sei mit dem Gymnasiallehrer in Neuenstadt, gar dem Mitarbeiter am Bund und anderer Zeitungen? Wie schade, daß seine gutgemeinten Absichten allzu früh durchkreuzt und zunichte gemacht wurden.

Viele Jahre später hat er sich dessen noch mit Wehmut erinnert, und wenn er etwa in seiner weit ausholenden Selbstanalyse, die er im Jahre 1908[36]) für den Kunstwart geschrieben hat, gesteht, wie ihn damals, nachdem er „einige übermütige Feuilletonaufsätze im Berner „Bund“ losgelassen“, durchaus „Gewissensbisse gewurmt“ haben, so können wir das nur zu gut nachfühlen.

„Jedenfalls mußte ich“, fährt er in seinem Rechenschafts-Berichte fort, „den Dichter von dem Feuilletonisten säuberlich trennen; also gab ich dem Dichter zur Unterscheidung von dem Feuilletonisten einen anderen Name: Felix Tandem, das wollte sagen: Der nach dreizehn Jahren glücklich mit einem Buch fertig Gewordene. Diese Namensunterscheidung wollte ich auch künftig zeitlebens einhalten, um den Leser gleich auf dem Titel zu unterrichten, ob das, was ich biete, aus innerstem Herzen, also aus dichterischer Notwendigkeit stamme, mithin von Felix Tandem, oder bloß von der Oberhaut oder dem Gehirn oder andern unwesentlichen Gegenden.“

Da nun aber dieses schöne Pseudonym nicht auf die Dauer sich wahren ließ — Widmann schreibt in einem Briefe[37]) an Keller, es sei „durch einen Zufall entdeckt worden; Professor

---

[36]) „Mein Schaffen und meine Werke“, Kunstwart, 1. und 2. Juliheft 1908.

[37]) Brief vom 2. Febr. 1881. Vgl. „Gottfried Keller und J. V. Widmann, Briefwechsel“. Hg. und erläutert von Dr. Max Widmann, Basel-Leipzig 1922.

Hirzel[38]) in Bern soll zuerst darauf gekommen sein, daß C. Spitteler dieser Tandem" wäre — und Spitteler selber „so viele spöttische und hämische Bemerkungen" einstecken mußte, so ist ihm dieses System einer zwiefachen Namengebung ein für alle Mal „verekelt" worden.

Unsere berechtigte Neugier, wer eigentlich alles so prosaisch gewesen sein mag, Spitteler den Decknamen zu verleiden und damit eine so lautere wie korrekte Absicht zu unterbinden, wird später einmal auf Grund der Freundesbriefe, die heute noch hinter Schloß und Riegel ruhen, leicht zu befriedigen sein. Wir für unsern Teil glauben vorderhand nicht irre zu gehen, wenn wir die bekannte schwerfällige Humorlosigkeit speziell der Berner dafür verantwortlich machen. Und zwar muß diese namentlich die Veröffentlichung der Eugenia (Januar-Februar 1885), dieser alles andere als gerade dem Philister zugänglichen Dichtung, arg verstimmt haben. Schreibt doch Widmann selbst an seinen Freund — in einem der wenigen der hie und da bisher veröffentlichten Briefe[39]) —, „auf die gediegenen prosaischen Menschen" habe „die Publikation natürlich wie Rattengift gewirkt, es gibt Lehrer am Berner Gymnasium, die außer sich zu sein behaupten über diese Dichtung. Das konnten wir uns ja denken, und es stünde schlimm um Deine Dichtung, wenn sie solchen Physikern, Geographen und Verstandesnarren — mit einem Wort — gefiele. . . ."

Die Basler scheinen in solchen Dingen der persönlichen Individualität etwas feiner zu empfinden. Jedenfalls fühlte sich unser Dichter, als er im Herbst 1885 nach Basel an die Grenzpost berufen wurde, nicht im mindesten dazu veranlaßt, nun auch aus Furcht vor der im Grunde viel gefährlicheren Basler Spottlust um eine verfrühte Preisgabe des Geheimnisses seines Decknamens zu bangen. Denn tatsächlich sind ja die erst während seiner Basler Pressezeit zur letzten Vollendung gebrachten Schmetterlinge (Hamburg 1889) noch einmal unter dem

---

[38]) Ludwig Hirzel war Professor der deutschen Literatur an der Berner Hochschule.

[39]) Brief vom 21. Febr. 1885. Vgl. Max Widmann, S. 310.

Dichternamen Felix Tandem, diesem in so keuscher Weise sein inneres Künstlertum gegen die banalen Zugriffe des Journalismus bewahrenden Symbolschleier, erschienen. Und erst für die in der Zürcher Zeit vollendeten kleinen Zwischenwerke, wie den Friedli (1891) und den Gustav (1892), und desgleichen auch die Literarischen Gleichnisse (1892), hat er dann endgültig das poetische Pseudonym zugunsten des bürgerlichen Namens fallen lassen.

Und so dürften denn — abgesehen von wenigen fühlsamen Eingeweihten — nur einige Freunde der an sich schon wenig gelesenen Grenzpost geahnt haben, daß hinter den duftig-weich beschwingten Versen der ersten an Tag gegebenen „Schmetterlinge" (Aurora und Sybille), wie sie bereits Januar und Februar[40]) des Jahres 1886 als damals gewiß früheste Frühlingskünder von den papiernen Spalten dieses Blattes gar unvermutet in die Herzen der Leser geflogen kamen, kein anderer als Schöpfer sich verborgen halte, als jener neuverpflichtete, so geist- und temperament-erfüllte Mitarbeiter namens C. S., der um so viel mehr einem witzigen Satiriker zu gleichen schien als einem pathetischen Dichter, gar dem großen künftigen Neuerwecker des deutschen Epos.....

---

[40]) Schweizer Grenzpost, 22. Jan. und 3. Febr. 1886.

III.

Die Schweizer Grenzpost

Seit welchem Zeitpunkt finden wir Spitteler in der Redaktion der Grenzpost als ständigen Mitarbeiter beschäftigt?

Wir wiesen schon mehrmals auf den vermutlichen Beginn der Basler Pressetätigkeit hin, können indessen über die bisher gegebenen Andeutungen, so ungenügend sie auch sein mögen, kaum wesentlich hinausgelangen, schon darum nicht, weil der völlige Mangel an bereits veröffentlichten persönlichen Aufzeichnungen von seiten des Dichters (etwa Tagebuchblättern und dergleichen) zum vornherein eine auch nur annähernd präzise Beantwortung der Frage ausschließt. Doch gehen wir kaum besonders fehl, wenn wir annehmen: seit Ende September 1885. Denn der erste Artikel, der nach Stil und Charakter Spitteler zugeschrieben werden kann — er ist mit S. unterzeichnet und beschäftigt sich mit der Zukunft des Basler Stadt-Theaters — findet sich in der Nummer vom 27. September[1]), und der nächste Beitrag, der sich als von Spitteler herrührend nachweisen läßt — eine mit Sp. signierte Kritik der Aufführung von Meyerbeers Hugenotten — in der Nummer vom 6. Oktober[2]).

Zwar läßt sich in diesen, wie wir mit Recht anzunehmen glauben, ersten Monaten seiner Mitarbeiterschaft für die Grenz-

---

[1]) „Das Basler Stadttheater (Eine Zukunfts-Phantasie)", Grenzpost, 27. Sept. 1885.

[2]) Grenzpost, 6. Okt. 1885.

post (nämlich von September bis Dezember 1885) der Name Spittelers noch keineswegs als redaktionell verzeichnet entdecken, das heißt: eine vollzählige Liste aller ständigen Redaktoren, wie sie heute von jeder größeren Zeitung, wenn auch nicht täglich, so doch einmal wenigstens in der Woche, dem Leser in irgend einer Ecke am Ende des eigentlichen Textteiles geboten wird, wurde in der Grenzpost überhaupt erst seit dem Jahresbeginn 1886 üblich, während bis zu diesem Termin nur der Name des verantwortlichen Chefredaktors (Dr. Brüstlein) im sogenannten „Kopf" des Blattes angeführt worden war.

So verzeichnet denn erst die Liste, wie sie seit Januar 1886 bis zur Auflösung, beziehungsweise Umwandlung des Blattes in die Basler Morgenzeitung Ende März 1887, sich (bis auf einen einzigen Namen) gleich geblieben, den Namen endlich auch unseres Dichters und lautet, da altgewohntem Brauch entsprechend die Reihenfolge alphabetisch ist, folgendermaßen: A. Brüstlein, A. Bütler, C. Fäh, C. Spitteler. Verantwortlicher Herausausgeber war und blieb bis zum Eingehen des Blattes Herr Dr. A. Brüstlein [3]).

* * *

Bevor wir nun an die Dinge selbst herantreten, welche den eigentlichen Inhalt der vorliegenden Abschnitte bilden sollen, scheint es uns angebracht zu sein, zunächst einige erläuternde Bemerkungen über die Grenzpost einzuschalten, jenes ehemalige Basler Blatt, das wir auch sonst schon mehrfach erwähnt haben, um auf dem Hintergrund der Schilderung gerade dieses Organes, das als ein (zwar weniger repräsentatives, denn originelles) Beispiel für die Presse der achtziger Jahre hier stehen mag, das Relief der Erscheinung des Journalisten Spitteler besonders eindrucksvoll hervortreten zu lassen.

---

[3]) Wir vermuten übrigens, daß Spitteler als der Nachfolger eines gewissen P. Scholer zu betrachten ist, dessen Name — zufälligerweise gerade bis Anfang September 1885 — hie und da am Ende des redaktionellen Teiles zugleich in Verbindung mit der stereotypen Wendung „In Abwesenheit des Chefredakteurs verantwortlich für die Redaktion" angeführt zu werden pflegte. Später verschwand nämlich der Name Scholers aus der Grenzpost.

Es ist indessen selbstverständlich, daß wir im Rahmen dieser Arbeit keiner eigenen pressegeschichtlichen Sonderbetrachtung Raum gewähren können; das würde zu weit führen. Wir begnügen uns damit, auf diejenige Zeitung, an der Spitteler relativ noch am besten Gelegenheit gefunden, seinen mit dem Zaum der Publizistik gebändigten Pegasus ein Kleines wenigstens tummeln zu lassen —, das heißt auf die Grenzpost soweit einzutreten, als es Charakter und Umfang der Arbeit gestatten, während wir die übrigen Zeitungen und Zeitschriften, an denen Spitteler mitgearbeitet, nur noch in summarischer, dem jeweiligen Zusammenhang entsprechender Weise betrachten werden.

Die Schweizer Grenzpost und Tagblatt der Stadt Basel — so lautete ihr voller Name — ist heute wohl längst vergessen und nur einigen wenigen Basler Bürgern der älteren Generation mehr oder minder noch bekannt. Denn war es schon damals, zur Zeit ihres Bestehens, kaum viel mehr als eine kleine, politisch oppositionell eingestellte Minderheit von etwa tausend Abonnenten, die sie gestützt haben, so dürfte sie heute nur noch bei denen, die sie in ihrer Jugend als Gegner oder Freunde besonders eifrig gelesen und studiert haben, in mehr als dem bloßen Namen nach greifbarer Erinnerung fortleben.

Auf ein breiteres Publikum dürfte diese Grenzpost zum vornherein nicht eingestellt gewesen sein. Dagegen hat sie sich während der relativ kurzen Dauer ihres Bestehens vor allem in den tonangebenden konservativen Kreisen so unbeliebt wie nur möglich gemacht, sodaß sie schon aus diesem Grunde nach ihrem endgültigen Wiederverschwinden aus dem öffentlichen Leben Basels nur zu bald vom Lose des allgemeinen Vergessenwerdens betroffen werden konnte; jedenfalls scheint dies besonders deutlich aus der Tatsache hervorzugehen, daß bereits in dem 1896 erschienenen großen Sammelwerk über die Schweizer Presse[4]) die kaum sechs Jahre zuvor eingegangene Grenzpost

---

[4]) „Die Schweizer Presse", hg. vom Verein der Schweizerischen Presse 1886.

nicht einmal mit dem bloßen Namen mehr aufgeführt, geschweige denn besprochen worden ist [5]).

Erst wieder in dem 1925 herausgekommenen Buch der schweizerischen Zeitungsverleger [6]) ist im Zusammenhang der Darstellung über „die Entwicklung der Presse in Baselstadt und Baselland" aus der Feder Karl Webers dem einstigen Basler Oppositionsblatte eine summarische und knappe Würdigung zuteil geworden. Wie wir dort lesen, ist die Grenzpost gegen Ende des Siebzigerkrieges — die erste Nummer erschien am 2. Januar 1871 — von Dr. Abraham Roth (1823—1880), dem einst geschätzten Publizisten, ins Leben gerufen worden, um, wie Karl Weber sagt, „ein deutschfreundliches Gegengewicht gegenüber der eher frankophilen Haltung der baslerischen Blätter zu schaffen". Später nun, so äußert sich Weber weiterhin, „schwand die politische Existenzberechtigung der Grenzpost. Sie wurde aber noch eine Zeitlang gehalten durch Nationalrat Geigy-Merian [7]), der in ihr die Politik des liberal-demokratischen Zentrums zum Ausdruck brachte, weil er mit dem protestantisch-katholischen Zusammengehen in der konservativen Politik der Eidgenossenschaft nicht einverstanden war. Nachdem die Grenzpost durch beträchtliche finanzielle Opfer lange durchgehalten worden war, ging sie 1890 ein."

Von den fünf großen politischen Tageszeitungen, die in den achtziger Jahren in Basel gelesen wurden, war die Grenzpost infolge ihrer zumeist überscharfen und zum Teil oft auch ungezügelten Links-Orientierung im weiteren Gefolge des Freisinns, welcher damals über besonders markante Lebenskräfte verfügte,

---

[5]) Natürlich handelt es sich hierbei nicht um eine absichtliche Unterlassung, da ja diese Publikation es sich zur Aufgabe gemacht hat, das gesamte schweizer Zeitungswesen in durchaus objektiver Weise zu schildern und auch in seinen wesentlichen Organen von der maßgebenden Stadt-Presse bis zum kleinen Lokalblättchen mehr oder weniger ausführlich dem Leser vor Augen zu stellen.

[6]) „Das Buch der schweizerischen Zeitungsverleger", 1925.

[7]) Johann Rudolf Geigy-Merian (1830—1917), der Begründer der Anilinfarben-Industrie in der Schweiz, Chef der bekannten Firma J. R. Geigy A.-G. Er war Nationalrat von 1879—87.

das richtige Enfant terrible der Basler Presse und somit auch in jeder Beziehung das Gegenteil der überaus umgänglichen und vornehm gehaltenen Basler Nachrichten (dieses ursprünglich, wie auch heute wieder, konservative Organ: das eigentliche Basler Intelligenzblatt [8]), war seit 1872 ebenfalls freisinnig geworden). Diesen gegenüber mußte die so viel wie heftig befehdete Grenzpost namentlich von seiten der großen Allgemeinen Schweizer Zeitung, dem 1873 an Stelle der verloren gegangenen Basler Nachrichten gegründeten konservativen Ersatz-Organ, immer von neuem wieder zurecht- und in ihre Schranken verwiesen werden [9]).

Seit dem Jahre 1883 wirkte als Redaktor der Grenzpost Dr. jur. Alfred Brüstlein (1853—1924). Dies war eine Persönlichkeit von eigenartigem, ja eigenwilligem Zuschnitt. Als genialer, von seinem einstigen Lehrer Andreas Heusler hochgeschätzter Anwalt, dessen Reden zuzuhören nach verschiedenen Urteilen ein intellektueller, ja geradezu künstlerischer Genuß gewesen sein muß, konnte er in Basel zeitweise eine glänzende, wenn auch umstrittene Rolle spielen. Was die Politik anlangt, so hatte dieser wohl aktivste Vertreter des linken Flügels im Basler Freisinn dank seiner hervorragenden geistigen Beweglichkeit sich ebenfalls eine führende Stellung errungen, die von

[8]) Zwischen 1845 und 1856 war das sogar der Hauptname der Basler Nachrichten.

[9]) Aus Gründen der Vollständigkeit sei hier kurz noch die übrige Basler Presse jener Jahre aufgeführt, so vor allem die im Jahre 1842 unter der Leitung des tatkräftigen Publizisten Dr. Karl Brenner inaugurierte Schweizerische Nationalzeitung, ein Blatt von damals angesehener politischer Bedeutung (namentlich zur Zeit Wilhelm Kleins), das von Anfang an — von 1860 bis 1888 vorübergehend unter dem Namen des Schweizerischen Volksfreundes — die Interessen des Basler Freisinns wahrgenommen hat. Dagegen vermochte das katholische Basler Volksblatt, 1873 begründet, sich bis heute fast allein dank der Treue seiner zum vornherein determinierten Lesergemeinde zu halten, während vollends der Basler Anzeiger (heute die Neue Basler Zeitung) — der Kuriosität halber sei auch dies hier erwähnt —, damals noch die bescheidene Rolle einer bloßen Annoncen-Sammlerin spielen mußte, die je nach dem Eingang der Inserate ihr Format jeweilen zu vergrößern oder zu — verkleinern pflegte!

Freunden und Gegnern gleichermaßen lebhaft beachtet zu werden pflegte [10]).

Wie die Basler Lokalhistorie erforscht hat, wurde das in Mülhausen ursprünglich ansässige Geschlecht der Brüstlein von dem Chronisten Henri Petri als das zwar „angesehenste", aber auch als „eines der unruhigsten" charakterisiert. Ein derartiger Geist der Unruhe, der sich stets in Kampf und Fehde Ausdruck zu verschaffen gewillt ist, scheint auch das temperamentvolle Blut unseres Basler Nachkommen der Familie zuweilen erregt zu haben, dies namentlich zur Zeit seiner langjährigen Herausgeber- und Redaktions-Tätigkeit. Denn ohne diese seine überschäumende Vitalität hätte er es kaum vermocht, die infolge der Konkurrenz gar schwer bedrängte Grenzpost, nachdem er deren Leitung übernommen, nicht nur Jahre lang noch weiter in ihrem Bestehen zu sichern, sondern sie überhaupt als zeitweise mutigste und kampfesfreudigste aller ortsansässigen Zeitungen im sonst eher leisen Basler Blätterwald rauschen zu lassen!

Aber auf die Dauer wäre es selbst dem Tüchtigsten nicht möglich gewesen, das einsam, bald sozusagen parteilos dahinsegelnde und daher zu wenig, oder fast auch gar nicht von außen gestützte Oppositions-Schifflein einer kleinen Minderheit noch länger dem unablässigen Sturm der vereinigten Konkurrenz trotzen zu lassen. Der Grenzpost Tage waren von Anfang an gezählt gewesen, und Mitte der achtziger Jahre vollends — dessen mochte sich auch ihr Leiter dauernd bewußt gewesen sein — war der endgültige Untergang des Unternehmens nur noch eine Frage der Zeit.

Ende März 1887 wurde ein letzter Versuch unternommen, das bisher nur unter schweren finanziellen Opfern über Wasser gehaltene Organ noch einmal zu sanieren: Der Verwaltungsrat der Aktiengesellschaft zur Herausgabe der Schweizer Grenzpost löste sich auf und übertrug den Verlag Herrn Dr. Brüstlein

---

[10]) Dr. Brüstlein hat sich später auch verdient gemacht als Direktor des eidgenössischen Amtes für Schuldbetreibung und Konkurs. Vgl. den Nekrolog in den „Basler Nachrichten" vom 8. April, desgleichen denjenigen in der « Tribune de Lausanne » vom 9. April 1924.

selber. Hierauf wechselte das Blatt unverzüglich Namen und äußeren Habitus, wenn auch nicht seinen grundsätzlichen Charakter, verkleinerte aber vor allem Format, Redaktion und Abonnementspreis! Doch auch die Tatsache, daß die also neu aufgetakelte Basler Morgenzeitung als nunmehr zunächst einziges Morgenblatt in Basel der Konkurrenz gegenüber wenigstens einen kleinen Vorsprung ergattert hatte, konnte ihr Ende höchstens noch eine Weile hinausschieben, nicht aber abwenden.

Uns interessiert in diesem Zusammenhang am meisten, daß bei jener offenbar unvermeidlichen Umwandlung der Grenzpost in die Morgenzeitung im Frühjahr 1887 einer ihrer tüchtigsten und wertvollsten, wenn auch eigenwilligsten Mitarbeiter aus dem Redaktionskreise entlassen worden ist, nämlich — der Leser wird es bereits in Gedanken erraten haben — Carl Spitteler! Worüber wir dann nachher noch einiges zu sagen haben werden....

Was den politisch-geistigen Charakter der Grenzpost anlangt — um auch dies noch kurz zu streifen —, so ähnelte sie in einem gewissen Sinne dem 1878 gegründeten (und bis vor kurzem noch bestehenden) demokratischen Organ, der Zürcher Post, die zu jener Zeit in den fortschrittlich gesinnten Kreisen sich größter Beliebtheit erfreute, zumal dieses Blatt sogleich bei seiner Gründung mit zwei der hervorragendsten und originellsten Köpfe der damaligen Journalistik, nämlich mit Theodor Curti und Reinhold Ruegg [11]), bedacht worden war. Die ersten Jahrgänge dieser beiden — man ist versucht, zu sagen: politischen Schwester-Organe in Basel und Zürich zeichneten sich denn auch wacker aus, sowohl durch die straffe und energische Kampffreudigkeit in der Einstellung zu den drängenden Fragen des Tages, wie vor allem auch durch die keckverwegene und sprühende Leichtigkeit in der literarisch-publizistischen Aufmachung.

---

[11]) Über Theodor Curti, den späteren Direktor der Frankfurter Zeitung, und Reinhold Ruegg, den einst so beliebten Zürcher Lokalplauderer, vgl. die unter Anm. 4 und 6 genannten Werke sowie das Historisch-biographische Lexikon der Schweiz.

Um das soeben Gesagte zu erhärten, geben wir zum Schlusse einige ihrer charakteristischen und temperamentvollen Leitmaximen wieder, so wie sie der politischen Einstellung dieser linksfreisinnigen[12]) Schweizer Presse-Organe zur Zeit der achtziger Jahre entsprochen haben. Und zwar möchten wir hier absichtlich die Sätze anführen, welche, aus der Zürcher Post herrührend, einst von der ihr so befreundeten und gleichgesinnten Basler „Post" als besonders markant und beachtenswert unter dem Titel Mixed Pickles[13]) nachgedruckt worden sind, woraus wir jedenfalls am besten die gegenseitige Übereinstimmung in ihrer geistigen Haltung zu erkennen vermögen.

Es heißt da unter anderem:

„Die Presse ist da, um dem freien, aufrichtigen Worte eine sichere Stätte zu bereiten; sie soll nicht die Rolle des Leierkastens übernehmen. Eine Feder, die sticht, ist immer noch besser als der Fuchsschwanz, mit dem man verwedelt."

„Wo man einen herzhaften Schlag scheut, muß es morsch sein. Die Wahrheit verletzt — sie allein aber wirkt auch befreiend und schafft allein das Glück des Einzelnen, wie dasjenige der Gesamtheit. Rücksichtslosigkeit kann zuweilen schaden, Leisetreterei wirkt immer unheilvoll; lümmeln sich Kameraderie und feige Wohldienerei zusammen ein, wo gewissenhafte, richtige Strenge sich finden sollte, entwickelt sich ein ungesundes Leben."

„Niemals hat es einer Nation Gedeihen befördert, wenn die Presse der Achselträgerei beflissen, Sträußchen spendete, Ge-

---

[12]) Wenn wir hier die linksfreisinnige Einstellung des Blattes betonen, so ist damit keineswegs etwa sozialistisch in einem klassenkämpferisch zersetzenden Sinne gemeint. Dr. Brüstlein selbst, einer rechtsstehenden Familie entstammend, war seiner eigentlichen Wesenshaltung nach keine parteipolitisch verengte Persönlichkeit. „Sozialistische" Ideen z. B. hatten für ihn, diesen geschworenen Feind jeder Bürokratie und übermäßigen Beamtenwirtschaft, nur insofern Wert und Bedeutung, als sie zur Linderung der Not bei den tiefer stehenden Schichten, zur Hebung des Arbeiterstandes usw., dienen konnten. Erwähnung verdient hier noch der Umstand, daß er zeit seines Lebens positiv für die nationalen Interessen des Landes wie z. B. die Landesverteidigung eingetreten ist.

[13]) Schweizer Grenzpost, 13. Okt. 1885.

fälligkeiten erwies, nach jeder Richtung hin folgsames Kind zu sein sich bestrebte und Schwarz in Weiß verwandelte, wenn's gewünscht wurde. Denn der Weg zur Hölle ist nicht bloß mit guten Vorsätzen gepflastert, sondern auch mit verlogenen Redensarten und Flunkereien."

Von solchem Geist war auch die Schweizer Grenzpost erfüllt. Und dieser Geist entsprach ebenso sehr der Einstellung Spittelers.

* * *

Womit hatte sich Spitteler an der Grenzpost nun in erster Hinsicht zu beschäftigen und journalistisch auseinander zu setzen? Auch darüber haben wir bereits einige Andeutungen zu geben versucht. Ich möchte als Antwort hier ein bekanntes Wort von ihm selbst variieren [14]): Er mußte so ziemlich sämtliche Gebiete der Publizistik und Journalisterei mit je einem Stein besetzen!

Zunächst rezensierte er einige Opern-Aufführungen des Stadt-Theaters (doch fast keine Schauspiele!): Hugenotten, Fledermaus, Rigoletto und andere Werke gaben ihm Gelegenheit, gleich zu Anfang mit seinem hohen musikalischen Wissen zu debütieren, und mit Takt und Geschick entledigte er sich der neuen Aufgabe [15]). Um dann plötzlich, scheinbar ohne Vorbereitung, auf die hohe Politik überzuspringen. Viel versprechend eröffnet eine geharnischte Betrachtung über „Die Logik der Tatsachen" eine ganze Serie von politischen Leitartikeln, einer immer schlagender als der andere, von denen wir einige ihrer so zügigen wie typischen Überschriften hier anführen wollen: Russifizierungsversuche — Politische Sympathien und Antipathien — Die Kulissen des Kriegstheaters — Die Strafe der Isoliertheit —

---

[14]) „Mein Schaffen und meine Werke", Kunstwart, 1. und 2. Juliheft 1908.

[15]) „Die Hugenotten" (Meyerbeer), 6. Okt. 1885. — „Die Fledermaus" (J. Strauß), 9. Okt. — „Rigoletto" (Verdi), 13. Okt. — „Martha" (Flotow), 25. Okt. usw.

„Jungrussen“ und „Altrussen“ — Erzbischöfliche Demokratie — u. s. w.[16]).

Daneben finden sich, in den ersten Monaten sogleich, zahlreiche Aufsätze von der Art und Stil der Lachenden Wahrheiten[17]), wie etwa die Causerie über die Zimperlichkeit der Druckerschwärze oder die Plauderei über ein wundertätiges Zeitwort (ich liebe, du liebst, er liebt u. s. w.), und so noch viele andere, im wahrsten Sinne des Wortes: brillante Feuilletons. Doch erscheint dies alles recht nebensächlich in Anbetracht der großen und wirklichen Fülle der angeführten Politika, welche in einer Weise dominieren, die nur zu Verwunderung Anlaß bietet. Ja, wir haben durchaus den Eindruck, als sei Spitteler damals politischer, nicht aber literarischer Redaktor geworden. Denn an eigentlich literarischen und vor allem an schöngeistigen Aufsätzen, wie sie für Spitteler sonst so typisch sind (Kunstwart!), Betrachtungen etwa über ästhetische und dichterische Probleme, entdecken wir wider Erwarten zunächst so gut wie nichts.

Daß sich hinter den Initialen Spittelers eine im tiefsten Grunde poetisch und künstlerisch veranlagte Persönlichkeit, gar ein wirklicher Dichter, verborgen halte, konnte somit ein Leser der Grenzpost zunächst kaum vermuten; denn — nach den ersten Artikeln zu schließen, wie sie, abgesehen von den paar Opernkritiken, C. S. verfaßt hat — schienen alle Anzeichen viel eher auf einen so gewandten wie beschlagenen Politikus hinzudeuten, von dem man durchaus nicht annehmen konnte, daß er erst seit

---

[16]) „Die Logik der Tatsachen“, 21. Okt. 1885. — „Russifizierungsversuche“, 27., 28., 29. und 30. Okt. — „Politische Sympathien und Antipathien“, 3., 4., 6., 7. und 8. Nov. — „Der status quo“, 1. Dez. — „Die Kulissen des Kriegstheaters“, 4. und 5. Dez. — „Die Strafe der Isoliertheit“, 11. Dez. — „Die politische Erbschaft des Lord Beaconsfield. Anläßlich der afghanisch-russischen Grenzkommission“, 9. Jan. 1886. — „Die Bilanz des Carolinenhandels“, 20., 21. und 22. Jan. — „Bismarck und die Polen“, 3. und 4. Febr. — „Die griechische Politik Salisburys“, 9. Febr. — „Das türkische Joch“, 13. Febr. — „«Jungrussen und Altrussen»“, 16. und 17. Febr. — „Die Rechtsansprüche der Griechen“, 18. Febr. — „Erzbischöfliche Demokratie“, 2. April. — Und anderes mehr noch.

[17]) „Die Zimperlichkeit der Druckerschwärze“, 25. Nov. 1885. — „Ein wundertätiges Zeitwort“, 15. Dez. (Beilage).

dem Oktober 1885 — wie es ja tatsächlich der Fall gewesen! — Leitartikel zu schreiben begonnen hatte.

Es liegt in der Tat auch hier wieder eine der zahlreichen Paradoxien in Spittelers äußerem Wesen vor: Das, was wir gar nicht erwartet haben, beherrscht das Feld, dagegen das, was wir erwartet, fehlt zunächst so gut wie ganz.

Allerdings, es fehlt zunächst nur, und in dem Maße, wie dann allmählich die seinen Interessen näher liegenden Gegenstände selbst in der ihm aufgezwungenen Stellung eines abhängigen Publizisten gegen Ende doch wieder zu dominieren begannen, ging auch zugunsten der literarischen die politische Bericht-Erstattung von Monat zu Monat mehr zurück.

Wir haben indessen noch immer nicht die inhaltreichsten der „politischen" Aufsätze Spittelers aus der Grenzpost aufgeführt. Ein gut Teil dessen, was er diesem Blatte zur Verfügung stellte, bewegt sich nämlich weder auf der Ebene der reinen Politik noch des bloßen Unterhaltungs-Feuilletons, sondern greift kühn und selbstsicher in Sphären hinaus, deren vielseitig-vielgestaltige, oft klaffend auseinander liegende Richtungen kaum unter einen einzelnen Sammelbegriff gebracht werden können. Und doch eignet ihnen allen, wenn man sie weniger von einem systematischen denn einem allgemein ideellen Standpunkt betrachtet, ein ganz bestimmtes Signum, eine unsichtbare Erkennungsmarke gleichsam, die einzig und allein auf Spitteler als ihren geistigen Urheber hindeutet.

Um was für Aufsätze handelt es sich dabei? Ein paar Titelangaben mögen auch hier genügen, um ein ungefähres Bild von der Reichweite der so mannigfachen Interessen Spittelers zu geben: Der zensierte Zola — Militärische Curiosa — Vom Duell — Der Berner Schulkrieg — Die Graphologie — Vom „Volk" — Pasteurs Triumph — Zur Schulhygiene — Der Arzt in der Schule — Das Sparen im Staatshaushalt — Choleralogik — Schulzentralisation in Frankreich — Staat und Kunst — und anderes mehr noch[18]).

---

[18]) „Militärische Curiosa", 15., 16., 17., 18. und 19. Dez. 1885. — „Vom Duell", 20., 22. und 23. Dez. — „Der Berner Schulkrieg", 8. Jan. 1886. —

Das bezeichnende und sie innerlich zusammen haltende Wesensband der hier aufgezählten Artikel, die übrigens alle dem äußeren Habitus und der Stelle nach, an der sie zu erscheinen pflegten, als richtiggehende Leitartikel einzuschätzen sind, bewegt sich, von einem einzigen höheren Standpunkt aus besehen, so ziemlich in der Mitte etwa jenes weitläufigen, nirgendwo eingeengten Feldes, welches sich von der präzis umrissenen Gegebenheit der sogenannten „Politik“ bis zu jener allgemeinen, schwer zu umschreibenden und doch bis zum letzten Atom so eindeutig menschlich erfüllten Idee namens „Kultur“ hin- und emporzieht. Es handelt sich, abgesehen vom Einzel-Gehalt der jeweils wechselnden Themen und dem unvermeidlichen Zeit- und Lokalkolorit, um Betrachtungen kulturpolitischen und kulturkritischen Charakters, Auseinandersetzungen mit den Gegebenheiten und Erscheinungen der Welt, wo und in welcher Gestalt sie dem Dichter überhaupt entgegengetreten sind.

Was endlich die Aufsätze vorwiegend literarischen und künstlerisch-ästhetischen Charakters anbetrifft, mit eingeschlossen die unvermeidlichen Buchbesprechungen, so konnte Spitteler in der so kurzen Zeit von nur anderthalb Jahren (doch hauptsächlich erst im letzten Jahre) deren ebenfalls eine Respekt einflößende Anzahl der Grenzpost zur Belebung ihres Inhaltes beisteuern. Wir beschränken uns abermals darauf, uns anhand einiger Überschriften eine summarische Vorstellung dessen zu geben, was er damals auf diesem seinem ureigensten Gebiet sich alles vom Herzen geschrieben hat[19]): Die schöne Serie dieser durchgängig

---

„Der Berner Pädagogenkrieg“, 27., 28. und 29. Jan. — „Die Ausländerei der Deutschen (Frei nach Bismarck)“, 6. und 7. Febr. — „Die Graphologie“, 19. Febr. — „Vom «Volk»“, 5., 6. und 7. März. — „Pasteurs Triumph“, 11. März. — „Zur Schulhygiene“, 18., 19. und 20. März. — „Der Arzt in der Schule“, 4. April. — „Das Sparen im Staatshaushalt“, 13. April. — „Choleralogik“, 20. April. — „Staat und Kunst“, 9., 11. und 12. Mai. — Und anderes mehr noch.

[19]) „Die Eigenart C. F. Meyers“, 23. Dez. 1885. — „Von der Nachahmung des französischen Esprit“, 28., 29. und 30. April 1886. — „Zur Börnefeier“, 9. Mai. — „Diderot“, 22. Juni. — „Mauthner“, 25. Juli. — „Franz Liszt“, 5. Aug. — „Bellini“, 24. und 25. Aug. — Und anderes mehr noch.

auch heute noch lesbaren Essays und Studien beginnt mit der besonders wertvollen Betrachtung über die Eigenart C. F. Meyers, einem tiefdringenden, psychologisch-ästhetischen Versuche, der übrigens große Beachtung gefunden zu haben scheint. Allerdings finden sich, wie erwähnt, die besten dieser Art Aufsätze erst in der zweiten Hälfte der Grenzpost-Tätigkeit; die bezeichnendsten von ihnen mögen die folgenden sein: Von der Nachahmung des französischen Esprit — Zur Börnefeier — Diderot — Mauthner — Franz Liszt — Bellini — und andere (ungerechnet viele weitere Buch-, Theater- und auch Konzert-Besprechungen). —

Diese Übersicht dürfte genügen, um erkennen zu lassen, was der Grenzpost-Redaktor Spitteler in den anderthalb Jahren, da diese Zeitung sich noch halten konnte, an Aufsätzen, Besprechungen, Kritiken und dergleichen im großen und ganzen verfaßt hat. Wie nun aber verteilt sich das alles auf die in Frage kommende Zeitspanne von Ende September 1885 bis Ende März 1887? Die drei oder vier Kategorien, denen sich fast alle Artikel aus dieser Periode zuordnen lassen, erweisen jetzt insofern ihre praktische Bedeutung, als sie sich auch zeitlich — zum Teil wenigstens — voneinander abheben und damit in die Gesamtdauer der Grenzpost-Tätigkeit ein gewisses Relief bringen.

Es ist nämlich lehrreich, zu beobachten, wie Spitteler seinem Grundsatz, möglichst jedes Gebiet mit einem Stein zu belegen, besonders auch als Publizist und Redaktor nachlebte und wie er sich infolgedessen der Zeitung als eines zum Teil ebenfalls willkommenen Instruments zu bedienen wußte, um damit in immer neue Provinzen der Möglichkeit geistiger Auseinandersetzung vorzustoßen. So bemerken wir, wenn wir alles in großen Zügen übersehen wollen, wie sich die allgemein-politische Publizistik, desgleichen auch die von uns als kultur-politisch oder zeit-kritisch bezeichnete Bericht-Erstattung, im Wesentlichen auf die ersten sieben bis acht Monate erstreckt, und wie sich innerhalb dieses Zeitraumes namentlich noch eine speziell der Außen-Politik gewidmete Leitartikel-Periode auf die Monate Januar bis April 1886 zusammendrängt. Was hierauf folgt, ist so gut wie fast ausschließlich noch literarische, künstlerisch-ästhetische und

allgemein-journalistische Berichterstattung, so wie sie üblicher Weise allein dem Feuilleton-Redaktor zukommt.

Damit haben wir angedeutet, daß auch die Gesamtdauer der Grenzpost-Tätigkeit, nicht unähnlich der Mitarbeiterschaft für den Bund, nur in anderer Weise, in zwei Hälften zerfällt, deren Länge ebenfalls ungleich ist. War hingegen dort die Möglichkeit einer solchen Teilung in zwei deutlich, weil zeitlich scharf getrennte Perioden ohne weiteres gegeben, so läßt sich hier das Entsprechende nur im geistigen Sinn erfassen, indem die der Grenzpost gewidmeten Monate sich ununterbrochen aneinander drängen und auch äußerlich keine Lücken zeigen. Und doch tritt bei näherer Betrachtung ein Unterschied hervor.

Es handelt sich nämlich darum, daß von einem mehr oder weniger deutlich erfaßbaren Zeitpunkt an, wie bereits vermerkt, der Schwerpunkt der Spitteler'schen Bericht-Erstattung von der politischen (vorab der außen- und übrigen aktuell-politischen) Ebene auf andere Gebiete abgedrängt worden ist, oder wie wir uns vorsichtiger ausdrücken möchten, abgedrängt worden zu sein scheint.

Der Leser wird sich denken können, daß nicht Spitteler selbst, sondern die Grenzpost die Ursache dieser Interessen-Verlagerung gebildet haben dürfte. Zwar äußerlich betrachtet, scheint diese Verlagerung nur mit einer bloßen Neuerung in der habituellen Aufmachung des Blattes zusammen zu hängen, einer Änderung, die zudem wohl bedingt war durch Gründe redaktionstechnischer Natur. Diese Neuerung, die am 12. Mai 1886 eingetreten ist, bestand darin, daß anstelle der bisherigen Leitartikel, deren Wesen freieste Individualität war (vgl. etwa die originellen Überschriften Spittelers), nun plötzlich die regulären „Tagesberichte" getreten sind, die vorher immer nur die zweite Stelle eingenommen hatten.

Wir wissen nicht mehr um die unmittelbaren Gründe, welche die Leitung des Blattes bewogen haben, sich den Gewohnheiten der andern Zeitungen anzupassen und deren wohltemperierte Gleichmäßigkeit, wenn nicht zu sagen: Unpersönlichkeit, in thematischer wie in formaler Beziehung ebenfalls anzunehmen. Wir können nur noch vermuten und auf die früher zitierten

Äußerungen des ehemaligen Chefredaktors Brüstlein verweisen, der ja „die meist absichtlich gesuchte Unpersönlichkeit“ mit der Einstellung des Publikums, welches ein starkes Hervortreten des Individuums in der Presse nicht schätze, zu erklären versucht hat.

Daß es so gekommen, ist gewiß zu bedauern. Wir wiesen bereits früher darauf hin, wie dieser Wesenszug der Presse gerade im Hinblick auf die von alten Zeitungs-Jahrgängen abhängige Quellenforschung, die es auf einzelne Mitarbeiter abgesehen hat, als besonders hemmend empfunden wird; denn es ist ja klar, daß sich eine solche Art der „Unpersönlichkeit“ namentlich auch im Fehlen der Namens-Unterzeichnung unangenehm dokumentieren muß. Zwar hat Spitteler auch vorher nicht in der Grenzpost mit dem vollen Namen unterzeichnet; doch hat er sich wenigstens, vor der besagten Neuerung, zumeist seiner Initialen oder eines Symbols[20]) zur Kenntlichmachung seiner Artikel bedient. Jetzt hörte auch dies auf.

Aber nicht genug damit. Noch eine weitere Schwierigkeit erhebt sich: Zahlreiche der so unpersönlich wie nur möglich gehaltenen Tagesberichte stellen auch in ihrer inneren Struktur kein einheitliches Ganze dar; oft bildeten sie nur äußerlich lockere Zusammenfügungen aus mehreren, durch „Sternchen“ voneinander getrennten und unter sich völlig selbständigen Teilstücken, welche durchaus nicht vom gleichen Verfasser jeweilen herzurühren brauchen; denn die Redaktion konnte sich in der täglichen Arbeit ihrer politischen Bericht-Erstattung nicht immer auf ein einzelnes Problem beschränken, ein Umstand, der die Ermittlung der Autorschaft noch mehr erschweren muß.

Es ist so gut wie sicher anzunehmen, daß eine bestimmte Anzahl dieser Tagesberichte oder auch einiger ihrer Teilstücke Spitteler zum Verfasser haben dürfte. Um welche aber handelt es sich? Von den sämtlichen, hier in Frage kommenden Artikeln — seit dem 12. Mai 1886 sind es deren allein mehr als 270, die Teilstücke ungerechnet — fallen doch wohl höchstens

---

[20]) Spittelers Initialen waren C. S., seltener Sp., als Symbol wählte er später das Zeichen ♂ oder ρ.

wenige Dutzend in die engere Wahl; sie jedoch ausfindig zu machen, wäre eine Arbeit, die — wir sind so ehrlich, dies einzugestehen — heute unsere Kräfte bei weitem noch übersteigen würde.

Gundsätzlich dürfen wir natürlich auch eine andere Vermutung nicht ohne weiteres von der Hand weisen, nämlich die, daß im Frühling 1886 die Leitung des Blattes etwa beschlossen haben könnte, Spitteler aus dem politischen Ressort, in das er so kühn sich hatte hineinmanövrieren lassen, völlig wieder auszuschalten, und dies zwar weniger aus kollegialem Neid oder sonst infolge einer persönlichen Animosität gegen ihn, als vielmehr auf Grund der Tatsache, daß Spitteler vielleicht mit einigen seiner so unzeitgemäßen und zuweilen eher für ein Tagebuch als eine Zeitung geeigneten Auslassungen Befremden erregt und der armen Grenzpost somit, statt neue Abonnenten, im Gegenteil nur mehr noch Feinde zugeführt haben wird!

Robert Faesi [21]) wenigstens dürfte kaum unrecht haben, wenn er bemerkt, daß Spitteler, der „zwar im Geiste seines Lehrers J. Burckhardt“ geschrieben — etwa über den Machtstaat als Raubtier und dergleichen —, mit solchen „politischen Expektorationen der Leitung des Blattes wenig gepaßt zu haben scheint“. Oder sagen wir vielleicht eher: Auf die Dauer nicht gepaßt zu haben scheint. Denn gerade in den ersten Monaten hat man's ja durchaus nicht für nötig befunden, Spittelers impulsivem Geist irgendwie den Maulkorb der Konventionalität umzuhängen! Erst allmählich scheinen sich Spannungen und Differenzen ergeben zu haben. Und schließlich soll ihm, wie Faesi ebenfalls mitteilt, sogar mit Entlassung gedroht worden sein. Das gibt zu denken, und dem entspricht ja auch die Tatsache, daß er schließlich als einziger bei der später erfolgten Metamorphose der Grenzpost in die Basler Morgenzeitung wie das bekannte fünfte Rad am Wagen einfach fallen gelassen worden ist.

Im übrigen jedoch sind wir in keiner Weise darüber orientiert, wie Spitteler zu seinen Kollegen von der Grenzpost gestanden hat. Wir nehmen an: Es wird ein leidliches, auf

---

[21]) Faesi, S. 61/62.

kühler Achtung beruhendes und vor allem sachlich fachlich bestimmtes Verhältnis gewesen sein. Mehr wohl kaum.

Immerhin gesteht er in seinem Gedenkblatt für Widmann [22]) — und wir haben keine Ursache, seine Aussagen irgendwie in Frage zu ziehen —, daß er als Grenzpost-Redaktor „zufrieden" gewesen sei — relativ zufrieden, wie wir der Vorsicht halber leicht noch korrigieren wollen. Wir dürfen ja nicht vergessen, daß er kurz zuvor fast wieder brotlos geworden wäre, und bekanntlich wird nach einem großen Übel das kleinere stets als Erlösung empfunden!

[22]) „Was ich Widmann verdanke", Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. Nov. 1911.

IV.

Thurgauer Zeitung und Basler Nachrichten

Soviel über die Grenzpost.

Was geschah nun aber, nachdem am 27. März 1887, also nach anderthalbjähriger Redaktions-Tätigkeit — nicht: einjähriger, wie Spitteler angibt [1]) — die Zeitung „in die Luft geflogen“ und er selber „auf das Pflaster“? —

Die Antwort, die er selbst auf diese Frage gibt — wir kennen sie bereits: sie steht im Widmann-Gedenkblatt von 1911 — ist ungenügend und lückenhaft (wir werden uns im übernächsten Kapitel, das sich mit des Dichters Aufnahme in den Kunstwart-Kreis und der Hilfeleistung Nietzsches befaßt, noch eingehend damit auseinander setzen).

Diese Antwort lautet nämlich: „Ich mußte ein paar Jahre mühsam unten durch. In diesen problematischen Jahren waren die Artikel für Widmanns Bund meine Haupteinnahmequelle; ich kann fast sagen meine einzige Einnahmequelle.“ Nun wissen wir aber — es wurde bereits angedeutet —, daß Spitteler in den Jahren nach dem Ende der Grenzpost sich neben dem Bund noch ein paar andere Hilfsquellen verschafft hat, die — auch wenn er sie später übersehen oder übergehen konnte — ihm gleichwohl einst so wichtig wie erwünscht gewesen sein

---

[1]) „Was ich Widmann verdanke“, Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. Nov. 1911.

müssen. Und zwar verdankte er es der Liberalität einiger Persönlichkeiten von der Presse, die Widmann kannte, daß er immer wieder in den Stand gesetzt wurde, sich publizistisch zu betätigen.

Da war es zunächst ein glücklicher Zufall, daß Spitteler gerade zu jenem Zeitpunkt — es mutet wie eine kleine gnädige Laune Anankens an — in eine andere Redaktion berufen wurde, und zwar nach Frauenfeld, wo er — leider nur für die spärliche Zeit von nicht einmal zwei Monaten — den außenpolitischen Schriftleiter der Thurgauer Zeitung zu vertreten hatte. Es traf sich insofern also glücklich, daß die Grenzpost ausgerechnet damals Spitteler so plötzlich „auf das Pflaster" fliegen ließ! Bereits am 23. März [2]) — also vier Tage noch vor dem Ende der Grenzpost-Plackerei — berichtete er Adolf Frey von seiner „Exodus nach Frauenfeld", deren Ermöglichung ebenfalls auf geheime Winke des ewig sorgenden Freundes Widmann erfolgt sein dürfte.

Wenn ihm selbstverständlich mit diesem kleinen, nur allzu kleinen Intermezzo in der Ostschweiz keineswegs geholfen war, so konnte er doch immerhin die paar Wochen, die er der Krankheit [3]) eines Redaktors zu verdanken hatte, als Atempause betrachten, um sich währenddessen nach neuen Beziehungen umzuschauen.

Was die Thurgauer Zeitung [4]) anlangt, so handelt es sich bekanntlich nicht um irgend ein unbedeutendes Lokalblatt, sondern um eine der (schon damals) führenden ostschweizerischen Tageszeitungen freisinniger Richtung; dies geht schon aus der Tatsache hervor, daß es vor allem Jakob Huber [5]) gewesen, der bekannte Verlagsbuchhändler und bedeutende Politiker, der sie zu Ansehen gebracht und aus ihr ein Organ geschaffen hat,

---

[2]) Brief vom 23. März 1887 an Frey.

[3]) Dies geht aus den Quellen hervor.

[4]) Über die Thurgauer Zeitung vgl. „Die Schweizer Presse", hg. vom Verein der Schweizerischen Presse 1886, und „Das Buch der schweizerischen Zeitungsverleger", 1925.

[5]) Über Jakob Huber vgl. das Historisch-biographische Lexikon der Schweiz.

das lange Zeit bestimmt war, trotz der immer gefährlicher werdenden Konkurrenz der publizistischen Großmacht der N. Z. Z. weit über die Grenze der politisch sonst unbedeutenden Kleinstadt Frauenfeld hinaus zu wirken.

Für Spitteler jedenfalls wäre es keine Unehre gewesen, auf längere Zeit auch an diesem Blatte als Mitarbeiter oder Redaktor anzukommen. Indessen scheint er sich kaum beliebt gemacht, das heißt mit seiner politischen Auffassung der Leitung des Blattes wenig entsprochen zu haben; urteilten doch nicht alle Publizisten im Sinne Widmanns, der wie immer auch hier Spitteler seines uneingeschränkten Lobes versichert und voll Begeisterung erklärt hat: „Deine Redaktion der „Thurgauer Ztg." ist fortwährend brillant" [6]).

Auffallend genug ist ja die Tatsache, daß Spitteler, obgleich seit langem auf vergeblicher Verleger-Suche, damals keine Beziehungen zum Verlagshaus Huber anzuknüpfen vermocht hat. Sollte er auch hier, wie bisher zumeist, nur verschlossene Türen gefunden haben? Der Mangel an dokumentarischen Unterlagen öffnet natürlich jeder Vermutung Tür und Tor, selbst wenn grundsätzlich kaum damit zu rechnen ist, daß eine Persönlichkeit wie Jakob Huber, überdies der Verleger Widmanns, ausgerechnet Spitteler in seiner Bedeutung nicht erkannt und ihn abgelehnt haben sollte, von der Art etwa, daß er, gleich anderen Verlegern, ihm nicht einmal „erlaubt hätte" [7]), die Manuskripte „auch nur zur Prüfung einzusenden".

Das ist eine Frage, die einmal abzuklären wäre. Denn Spittelers einziges Werk, das in Frauenfeld herausgekommen ist: Der Gotthard (1907), verdankt seine Veröffentlichung lediglich dem Wunsch der Bahn-Gesellschaft [8]) nach buchmäßiger Zusammenfassung der dem Gotthard und seinen Tälern gewidmeten Wander-Bilder, die ihr Verfasser in der Neuen Zürcher

---

[6]) Brief vom 18. April 1887 (nicht März, wie es bei Widmann, S. 310, wohl fälschlich heißt. Spitteler wurde ja erst am 27. März von der Grenzpost entlassen).

[7]) „Meine Beziehungen zu Nietzsche", S. 20.

[8]) Faesi, S. 179.

Zeitung hatte erscheinen lassen. Mithin dürfte die Gesellschaft auch den Verleger bestimmt haben. Im übrigen war dieser Gotthard-Baedeker, in dessen Drucklegung Spitteler wohl nur zögernd und dank dem Zureden Widmanns eingewilligt hat, zu einem Zeitpunkt erschienen, da ja von ihm bereits sieben andere Werke[9]) vorlagen.

Auf alle Fälle dürften wir weder zu viel noch zu wenig behaupten, wenn wir an der Vermutung festhalten, Spitteler habe infolge seiner skeptisch-ironischen Auffassung und Besprechung der politischen Dinge kaum besonderen Anklang beim Verlag der Thurgauer Zeitung gefunden, weil man eben in dem kleinen Frauenfeld noch weit mehr an einer alt-hergebrachten nüchternen Publizistik festzuhalten gewillt schien als in Basel, dessen mit Jakob Burckhardt-Geist getränkte Humanisten-Atmosphäre von Natur schon eine geistvollere, weniger im Herkömmlichen erstarrte Redeweise aufkommen ließ.

Jedenfalls kam es nicht von ungefähr, wenn der „gewöhnliche Tagesberichterstatter“[10]), der am 24. Mai „nach längerer Abwesenheit“ seine Arbeit wieder aufnahm, sich gedrungen fühlte, „noch einmal in Kürze die Grundsätze auszusprechen, nach welchen er, wie bisanhin, so auch künftig die Ereignisse der auswärtigen Politik beurteilen und für die Leser dieses Blattes darstellen“ werde. Denn daß dieser an sich harmlose Satz keine leichte Spitze gegen den stellvertretenden Berichterstatter enthalten solle, könnte nur der behaupten, der nicht weiß, in welchem, der üblichen „Bravheit“ entgegen gesetzten Ton ein Spitteler die Angelegenheiten der „hohen“ Politik, die er aus mancherlei Gründen zu verachten ein Recht hatte, weniger zu „beurteilen“ denn zu verurteilen pflegte.

---

[9]) Diese sieben Werke sind bekanntlich: „Prometheus und Epimetheus“, 1880/81; „Extramundana“, 1883; „Schmetterlinge“, 1889; „Friedli, der Kolderi“, 1891; „Gustav“, 1892; „Literarische Gleichnisse“, 1892, und „Balladen“, 1896.

[10]) Die verantwortliche Redaktion der Thurgauer Zeitung setzte sich damals zusammen aus den Herren J. Huber, A. Guhl und A. Gengel; Druck und Verlag von J. Huber in Frauenfeld.

Im übrigen verweisen wir auf den Anhang, worin wir einige sprechende Belege aus den Thurgauer Artikeln Spittelers zum Abdruck bringen.

* * *

Bedeutend positiver gestalteten sich die Beziehungen zu den Basler Nachrichten[11]), die Spitteler — ähnlich wie diejenigen zum Kunstwart — ebenfalls noch im gleichen Jahr 1887 anknüpfen konnte; denn hatte ihm Frauenfeld nur eine Interimsstelle bieten können, so harrte seiner dafür Basel, wie zur Grenzpost-Zeit, abermals mit einem Pöstchen von vorwiegend dauerhaftem Charakter. Und zwar insofern positiv, als nun die Nachrichten, damals Basels meistgelesenes Organ, dem immer noch stellungslosen Dichter, der sich geradezu einen armen Redaktionsbummler hätte nennen können, in zuvorkommender Weise dasjenige Feld zu regelmäßig journalistischer Bestellung überließen, das seiner Veranlagung entsprechend ihm fraglos das willkommenste war: dasjenige der literarischen Bericht-Erstattung, und als Zugabe noch das Amt des Opern-Referenten. Zweifellos mochte ihm, für eine Zeitlang wenigstens, solch ein Arrangement noch lieber sein als das feste Anstellungsverhältnis wiederum als Redaktor mit all seinen beruflichen Lasten und Verpflichtungen, während er jetzt als freier und doch regelmäßiger Mitarbeiter die einmal unumgängliche Publizistik betreiben konnte.

Es ist so gut wie sicher anzunehmen, daß auch diesmal wieder, bei seiner Wahl zum literarischen Mitarbeiter, in erster Hinsicht Widmann, der Verbindungs- und Beziehungsreiche, die ewig helfende Vermittlerhand mit im Spiele hatte. Allerdings trat jetzt noch hinzu, daß mittlerweile Spitteler selbst in Basel als kein völlig Unbekannter mehr anzuklopfen brauchte, hatte er sich doch endlich bei den Journalisten, die zu sehen vermochten und auch sehen wollten, wo sich wirkliche Persönlichkeits-Werte

---

[11]) Über die Basler Nachrichten vgl. Kap. III, Seite 65. — Die Redaktion wurde gebildet von Stephan Born, Fritz Göttisheim und F. A. Stocker.

geltend machten, als temperamentvoller Bund- und Grenzpost-Mitarbeiter einen, wenn auch umstrittenen, so doch achtbaren Namen erworben, und schließlich dürfte sich auch dies bei den maßgebenden Presseleuten herumgesprochen haben, daß Spitteler der Verfasser jenes seltsamen Prometheus-Buches wäre, mit dem zwar niemand etwas anzufangen wußte, das aber gleichwohl, zumal es in einem der damals angesehensten schweizer Verlagsfirmen [12]) erschienen war, „in den höchsten Kreisen der literarischen und gelehrten Welt der Schweiz außerordentliches Aufsehen erregt" haben soll [13]).

Namentlich war es Stephan Born [14]), damaliger Chef- und Ausland-Redaktor der Basler Nachrichten, der sich mit Wärme für Spitteler eingesetzt und ihn als Mitarbeiter an sein Blatt gezogen hat. Dieser einst äußerst geschätzte Publizist und vielbeschlagene Politiker aus altem 1848er Schrot und Korn, mit seinem langen alttestamentlichen Bart viele Jahre hindurch eine Charakterfigur unter den schweizer Journalisten [15]), darf — im Gegensatz zu manchem Einheimischen wie etwa Hans Trog [16]) von der Allgemeinen Schweizer Zeitung — das Verdienst für sich beanspruchen, mit als einer der ersten Spitteler, und zwar den Dichter Spitteler, in seiner Bedeutung erkannt zu haben. Natürlich hat er nicht teil an der unmittelbaren Entdeckung Tandems, sein Wort war gewiß nur der Widerschein von Widmanns Feuer, aber während die andern Publizisten, die schweizer wie die deutschen, sich über den neuen prophetischen Dichter ausschwiegen, brachte er den Bekennermut auf, mit einigen wenigen, doch bestimmten und unverklausulierten Worten den Prometheus auszuzeichnen und ihn der geistigen Elite Basels, die

---

[12]) Es handelt sich um den Verlag Sauerländer in Aarau.

[13]) „Meine Beziehungen zu Nietzsche", S. 16/17.

[14]) Über Stephan Born vgl. den Nekrolog vom 4. Mai 1898 in den Basler Nachrichten.

[15]) Daß Stephan Born als Persönlichkeit zwar auch umstritten war, geht aus Spittelers Brief an Frey vom 29. Okt. 1889 hervor.

[16]) Hans Trog war an diesem Blatte literarischer Redaktor; er zeigte sich Spitteler gegenüber in seinen Rezensionen eher von der mißgünstigen Seite.

ja die „Nachrichten" hielt, in einer Weise ans Herz zu legen, die — möchte man annehmen — kaum ihre Wirkung hätte verfehlen sollen. Die Basler Nachrichten jedenfalls können dank der Initiative ihres Chefredaktors die Ehre für sich beanspruchen, als einzige schweizer Zeitung neben dem Bund, ja sogar noch vor Widmanns Besprechung, Tandems Erstlingswerk überhaupt gewürdigt zu haben [17]).

„Es ist uns", schreibt Stephan Born, „noch keine Besprechung dieses wunderbaren Gedichtes vor Augen gekommen, und wir erklären uns das aus der heiligen Scheu, mit der die ermüdete, an der stillen Kohlenglut der täglichen Lesepflicht hartgesottene Bücherkritik dergleichen Werken aus dem Wege gehen muß. Da ist ein Dichter, ganz anders « als die vielen, die da wimmeln in dem allgemeinen Haufen », dazu ein pseudonymer Dichter, gegen den also alle Pflichten der Höflichkeit wegfallen, und dann — er bringt ein « Gleichnis »! — Ist es möglich? in unserer gegenwärtigen, dem Realismus, ja dem nacktesten Naturalismus zustrebenden Literatur ein Gleichnis! Wer hätte heutzutage auch noch Zeit, sich mit der Lösung von Rätseln zu befassen? Denn mit dem Rätsel ist das Gleichnis und speziell das vorliegende sehr nahe verwandt.

Wenn nun aber das Rätsel in dem langwallenden prächtigen Gewand des Orients auftritt und wir, einem unüberwindlichen Zauber gehorchend, seiner Entwicklung von Wort zu Wort gespannter folgen, denn hier hat eine wohlangebrachte Falte, dort eine künstlerische Schürzung uns das anmutigste Spiel der lebensvollen Glieder, unter der vom Dichter über sie gebreiteten schweren Hülle verraten, dann ist es zu Ende mit dem bequemen Einwurf, das Gleichnis sei eine überlebte Form, gut für naive

---

[17]) Basler Nachrichten, 20. Sept. 1881. Stephan Borns Prometheus-Besprechung ist also noch vor derjenigen Widmanns im Bund erschienen, vgl. Kap. III, Anm. 8. Es ist eigentlich sonderbar, daß Widmann in seiner ausführlichen Würdigung auf die warmen Zeilen Borns nicht hinweist. Hat er doch auch nicht zu bemerken unterlassen, daß die Neue Zürcher Zeitung „in einer kurzen Notiz einen unserer schweizerischen Mitbürger als Verfasser" des Prometheus genannt habe.

Zeiten und für naive Menschen. Es ist die Form, in welcher zu allen Zeiten den tiefsten Gedanken, welche die Kronen der Menschheit bewegen, poetische Gestalt gegeben wurde, und sie wird dauern, so lange es Denker gibt, die zugleich Künstler sind. Der Dichter von «Prometheus und Epimetheus» ist Denker und Künstler zugleich. Mit welch vollendetem Schönheitsgefühl hat er die jambische Prosa als die passendste Form für seinen Gegenstand gewählt! Ein wundervoll einheitlicher Stimmungston ist somit dem Werke gegeben, der mit Reimen und wechselnden Rhymen sicher nicht erreicht worden wäre.

Wir werden das Gleichnis des uns vollkommen unbekannten Dichters hier nicht zu deuten versuchen, wir sind auch dazu nicht berechtigt, so lange nur der erste Teil dieses ganz und gar eigentümlichen, nichts anderem gleichenden Werkes in unseren Händen ist. Es bleibt uns nichts übrig, als Leser, die von einem Buch etwas mehr als bloße Unterhaltung oder leichte Anregung fordern, zu bitten, daß sie auf unsere aufrichtige Empfehlung hin den ersten Teil von «Prometheus und Epimetheus» k a u f e n, damit wir recht bald die Freude genießen, das Ganze zu besitzen. Kunstwerke solcher Art dürfen am Schweigen der Kritik und der daraus entspringenden Teilnahmlosigkeit des Publikums nicht scheitern."

Diese schönen warmen Zeilen scheinen nun eher auf einen Literaten als einen Politiker als Verfasser hinzudeuten. Und wirklich: es hat seine Richtigkeit damit. Man muß nämlich wissen, daß Stephan Born, der ehemalige Revolutions-Flüchtling und spätere Vorkämpfer des Liberalismus, im Nebenamt zugleich außerordentlicher Professor der deutschen Literaturgeschichte war, und daß sein treffsicheres Wort, das übrigens nie den Redner verleugnet, auch in literarischen Dingen über eine Durchschlagskraft verfügte, wie sie nur wenigen Publizisten eignet. Born, seit 1878 als Ausland-Redaktor tätig, war überhaupt eine sehr vielseitige und eigenartige, wenn auch — infolge seiner nicht ganz einwandfreien politischen Vergangenheit — umstrittene Persönlichkeit. Wenn die „Nachrichten" in den achtziger Jahren als Basels meistverbreitetes Blatt weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt geworden sind, so verdankten sie diesen

Ruf zum großen Teil ihrem begabten Außenpolitiker, dessen Einfluß in mancher Beziehung so bedeutend war wie sein Bekannten- und Interessenkreis, und dessen fast täglich gebotene Leitartikel infolge ihrer Mischung von Weitblick, Originalität und Faßlichkeit lange Jahre mit zu den gelesensten in der ganzen Schweiz gehörten. —

Nun haben wir weiter oben gesagt, die Leitung der Thurgauer Zeitung sei mit Spitteler und dessen unverblümt der Wahrheit dienender Schreib- und Betrachtungs-Weise kaum sonderlich zufrieden gewesen. Was indessen die „Nachrichten" anlangt, zumal deren geistigen Leiter, so scheint es sich eher umgekehrt verhalten zu haben. Denn aus allem, was wir ersehen können, ergibt sich, daß Stephan Born auch noch weiterhin für seinen, ihm von Widmann anempfohlenen Schützling mit Kraft und Wärme eingetreten ist. Vor allem zeigte sich dies anläßlich der Uraufführung des Lustspiels Der Parlamentär (am 1. November 1889), der Dramatisierung der Erzählung „Das Bombardement von Abo"[18]). Daß die Aufführung — es blieb leider bei einer einzigen — überhaupt zustande kam, war wohl allein das Werk Prof. Borns, der alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um Spitteler zu einem Bühnen-Erfolg zu verhelfen; daß es dann gleichwohl ein Mißerfolg geworden, hängt mit Dingen zusammen, die hier nicht zur Erörterung stehen.

Spitteler selbst hat sich damals — in einem Briefe an Frey — folgendermaßen über seinen Gönner ausgesprochen[19]): „Hier in Basel haben ich für das Stück einen hochmächtigen Fürsprecher in Professor Stephan Born gefunden; er faßte sofort Feuer für dasselbe, empfahl es in Berlin und Leipzig und speziell in Basel bei der Direktion so dringend, daß das Stück gar nicht abgelehnt werden konnte. Heute abend soll auch eine Besprechung des Parlamentärs mit seinen Initialen unterzeichnet in den Basler Nachrichten erscheinen. Aller Vermutung

---

[18]) Am 29. Okt. 1889 erschien eine warme Vorbesprechung aus der Feder Stephan Borns. Die Kritik der Aufführung brachte die Nummer vom 3. Nov.

[19]) Brief vom 29. Okt. 1889 an Frey.

nach wird diese Besprechung den Besuch und den Erfolg der Vorstellung bewirken. Sein ganzes Vorgehen in dieser Sache war mutig und männlich, und es ist mir ein Bedürfnis, zur Richtigstellung seines Charakterbildes diese Handlungsweise Ihnen und meinen übrigen Freunden mitzuteilen." —

Daß Spitteler somit in einem leidlich annehmbaren Verhältnis zur Leitung der „Nachrichten" gestanden, dürfte auf Grund dieses Briefes kaum zu bezweifeln sein. Das war aber auch alles, darüber hinaus vermochte er im Basel jener Jahre keine neuen tiefen seelischen Beziehungen mehr anzuknüpfen. Die Zeiten hatten sich mittlerweile geändert, und mit anderen Gefühlen, als während seiner herrlichen Gymnasiasten- und Studentenjahre, mußte er sich nun als Publizist in der alten Rhein- und Humanisten-Stadt wieder zurecht finden. Die wahren Tiefen-Dimensionen seiner Seele, die ja auch in ihrem „Exil" der prometheischen Sendung die Treue bewahrte, während der dienende Geist Dinge schuf, die „bloß von der Oberhaut oder dem Gehirn oder andern unwesentlichen Gegenden" [20]) herrührten, — das eigentlich wahre Geheimnis des Allerheiligsten in seiner Brust verbarg und verschloß er wohl völlig vor der Außenwelt.

Nur Widmann wußte um sein Inneres. Nur er sah und liebte in ihm mehr als bloß den glänzenden und geistvollen Schriftsteller, und so mag er ihm denn mehr als einmal auch geraten haben, er möge mit den Kräften seines Geistes haushalten und sie nicht unnützerweise im Dienst für den Tag verausgaben (denn Spitteler pflegte an alles, was er unternahm, gern seine ganze Kraft zu wenden). Drollig und lieb zugleich ist etwa der folgende Rat, den ihm der Ewig-Treue einmal gegeben: „Willst Du", schreibt er ihm [21]), „mit den Basler Nachrichten ein dauerndes Verhältnis haben, so mußt Du wirklich wie Bertrand de Born (nicht zu verwechseln mit Stephan de Born, der umgekehrt unerträglich geistreich tut), immer nur die Hälfte

---

[20]) „Mein Schaffen und meine Werke", Kunstwart, 1. und 2. Juliheft 1908.

[21]) Brief vom 14. Sept. 1887. Vgl. Max Widmann, S. 311.

Deines Geistes einsetzen, das ist dann gerade immer noch gescheit genug, um alle anderen, die über dergleichen Themata schreiben, hinter Dir zurücklassen."

Es ist nur gut, daß Spitteler diesen ausgezeichneten Rat des Freundes befolgt hat. Denn gerade weil er nun während seiner Basler Redaktionszeit, wie wir annehmen wollen, für die im Grunde ja doch ewig undankbare Presse immer nur die „Hälfte" seines Geistes einzusetzen brauchte, war er dadurch in den Stand gesetzt, sich in mannigfach anderer Weise zu betätigen, das heißt: zuweilen auch wieder der werbenden Stimme seiner hohen Herrin zu lauschen. Und wirklich: Einige seiner wahrhaft lieblichsten Schöpfungen, und zwar der idyllisch, nicht der olympisch geprägten, verdanken der Basler Zeit ihre Entstehung, so die Schmetterlinge und der Gustav, ferner Der Neffe des Herrn Bezenval und vor allem die so wundervoll seliger Atmosphäre umhauchten Mädchenfeinde.

* * *

Spittelers Mitarbeiterschaft für die Basler Nachrichten begann ungefähr Mitte September 1887 und zog sich ohne spürbare Unterbrechung bis gegen Jahresende 1889 hin, bis zu der Zeit also, da er das Amt eines Feuilleton-Redaktors an der Neuen Züricher Zeitung übernehmen konnte. Im großen und ganzen muß gesagt werden, daß sie im Verhältnis zu dem, was andere Blätter von Wesen und Bedeutung der „Nachrichten" damals über literarische Dinge zu berichten pflegten, reich und ergiebig ausgefallen ist. Wenn er auch einmal schreibt [22]), er verfüge „nicht völlig frei über jeden Raum", so hat das seine Gründe darin, daß es früher noch keine Mammut-Zeitungen gab, sondern nur Blätter von durchschnittlich vier bis sechs Seiten Umfang.

Sonst aber liegt ja bekanntlich seit langem das beste Allgemein-Kriterium für Güte und Qualität einer Zeitung in ihrer Einstellung zum geistigen und künstlerischen Dasein beschlossen.

[22]) Brief vom 13. Nov. 1889 an Frey.

Und in der Beziehung brauchen die „Nachrichten" auch von damals keine Kritik zu fürchten. Im Gegenteil, ihr ganzes, sowohl äußeres wie inneres Gepräge weist ohne weiteres darauf hin, daß eine kluge und wertvolle Persönlichkeit darüber bestimmen konnte, was gebracht und vor allem: wie es gebracht wurde. Daß Stephan Born somit Spitteler als den gegebenen Mitarbeiter für Literarisches, Ästhetisches und ähnliches sich erkoren und, solange es nur ging, auch zu halten gewußt hat, — diese Tatsache genügt fast allein schon, die Richtigkeit unserer Behauptung vom Werte des Basler Blattes zu erweisen.

Wie schon bemerkt, besprach Spitteler hauptsächlich die laufenden Neu-Erscheinungen auf literarischem Gebiet, Romane, Novellen, Dramen, Gedichte, ästhetische und wissenschaftliche Werke, Bücher also verschiedensten Inhalts und weit auseinander strebender Art, alles in allem eine Unsumme an Literatur, die in verhältnismäßig kurzer Zeit zu bewältigen war. Die Zahl der besprochenen Bücher und Schriften, die heute allerdings zum größten Teil vom Staub der Vergangenheit überdeckt sind, beläuft sich auf einige hundert; in ihrer Gesamtheit betrachtet, bilden diese Rezensionen und sonstigen literarischen Erörterungen ein Kaleidoskop von so abwechslungsreicher Vielfalt, daß es gerade grotesk anmutet, lesen zu müssen, wie Spitteler selbst einmal, ausgerechnet in jenen Jahren, Adolf Frey gegenüber zu bemerken wagt, ihm gehe „jede Literaturkenntnis" ab![23]).

Vielmehr erweist sich seine Vielseitigkeit auch hier wieder von einem Reichtum, dessen von Jahr zu Jahr gesteigerte Fülle an Facetten und Farben unbedingt auf einen Menschen schließen läßt, an dem nicht nur ein Widmann[24]) „die Wahrnehmung der schier unbegrenzten Aufnahmefähigkeit des Genies gemacht" haben sollte. Eine Zusammenstellung all seiner Rezensionen und Besprechungen allein aus den „Nachrichten" würde erkennen lassen, daß kaum eine Geistesprovinz — abgesehen von Spezial-

---

23) Brief vom 25. April 1889 an Frey.

24) J. V. Widmann: „C. Spitteler und F. Nietzsche in ihren persönlichen Beziehungen", Bund, 6. Okt. 1907.

gebieten — existiert haben dürfte, die er, nachdem er einmal unter die Gehirn- und Federmenschen gegangen war, nicht betreten oder durchstreift hätte.

In den zwei in Betracht kommenden Jahresbänden der „Nachrichten“ [25]) finden sich denn so wohlerwogene wie kluggeformte Aussagen nicht nur über Erscheinungen aus dem Bereich der schönen Literatur (wie z. B. über Gottfried Keller, Paul Heyse, Georg Ebers, die Naturalisten, sogar — über Lewis Wallace, den Verfasser des von Spitteler besonders köstlich in Grund und Boden satirisierten „Ben Hur“-Kitsches!), sondern besonders auch wertvolle Betrachtungen über wissenschaftliche Publikationen literar- und kunstgeschichtlichen, ästhetischen und philosophischen Inhalts (wie etwa über Freys gediegene Salis-Monographie, Wölfflins liebliche Gessner-Studie, Volkelts gehaltvolles Grillparzerbuch, Ed. von Hartmanns problemreiche Lebenserinnerungen, um nur Wertbeständiges zu nennen), nicht zu vergessen auch verschiedene kritische Bemühungen um Fragen der Politik, der Soziologie, der Geographie, der Naturwissenschaften und noch anderer Gebiete, in die sich unser Dichter-Journalist ebenfalls zuweilen vorwagte, um die Reich- und Spannweite seines schier universalen Geistes zu erproben.

Sein Bewenden hat es freilich auch damit nicht. Denn da ist schließlich noch das andere große, reiche und der Literatur-Sphäre ebenbürtige, wenn nicht sogar überlegene Interessenfeld, darin sich Spittelers Geist zeit seines Lebens mit besonderer

---

[25]) Besonders wertvoll ist der „Tagesbericht“ der Basler Nachrichten vom 19. Juli 1889, der Gottfried Keller gewidmet ist; ein teilweiser Abdruck befindet sich in der Neuen Zürcher Zeitung vom 26. Juli 1889. — Im ganzen hat Spitteler mehr als 200 Berichte über Bücher und Theatervorstellungen in den zwei Jahren seiner Mitarbeiterschaft für die „Nachrichten“ verfaßt; dabei sind die meisten seiner ziemlich regelmäßigen „Literaturberichte“ Sammelbesprechungen mehrerer Bücher, sodaß auch hier nur in angenäherter Weise Angaben über den mutmaßlichen Umfang und die Bedeutung dieser seiner zweiten Basler Pressetätigkeit gemacht werden können, zumal ja für viele Aufsätze (besonders die kürzeren) die Autorschaft Spittelers wiederum strittig bleiben muß.

Vorliebe getummelt hat: dasjenige der Musik[26]). Mindestens die Hälfte alles dessen, was er für die „Nachrichten" geschrieben, ist nämlich musikalische Bericht-Erstattung, allerdings zumeist nur Opern- und Operetten-, nicht auch — oder höchstens ausnahmsweise — Konzert-Referat (dies blieb einem „Fachmann" überlassen!). Spittelers Opernberichte, die im Gegensatz übrigens zu den ungezeichneten Literatur-Rezensionen mit einem Symbol (einem Doppel-Paragraphen: §§!) signiert wurden, gewähren trotz der außerodentlichen Knappheit, die sie auszeichnet, die wertvollsten Einblicke in seine eigenartige Auffassung von der Musik im allgemeinen und der Oper im speziellen; sie kommen sowohl dem Forscher wie dem Liebhaber namentlich insofern entgegen, als sie großenteils nur solche Werke behandeln, die auch heute noch — mehr als fünfzig Jahre später — zum eisernen Bestand einer jeden Provinz-Bühne gehören. In ihrer relativen Vollständigkeit ergäben sie, zugleich mit den N. Z. Z.-Berichten gesammelt und um entsprechende Inhaltsangaben ergänzt, einen regelrechten, so geistreich-kritischen wie lesbar-amüsanten Opernführer!

---

[26]) Von Spitteler sind fast alle gangbaren Opern (und auch Operetten) des Spielplans besprochen worden, so: „Die Afrikanerin" — „Aïda" — „Barbier von Sevilla" (2 mal) — „Bettelstudent" — „Boccaccio" — „Dinorah" (Meyerbeer) — „Don Juan" — „Entführung aus dem Serail" — „Faust und Margarethe" (2 mal) — „Fidelio" — „Figaros Hochzeit" — „Fledermaus" — „Die Folkunger" (Kretschmer) — „Fra Diavolo" (2 mal) — „Freischütz" — „Gasparone" — „Der Heideschacht" (Holstein) — „Hugenotten" (2 mal) — „Die Jüdin" — „Karneval in Rom" — „Lohengrin" (3 mal) — „Lucia von Lammermoor" — „Der lustige Krieg" — „Martha" (3 mal) — „Maskenball" — „Mignon" — „Nacht in Venedig" — „Nanon" — „Norma" — „Orpheus in der Unterwelt" — „Der Postillon von Lonjumeau" — „Prinz und Maurer" (Auber) — „Der Prophet" (2 mal) — „Die Regimentstochter" — „Robert der Teufel" (Meyerbeer) — „Robert und Bertram" — „Stradella" — „Die Stumme von Portici" — „Tannhäuser" — „Der Trompeter von Säckingen" — „Der Troubadour" (2 mal) — „Undine" — „Die weiße Dame" — „Wilhelm Tell" (Rossini) — „Die Zauberflöte" — „Zar und Zimmermann" — „Der Zigeunerbaron". — Schauspiele hat Spitteler nur selten besprochen; da es sich zumeist nur um heute vergessene Tagesnovitäten handelt, kann hier auf eine Liste verzichtet werden.

Als dritte, wenn quantitativ auch kleinste Gruppe der „Nachrichten“-Aufsätze wäre zum Schluß noch diejenige der Politika zu erwähnen, die Spitteler während der Zeit von Prof. Borns Sommerferien 1888 als dessen Stellvertreter verfaßt hat [27]). Auch über sie läßt sich aussagen, was Widmann über die zum Teil gleichthemigen Thurgauer Aufsätze bemerkt hat: sie sind alle „fortwährend brillant“ ausgefallen. Und Overbeck hebt Nietzsche gegenüber an Spittelers Leitartikeln die „gegenwärtig seltene [—] und, wie nur zu befürchten ist, wenig wirksame Denkweise“ hervor [28]).

Overbeck hatte nur zu recht mit dieser seiner Äußerung. Sang- und klanglos verschwanden auch die Spittelerschen Artikel — aus denen wir im Anhang einige bemerkenswerte Stellen noch bringen werden — in der riesigen Versenkung der Anonymität, die ja das Los jeder vollbrachten Arbeit ist, die sich auf das graue Holzpapier der Zeitung verirrt.

Es ist daher begreiflich, wenn sich Spitteler während seiner Pressejahre nach neuen Möglichkeiten umsehen mußte, um auf dem beschwerlichen Weg, der zu seiner endlichen Anerkennung führen sollte, abermals ein paar entscheidende Schritte voran zu kommen.

Von diesen Bemühungen wird im nächsten Kapitel die Rede sein.

---

[27]) Was die politischen Leitartikel Spittelers für die Basler Nachrichten anlangt, so vgl. die im Anhang zugleich mit den Belegen gegebenen Bemerkungen.

[28]) Brief vom 12. Sept. 1888. Vgl. „Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Franz Overbeck“, hg. von Richard Oehler und Carl Albrecht Bernoulli, 1916.

V.

Zeitschriften

Es war ja leider nicht so, wäre auch nicht möglich gewesen, daß Tageszeitungen einen Carl Spitteler aus seiner „äußeren Bedrängnis“[1]) hätten erretten können. Gleichwohl wurde unser Dichter, der infolge seiner Presse-Erfahrungen journalistische Gewandtheit genug erlangt hatte, gezwungen, auch weiterhin nach solchen Erwerbsquellen zu graben, wie sie nur von dem äußeren, dem literarischen Talent in ihm, doch nicht vom Genius, für sich und die Familie auszubeuten waren. Daß seine Poesie ihm diese nicht verschaffen konnte, ist klar; denn als Dichter war er auch damals noch — was er später mit Recht nicht verschwiegen hat — so gut wie „einfach mundtot gemacht“.

Und wie er weiter schreibt, hatte er in jenen Jahren noch immer „so ziemlich alles durchzukosten“, „was der Speisezettel eines Literatentisches (Katzentisches wohlverstanden) an sauern und bittern Gerichten enthält“. Es verwundert kaum, daß er sich somit zu Zeitschriften Zugang zu verschaffen suchte, um aus den Niederungen der bloßen Presse-Publizistik endlich ans freie Tageslicht wirklichen Literatur-Ruhmes vorzudringen. War er schon einmal unter die Tages-Literaten gegangen, so wenigstens auch als Mitarbeiter von Zeitschriften, um sich nicht nur der ephemeren Tagespresse als Sprachrohrs bedienen zu müssen.

---

1) „Meine Beziehungen zu Nietzsche“, S. 20 und S. 22.

Denn Zeitschriften allein gelangen — heute wie gestern — in alle Richtungen der Windrose und repräsentieren infolge ihres Einflusses bei den Gebildeten aller Richtungen und Gaue die Macht, die einen Schriftsteller stützen und tragen kann. Ihr Wirkungskreis umfaßt nicht nur das gesamte Sprachgebiet, sondern damit zugleich auch eine Elite-Leserschicht, die wesentlicher ist als die bunt und willkürlich zusammengewürfelte Abonnentenschaft einer — wenn noch so großen — Tageszeitung (in die Tagespresse schreiben heißt eben, das wußte schon Widmann[2]), so viel wie: ins Faß der Danaiden schöpfen!). Und nicht umsonst hat Spitteler selber später, als Zürcher Redaktor, die Zeitschrift als Institution „die bedeutendste und modernste der literarischen Großmächte" bezeichnet, „diejenige, welche sämtliche übrigen zusammengenommen an Einfluß" überwiege![3]). —

Wann hat nun Spitteler begonnen, den Kampf um die Zeitschriften aufzunehmen? Wenn wir genau sein wollen, müssen wir den Beginn dieses seines Kampfes so früh wie nur möglich ansetzen. War es zunächst auch ein vergebliches Sichmühen, gleichwohl: Er hat doch gekämpft und zuweilen wenigstens — ich erinnere an die beiden eingangs erwähnten Aufsätze über die Basler Tambourmajore und über den baltischen Badeplatz![4]) — einen kleinen Sieg über die Trägheit der Schriftleitungen davongetragen und damit als der Wahrheit entsprechend erfahren, was Eduard Korrodi später einmal so geistvoll formuliert hat[5]): Jeder Einsender möge nach seinem Mißerfolg nur immer denken, „steter Tropfen höhlt den Stein (des Redaktorherzens)"!

---

[2]) Über Widmanns Einstellung zur Presse vgl. sein Drama „Die Muse des Aretin", das so recht eigentlich als die Tragödie der am Tagesbetrieb leidenden Künstlerseele bezeichnet werden kann. Einigen Aufschluß gibt auch Spittelers kleine Glosse „Journalist und Poet", Kunstwart, 2. Dezemberheft 1911.

[3]) „Literarische Gastfreundschaft", Neue Zürcher Zeitung, 13./14. Febr. 1890.

[4]) Vgl. Einleitung, Anm. 2.

[5]) Eduard Korrodi: „Das Kunststück des Ablehnens", Jubiläumsausgabe der Neuen Zürcher Zeitung zum 150jährigen Bestehen vom 12. Jan. 1930.

Ein paar wertvolle Aufschlüsse über gelungene und mißlungene Angriffe Spittelers auf deutsche Zeitungen und Zeitschriften bietet die Korrespondenz mit Adolf Frey[6]), die uns trotz der Mängel, welche die Besorgung derselben kennzeichnen sollen, in dokumentarischer Hinsicht als vorderhand fast ausschließlicher, wenn auch bescheidener Quellen-Ersatz zu dienen hat, als Ersatz namentlich für den sowohl der Öffentlichkeit wie der Forschung wohl für Jahre noch entzogenen Briefwechsel mit Widmann.

Wir dürfen annehmen, daß Spitteler seit der Zeit schon, da er für den Bund zu feuilletonisieren begann, an die verschiedensten deutschen Zeitschriften zahlreiche, wenn auch zumeist vergebliche Anfragen wegen der Aufnahme von Aufsätzen seiner Feder gerichtet hat. Doch liegt das alles noch im Dunkeln. Die ersten sichtbaren Spuren dieser langwierigen Bemühungen — sie finden sich, wie gesagt, in der Korrespondenz mit Adolf Frey verzeichnet — fallen bereits in die Schlußmonate seiner Neuenstädter Lehrerzeit[7]).

So wandte er sich gegen Ende des Jahres 1884 in einem kurzen (undatierten) Schreiben an den Aarauer Freund mit der Frage[8]), er habe „einen kleinen Aufsatz über Amsterdam" geschrieben, „können Sie mir vielleicht raten, an welche deutsche Zeitung ich solchen schicken soll?", worauf jener aber anscheinend zunächst nicht reagiert hat. Jedenfalls konnte eben weder Frey mit Rat und Tat zur Seite stehen noch Spitteler seinen Aufsatz an einer deutschen Zeitschrift anbringen; denn so knapp wie trocken lautet seine nächste Mitteilung an Frey (ebenfalls in einem undatierten Schreiben vom Jahresende 1884): „Habe soeben meinen bewußten Aufsatz an eine schweizerische Zeitung gesendet.

---

[6]) Vgl. hiezu die scharfe, aber wohl übers Ziel schießende Kritik von Jonas Fränkel: „Carl Spitteler und Adolf Frey. Zu ihrem Briefwechsel", Sonntags-Beilage der National-Zeitung Basel, 28. Jan. und 4. Febr. 1934.

[7]) Spitteler war vom Herbst 1881 bis zum Herbst 1885 Lehrer in Neuveville am Bieler See.

[8]) „Briefe von Adolf Frey und Carl Spitteler", S. 38. — Spittelers beide kurze Anfragen dürften sich wohl so schnell gefolgt sein, daß Frey gar nicht Zeit finden konnte, die erste beantworten zu können.

Verzeihen Sie meine Anfrage und meine Inanspruchnahme Ihrer Zeit und Gefälligkeit."

Doch schon wenige Wochen nach diesem Mißerfolg — der fragliche Aufsatz über Amsterdam läßt sich auch in keiner der damals bekannten schweizer Zeitungen ausfindig machen — konnte er nun wohl zum ersten Mal, wenn auch nur mit einem einzigen Beitrag, an eine deutsche Zeitschrift gelangen. Es handelt sich um die von Leopold von Sacher-Masoch, dem einst so gefeierten wie befeindeten Novellisten und Romancier, geleitete Monatsschrift Auf der Höhe, ein Unternehmen allerdings, das trotz seines Niveaus und seiner, französischen und englischen Mustern nachgebildeten Aufmachung als „internationaler Revue" nicht recht gefallen und florieren wollte [9]). Eine Tatsache, die wir hier sogleich an den Anfang stellen müssen, weil sich aus ihr zugleich auch die Antwort auf die Frage ergibt, warum es bei einem einzigen Spitteler-Aufsatz für diese Zeitschrift geblieben ist. Im September 1885 ging sie, obschon erst vier Jahre zuvor begründet, bereits wieder ein, nachdem der Aufsatz, eine psychologisch tiefdringende kritisch-ästhetische Flaubert-Studie [10]), noch rechtzeitig in einem der letzten Hefte Aufnahme gefunden hat.

Noch mehr zwar dürfte die Frage fesseln: Warum hat Spitteler ausgerechnet zu Sacher-Masoch, diesem infolge einer unglückseligen Veranlagung mit ominösem Tagesruhm behafteten Literaten, damals Beziehungen angeknüpft? — Wußte er etwa nicht, wer Sacher-Masoch war? Oder hat es ihn gerade vielmehr gereizt, sich über die Vorurteile der Zeitgenossen lächelnd hinwegzusetzen? — Wer Spitteler kennt, ist geneigt, das Letztere, wenn auch nicht direkt anzunehmen, so doch nicht für ausgeschlossen zu halten, da wir einmal zum vornherein davon

---

[9]) „Auf der Höhe. Internationale Revue", hg. von Leopold von Sacher-Masoch (Verlag von „Auf der Höhe", Sacher-Masoch, Leipzig), begründet Oktober 1881.

[10]) „Wie ein Meister irrt (Die « Versuchung des heiligen Antonius » von Gustave Flaubert)", Auf der Höhe, April 1885, Band XV, S. 54—63.

absehen wollen, daß er überhaupt froh sein durfte, einen Abnehmer für seinen Aufsatz[11]) zu finden.

Doch wir brauchen gar nicht erst lang zu fragen. Spitteler hat diese Frage bereits selbst einmal beantwortet, und zwar in einem beachtenswerten Feuilleton, das „Eine Erinnerung an Sacher-Masoch" betitelt[12]), auf den persönlichen Eindrücken beruht, die er während einer Reise durch Deutschland „zu Anfang der achtziger Jahre" gewinnen konnte. Das heißt, wie aus einem Briefe an Frey[13]) hervorgeht, im Jahre 1884. Vorher dürfte er bei dem so heftig umstrittenen Autor der vom farbig-krassesten Realismus erfüllten galizischen Bauern- und Judengeschichten kaum wohl vorgesprochen haben.

„Was mich", schreibt er, „der, wie ich glaube, mit Sacher-Masoch schwerlich einen einzigen inneren Berührungspunkt hat, dazu bewog, ihm gelegentlich eines Besuches in Leipzig meine Aufwartung zu machen? Nun, nichts anderes, als der Protest gegen die Ungerechtigkeit, die menschliche Sympathie für einen Mann, der durch eine leidenschaftliche Hetze plötzlich isoliert und verfehmt war, verbunden mit der Hochachtung, die ich jedem

---

[11]) Wir glauben allerdings, daß Spitteler diesen äußerst wertvollen Aufsatz auch an anderer Stelle hätte unterbringen können. — Frey schrieb Spitteler am 23. April: „Ihr Artikel über Flaubert hat mir außerordentlich gefallen. Namentlich das auf der letzten Seite Gesagte konnte nur ein Kopf bieten, der selber über Kunst schon viel gedacht und dabei ein bedeutendes produktives Talent besitzt. «Ideale Parallellinie des Gefühls» ist vorzüglich gesagt und definiert mit der Raschheit eines Blitzes falschen und wahren Realismus. Das im Eingang über Flauberts spät eingetretene Schätzung Gesagte ist nicht ganz richtig. Schon vor vier Jahren schrieb Brandes in der «Deutschen Rundschau» eine größere Arbeit über den Dichter, über die man wohl kaum hinauskommen wird." — Darauf antwortete Spitteler kurz am 24. April: „Brandes Abhandlung über Flaubert habe ich gelesen, aber etwas oberflächlich gefunden. Flaubert ist ihm nicht kongenial, weil Brandes von Herzen nur diejenigen Schriftsteller mag, die sich mit Politik befassen, Oppositionspolitik natürlich." — Vgl. im übrigen den Anhang.

[12]) „Eine Erinnerung an Sacher-Masoch", Neue Zürcher Zeitung, 13. März 1895 (anläßlich des Todes von S.-M. am 9. März 1895).

[13]) Da wir keinen Einblick weder in die Tagebücher noch in den Briefwechsel Spittelers haben, können wir hierüber keine näheren Angaben machen.

echten literarischen Verdienst zolle, möge dasselbe durch noch so viele Fehler verdunkelt werden. Nämlich Sacher-Masoch stand damals in Deutschland auf dem Gipfel der Verhaßtheit und Verachtetheit. Es war eine Art Sport geworden, ihn zur Zielscheibe entrüsteter Phrasen und wohlfeilen Spottes zu machen...."

Wie noch oft in seinem Leben hat sich Spitteler somit, aus Oppositions- und Gerechtigkeitsgefühl, auch hier auf die Seite eines nach seiner Überzeugung zu Unrecht Verfehmten gestellt und nach seinem edlen Grundsatz gehandelt, den er einmal an anderer Stelle — anläßlich einer Rosegger-Hetze [14]) — so markant zu formulieren wußte: „Wenn man seinen Nächsten von einer Meute angefallen sieht, so springt man an seine Seite und wenn an einem hochverdienten Mann ein Attentat verübt worden, so gibt man seine Karte bei ihm ab."

Es war also zu einem großen Teil Mitgefühl, verbunden mit Trotz und Wahrheitsliebe, was ihn damals bewogen hat, einem so berühmten wie berüchtigten Menschen seine persönliche Aufwartung zu machen. Und wenn er nun in seinem Erinnerungs-Feuilleton, das sich in dem Bemühen um eine gerechte, Plus und Minus wohlabwägende psychologische Würdigung besonders vorteilhaft ausnimmt, zu der gewiß richtigen Überzeugung vordringt, daß Sacher-Masoch trotz der „Mängel seines Stils" und seiner „nicht eben sympathischen Perversität" gleichwohl „ein echter Dichter war, daß seine besten Novellen zu den ersten dieser Kunstgattung gehören, daß sich in ihm scharfe Lebensanschauung, unnachahmliches und treues Lokalkolorit mit einer geradezu glänzenden Phantasie verband", usw., und wenn er sich überdies auch noch daran erinnern konnte, in wie „höflicher" und „liebenswürdiger Weise" er damals in Leipzig von Sacher-Masoch in dessen Hause aufgenommen wurde, so werden wir es vollends begreifen, daß er die unter so günstigen Auspizien gewonnene Verbindung mit jenem bei der ersten sich bietenden

---

[14]) „Eine Roseggerhetze", Neue Zürcher Zeitung, 17. April 1894. Vgl. auch den Aufsatz über die sog. „Entrüstungsliteratur" in den „Lachenden Wahrheiten".

Gelegenheit auszuwerten, das heißt: mit einem größeren Beitrag für dessen Zeitschrift fruchtbar zu machen suchte.

Und gewiß hätte er auch bei längerem Bestehen jener Zeitschrift [15]) seine literarischen Beziehungen zu Sacher-Masoch kaum abgebrochen, selbst wenn andere, mehr epimetheisch veranlagte Persönlichkeiten wie Adolf Frey, solche Verbindungen eher als sozusagen shocking empfunden haben dürften!

Nicht ohne Ursache hat doch gerade Adolf Frey [16]) — und diese Gesinnung war eben typisch für ihn — im Interesse der eigenen Person gewisse Bedenken nicht verwinden können, seine von Widmann suggerierte und anfangs 1882 für die Deutsche Rundschau verfaßte, doch abgelehnte Prometheus-Rezension nunmehr Sacher-Masoch einzusenden; und zwar verharrte Frey in seiner unsicher ängstlichen Haltung, obschon ihn sogar Spitteler selbst noch bescheiden-beiläufig darauf gebracht hatte, daß er die von Rodenberg zurückgewiesene Besprechung endlich doch anbringen könne. Denn auch Sacher-Masoch hatte sich ausdrücklich bereit erklärt, eine „fertige Rezension" aus berufener Hand bringen zu wollen. Frey jedenfalls stellte die Bedingung der „Anonymität" — er habe seine „triftigen Gründe" dafür, erklärt er —, eine Bedingung, auf die aber Sacher-Masoch seinerseits nicht eintreten konnte — es ist dies wenigstens anzunehmen —, da in seiner Zeitschrift anonyme Rezensionen, zumal solche längeren Umfangs, nicht üblich waren.

Dafür hat sich nun Sacher-Masoch selbst in freundschaftlicher Weise bereit gefunden, den Prometheus zu besprechen, und zwar — fast liegt ein bißchen Wehmut über dieser Tatsache — noch für

---

[15]) In dem oben erwähnten Feuilleton über Sacher-Masoch heißt es: „Seine mit hochfliegenden Plänen ins Leben gesetzte Zeitschrift « Auf der Höhe » lag im Verenden, ein zweites, in jeder Beziehung unglückliches literarisches Unternehmen, das ihn in der Gesellschaft völlig diskreditiert hatte, war eben verkracht, anstößige Vorfälle in seiner Familie warfen, obschon er keineswegs der Schuldige, sondern vielmehr das Opfer war, doch einen fatalen Schein auf ihn zurück! ....."

[16]) Spittelers Brief vom 20. Okt. 1884, und Freys Brief vom 22. Okt. 1884. Vgl. hiezu die bereits in Anm. 6 erwähnte Besprechung des Spitteler-Freyschen Briefwechsels von Jonas Fränkel.

das letzte Heft seiner Zeitschrift vom September 1885[17]). Und somit möchten auch wir unsere Bemerkungen über ihn nicht abschließen, ohne dieser seiner liebenswürdigen Besprechung, die übrigens die Extramundana miteinbezieht, in aller Kürze zu gedenken und sie im Auszug wieder zu geben. Denn mag es sich auch um eine zum Teil etwas oberflächliche Erfassung des Werkes handeln, und mochte sie ebenso wenig wie Freys Besprechung der eigenen Initiative entsprungen sein — gleichwohl: es war doch die einzige öffentliche Würdigung, die ein deutscher Kritiker damals in einer deutschen Zeitung oder Zeitschrift überhaupt gewagt hat. Und zudem zeugt sie in ihrer unbedingten Bejahung der inneren Größe Tandems von dem hohen Idealismus, der dem Menschen Sacher-Masoch zu Unrecht bisweilen aberkannt worden ist.

Das geht schon daraus hervor, daß er sich zum Ausgangspunkt seiner Erörterungen das Spittelerwort[18]) erwählt: „Meine Überzeugung lautet, daß die Heimat der Poesie da liegt, wo die Sehnsucht der Menschenseele wohnt, und daß eine Poesie, welche aufhört ideal zu sein, aufhört, Poesie zu sein". Dank dieser seiner Überzeugung habe Spitteler, wie Sacher-Masoch ausführt, treffend „die Krankheit" erkannt, an der die heutige Literatur dahinsieche, diese „Poesie ohne Poesie", diese „Literatur des Augenblicks", die nur den geschäftlichen Interessen und der Unterhaltung diene. Somit hätten wir alle Ursache, einen echten Dichter wie Spitteler besonders warm und liebevoll zu begrüßen. Wenn nun aber ein solcher Dichter trotz der „Masse von Geist, Wissen und poetischer Kraft" nicht mehr Beachtung gefunden, so liege das daran, daß er „mit Vorliebe die Allegorie als Form seiner Dichtung" wähle „und daß unsere Zeit wenig gestimmt" sei, „sich gleich der nachgoetheschen mit weitläufiger Deutung und Grübelei abzugeben". Doch in einer solchen Zeit, „wo der Materialismus im schlimmsten Sinne" herrsche, sei es doppelt zu bedauern, wenn ein so tief veranlagter Dichter seinen Werken eine Form gäbe, welche dieselben „gleich einem Myste-

---

[17]) Auf der Höhe, Sept. 1885. Vgl. Kapitel II, Anm. 8.
[18]) Aus dem Vorwort zu den „Extramundana".

rium" nur für Eingeweihte vor der Allgemeinheit abschließe, und es sei daher zu wünschen, daß er künftig „jede Art von poetischer Maske bei Seite lasse und es lerne, die größten und tiefsten Dinge in der einfachsten und natürlichsten Weise auszusprechen". Dem Publikum aber ruft Sacher-Masoch zum Schlusse zu, daß es in Spitteler nicht nur einen „Dichter von Gottes Gnaden", sondern auch einen tiefen Denker zu begrüßen habe. —

Nach dem Eingehen der Zeitschrift haben sich Spittelers Beziehungen zu Sacher-Masoch allmählich wieder in nichts aufgelöst; wohl sind einige mehr oder weniger freundschaftliche Briefe gegenseitig getauscht worden [19]), doch das Schicksal nahm seither eine so unglückliche Wendung mit Sacher-Masoch, daß er schon infolge der eigenen Verstrickung in Not und Sorgen nicht mehr daran hätte denken können, sich irgend wie noch weiterhin für Spitteler oder dessen Werke einzusetzen; dazu wäre er natürlich auch gar nicht der Mann gewesen. Was uns aber gleichwohl nicht davon abhalten darf, daß wir anerkennen, in wie schöner, edler Weise er an Spitteler, als er's noch konnte, gehandelt hat.

* * *

Infolge des Zusammenbruches dieser, von Sacher-Masoch einst mit so „hochfliegenden Plänen ins Leben gesetzten" Zeitschrift sah sich Spitteler gezwungen, nach anderen geeigneten Literatur-Blättern Umschau zu halten.

Damit erhebt sich die Frage, was alles in jenen Jahren an Zeitschriften noch existierte, oder vielmehr: welche von ihnen ferner in Betracht kamen, um als (dauernde oder vorübergehende) Abnehmerinnen von Aufsätzen aus Spittelers Feder eine Rolle zu spielen?

An sich würde hier eine systematische Durchsicht aller in Frage kommenden Blätter aus jener Zeit, soweit sie noch aufzu-

---

[19]) Das geht aus dem oben erwähnten Feuilleton über Sacher-Masoch hervor.

treiben sind, die besten Ergebnisse zeitigen; doch wäre dieser Weg zu beschwerlich, und zudem dürfte das Resultat in keinem Verhältnis zur aufgewandten Mühe stehen; denn der schöngeistigen und literarischen Blätter ist Legion, und Spitteler selbst war, in der Rückschau betrachtet, an vielen Zeitschriften Mitarbeiter.

Indessen ergibt sich uns, da wir auch nicht auf die mehr oder minder zufälligen Angaben aus Briefen allein angewiesen sein möchten, noch ein dritter Weg, der — selbst wenn er nicht zum letzten Ziel, dem der Vollständigkeit, uns führt — so ihm doch halbwegs entgegen strebt.

Auf der Suche nach Beiträgen aus Spittelers Feder, soweit sie in alten Zeitschriften-Bänden vergraben ruhen, befinden wir uns nämlich im glücklichen Besitz einiger wenigen, doch zuverlässigen Anhaltspunkte, die (neben den brieflichen Angaben) uns ebenfalls auf manche Spuren weisen. Und mag es sich auch seltsam anhören, man kann dafür nur dankbar sein: die Schweizerpresse selbst ist es, die uns diese Anhaltspunkte liefert und somit zahlreiche Lücken zu schließen mithilft. Denn wie es noch heute Brauch ist, geben die Redaktionen solcher Blätter, welche den Nachdruck grundsätzlich nicht ablehnen, aus fremden Zeitungen mit Vorliebe kleinere und gelungene Arbeiten der eigenen Landsleute wieder. Und so erging es auch Spitteler, als er anfing, seit der Mitte der achtziger Jahre in der Schweiz wenigstens als Schriftsteller „mit Gunst und Achtung beehrt“ zu werden[20]). Mit anderen Worten: ein großer Teil seiner in reichsdeutschen (oder auch österreichischen) Organen erstmals veröffentlichten Arbeiten wurde von der dem Dichter freundlich gesinnten Schweizer-Presse — namentlich vom Bund — entweder nachgedruckt oder doch unter Angabe des Titels und der Quelle zitiert.

Wir bieten hier eine kleine sprechende Liste solcher Zeitschriften- (und auch Zeitungs-) Aufsätze, denen die Ehre eines völligen oder teilweisen Nachdruckes in einem Schweizer-Blatt erwiesen worden ist, wobei wir allerdings von den Kunstwart-

---

[20]) „Was ich Widmann verdanke“, Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. November 1911.

Aufsätzen absehen, obschon sich diese eines besonderen Zuspruchs vonseiten der Redaktionen erfreuten.

Die Basler Nachrichten zum Beispiel übernahmen folgendes:

1887: Aus der Berliner „Gegenwart" den kulturpolitisch bedeutsamen Artikel über Russischen und französischen Deutschenhaß[21]).

1888: Aus der „Deutschen Zeitung" (Wien) die stimmungsvolle, auf Reise-Erinnerungen fußende Plauderei In den Wäldern des Ladoga[22]).

1889: Aus der Leipziger Monatsschrift „Unsere Zeit" die so gründliche wie geistvoll-kritische Auseinandersetzung mit dem deutschen Theater in der Schweiz[23]).

Der Berner Bund dagegen brachte unter anderm zum Abdruck:

1883: Aus der „Wiener Allgemeinen Zeitung" die (bereits zitierte) witzig-amüsante Causerie über Esthnische Seebäder[24]) — zusammen mit derjenigen über die Basler Tambourmajore wahrscheinlich Spittelers erstes von einer ausländischen Zeitung aufgenommenes Feuilleton!

1888, 1889 und 1890: Aus der „Deutschen Zeitung" (Wien), die beiden psychologisch so kunstvoll gearbeiteten Studien in Novellen-Form Xaver Z'Gilgen und Lissele, desgleichen die hübsche folkloristische Miniatüre aus den Alpen Das Kässtechen. Hoffentlich haben diese „kurzen Einfeuilletons"

---

21) „Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben", begründet von Paul Lindau, herausgegeben von Theophil Zolling, Verlag von Georg Stilke in Berlin. — Abdruck von Spittelers Aufsatz in den Basler Nachrichten am 28. Nov. und 5. Dez. 1887.

22) Abdruck in den Basler Nachrichten, 3., 4. und 5. Aug. 1888.

23) „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart", hg. seit 1865 von Rudolf von Gottschall, seit 1888 von Friedrich Bienemann, Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. Das Aprilheft von 1889 (S. 300—319) enthält Spittelers Aufsatz namens „Das deutsche Theater in der Schweiz". — Abdruck in den Basler Nachrichten, 7., 11. und 12. April 1889.

24) Vgl. Einleitung, Anm. 2.

alle drei ihrem Verfasser das „Vergnügen“ bereitet, „nicht zu mißfallen“[25])!

1888: Aus dem „Ulk“, der humoristischen Beilage des „Berliner Tageblatt“, die kleine drollige Satire auf die preußischen Junker Eine hochedle Gründung in Deutschland[26]).

1890: Aus der „Modernen Dichtung“ (Wien) die große „realistische“ Talentprobe Spittelers Friedli, der Kolderi[27]), nachdem sie dort „einen vollständigen Sieg“ verzeichnet haben soll[28])!

1891: Aus der „Modernen Rundschau“ (Wien) zwei literarische Gleichnisse Die Löwenzüchter und Die Deputation[29]), die beide in der Sammlung von 1892 fehlen.

Und so weiter. —

Natürlich stoßen wir bei unserem abwechslungsreichen Gang durch das schillernde Labyrinth des Bund-Feuilletons noch auf manche andere Zeitschrift, die uns stets von dem unermüdlichen Widmann signalisiert wird, wenn sie einen Beitrag von Spitteler enthält. So etwa auf die von Brockhaus verlegten „Blätter für literarische Unterhaltung“[30]), eine großangelegte wöchentliche Bücherschau, deren Begründer Rudolf von Gottschall war, der gleichzeitige Herausgeber der (ebenfalls Spitteler zu ihren Mit-

---

[25]) „Xaver Z'Gilgen“, Bund, 14. und 15. Juni 1888. — „Lissele“, Bund, 11. und 12. April 1889. — „Das Kässtechen“, Sonntagsblatt des Bund, 1. Juni 1889. — Vgl. den Brief vom 11. Mai 1888 an Frey.

[26]) Abdruck im Bund, 8. Okt. 1888.

[27]) „Moderne Dichtung. Monatsschrift für Literatur und Kritik“, hg. von E. M. Kafka, redigiert von M. Konstantin, Wien. — Abdruck von Spittelers Erzählung im Bund, 25., 27., 28. und 29. Nov., 1., 2., 3. und 4. Dez. 1890.

[28]) Brief vom 8. Sept. 1890 an Frey.

[29]) „Moderne Rundschau“, hg. von Dr. J. Joachim und E. M. Kafka. — Abdruck der beiden Gleichnisse im Sonntagsblatt des Bund, 1. und 15. Nov. 1891.

[30]) „Blätter für literarische Unterhaltung“, hg. von Rudolf von Gottschall, seit 1888 von Friedrich Bienemann, Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (vgl. Anm. 23).

arbeitern zählenden) schöngeistigen Monatsrevue „Unsere Zeit". Besonderer Wertschätzung vonseiten Widmanns erfreute sich Fritz Mauthners temperament- und geisterfüllte Wochenschrift „Deutschland", und nicht minder auch das berühmte und mächtige „Magazin für Literatur" [31]). Diese vier Organe, einstmals Großmächte sozusagen im deutschen Literaturkampf, haben für Spitteler, der sich oft auch mit Familienblättern wie etwa der biederen Wochen-Illustrierten „Über Land und Meer" begnügen mußte, zeitweilig eine gewisse Bedeutung erlangt.

Die wichtigsten der soeben aufgeführten Blätter seien nun der Reihe nach hier kurz besprochen und, soweit das infolge der Lückenhaftigkeit der Dokumente möglich ist, ins Blickfeld dieser Betrachtungen gerückt.

Was zunächst die beiden Zeitschriften, welche die weltbekannte Verlagsfirma Brockhaus herausgab, anlangt: die Blätter für literarische Unterhaltung und Unsere Zeit, so ist anzunehmen, daß Spitteler in ähnlicher Weise, wie er bei Sacher-Masoch Aufnahme gefunden, auch hier den persönlichen Beziehungen, dem Ergebnis seines Leipziger Aufenthaltes im Jahre 1884, die Mitarbeiterschaft verdankt haben dürfte.

So muß er in Leipzig vor allem Rudolf von Gottschall, diesen einst berühmten und mächtigen Literaturpapst, den Herausgeber der beiden genannten Blätter, nicht nur aufgesucht, sondern ihm auch in persona als literarischen Helfer oder Fürsprecher sich gewonnen haben. Hat er doch nicht grundlos sieben Jahre später vom schönen Zürcher Redaktionsstuhl aus, zu einer Zeit also, da Gottschalls Ruhm infolge mannigfacher Befehdung bereits Grünspan anzusetzen begonnen, dem Verbitterten eigens ein kleines Kränzlein der Sympathie zu winden für gut befunden [32]).

Es sei nämlich „der Anlaß gegeben", schreibt er, wieder „an Gottschalls schönere Seiten zu erinnern" — und die folgenden Zeilen lassen wohl auf einstige persönliche Bekanntschaft

---

31) Darüber vgl. Anmerkungen 40 und 41.

32) Neue Zürcher Zeitung, 8. Mai 1891.

schließen —: „Er war ein neidloser, großherziger Papst, der zwischen einem Breve und einer Enzyklika dieses und jenes Talent unterstützte, ja der sogar Persönlichkeiten, welche die deutsche Reichsacht verfehmt hatte, mutig in Schutz nahm. Dies und manches andere wird ihm die Literaturgeschichte nicht vergessen und ihm dafür allerlei Schwächen verzeihen."

Zwar ob diese von hochherziger Gesinnung zeugenden Worte als der Ausdruck einer subjektiven Dankbarkeit zu betrachten seien, oder ob sie einem mehr objektiven Gefühl an sich entsprungen sind, muß hier offen bleiben. Denn nur soviel ist sicher, daß Spitteler nicht abgewiesen wurde, als er in seiner „schlimmen Zeit" [33]) im Sommer 1887 — also nach dem Ende der Grenzpost — sich um die, wie wir annehmen, in Leipzig einst versprochene Mitarbeiterschaft nun endlich beworben hat. Schon im Spätherbst nämlich schrieb er voller Freude an Frey [34]), es gehe ihm „von Tag zu Tag besser", und er sei „regelmäßig" als Mitarbeiter für jene beiden (von Gottschall redigierten) Zeitschriften engagiert worden.

Für die Annahme, daß Spitteler den großmächtigen Herrn von Gottschall persönlich einst gesprochen und somit dessen Gunst erworben habe, spricht nicht minder die so überraschend günstige, wenn auch knapp gehaltene Besprechung der Extramundana aus der Feder eines Mitarbeiters der Blätter für literarische Unterhaltung namens Theodor Emmen. Mochte dieser auch einschränkend bemerken, es könnten „in unsern Tagen derartige philosophierende Dichtungen nicht auf den Beifall der Menge rechnen", so wagte er doch offen zu bekennen, „daß uns diese Mythen weitaus mehr Gehalt an echter Poesie zu besitzen scheinen als die Dutzendlyrik, die wie Unkraut emporwuchert", und daß endlich „die gewaltige Phantasie, die aus ihnen spricht, die ungewöhnlichen Bilder, von denen einige freilich über das Maß des Schönen hinausgehen, die Tiefe mancher Gedanken" uns wahrhaft zu fesseln vermögen, usw. [35]).

---

[33]) „Meine Beziehungen zu Nietzsche", S. 20.

[34]) Brief vom 2. Nov. 1887 an Frey.

Unleugbar eine verhältnismäßig warme, ja unerwartet warme Besprechung! Kann sie indessen anders wohl gedeutet werden als der künstliche Reflex vonseiten der zugesicherten Förderung Gottschalls selbst? Ich glaube kaum. Bedenkt man nämlich, wie auch die Extramundana, für Freunde des Dichters selbst heute noch ein Buch mit sieben Siegeln, damals von der gesamten Kritik[36]) mit gleich verbissener Konsequenz wie nur kurze Zeit der Prometheus zuvor, totgeschwiegen wurden, so will es nicht recht einleuchten, daß ausgerechnet ein heute vergessener Literat von sich aus den Zugang zu diesem schweren, seltsamen Buch gefunden haben sollte. Nein, auch in diesem scheinbaren Ausnahmefall gilt das treffende, niederschmetternde Votum, wie es Spitteler selbst später geprägt hat: „Man erhält gegenwärtig in Deutschland genau so viele Kritiken, als man Bekannte oder Beziehungen hat, keine einzige mehr!“ [37]).

Doch wie dem auch sei, unserm Dichter-Essayisten kamen die Beziehungen zu den beiden Zeitschriften des Verlages Brockhaus, deren Redaktion mit Jahresbeginn 1888 übrigens an Friedrich Bienemann übergegangen war, in hervorragender Weise zustatten. Es waren beides vielgelesene und qualitativ hochstehende Organe, die sich zudem insofern auch ergänzten, als „Unsere Zeit“ auf Grund ihrer Ausstattung als einer „Deutschen Revue der Gegenwart“, vorwiegend längere, in sich geschlossene Essays und Abhandlungen aus allen Wissensgebieten brachte — so von Spitteler neben dem bereits genannten Schweizer-Theater-Aufsatz zwei Ästhetika zur französischen Bühnenkunst[38]) —, wäh-

---

[35]) Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 27 vom 1. Juli 1885.

[36]) Fritz Mauthner zwar soll die „Extramundana“, wie aus dem Aufsatz „Mein Schaffen und meine Werke“, Kunstwart, 1. und 2. Juliheft 1908, hervorgeht, „gründlich“ zerzaust haben. Doch täuscht sich Spitteler darin wohl. Mauthner hat, soviel ich habe feststellen können, von Werken Spittelers nur die „Literarischen Gleichnisse“ eingehend besprochen (vgl. Anm. 54).

[37]) „Das Epigonentum“, Neue Zürcher Zeitung, 21., 22., 23. und 24. Jan. 1891.

[38]) „Der dramaturgische Standpunkt der Franzosen“, Unsere Zeit, Febr. 1888 (S. 161—167). — „Das historische Trauerspiel der Franzosen“, ebenda, Aug. 1888 (S. 177—182).

rend die „Blätter“, ihrem bescheidenen Namen gemäß, fast ausschließlich das kritische Referat und die Besprechung von literarischen Neuerscheinungen pflegten.

Was Spitteler an beiden besonders schätzte und gelegentlich auch hervorhob, war der streng von der Leitung durchgeführte Grundsatz, niemals eigene Verlags-Erzeugnisse weder anzeigen noch besprechen zu lassen, ein Prinzip, dem er später als Zürcher Redaktor selber praktisch gehuldigt hat. Zudem war es eine Ehre (das heißt: wenn überhaupt Spitteler darauf etwas gehalten hat!), als Selbst-Produzierender einem Mitarbeiterstab anzugehören, der viele der bedeutendsten Gelehrten der Zeit, wie etwa Heinrich Bulthaupt, den großen Meister der Dramaturgie, oder den Goethe-Forscher Heinrich Düntzer, den Germanisten Daniel Sanders, den Philosophen Eduard von Hartmann und noch manchen anderen Prominenten, zu ständigen Rezensenten zählte.

Wenn somit Spitteler, noch bevor er als Dichter zum verdienten Ruhm gelangt war, in seinen mittleren Mannesjahren sich wenigstens den Namen eines der vorzüglichsten Literatur-Kritiker und Essayisten erwerben konnte, so verdankte er diesen ihm nicht minder zukommenden Ruf gewiß unter anderm auch seinen klugen, so persönlich wie wohlgeformten Rezensions-Beiträgen, mit denen er in den knapp zweieinhalb Jahren (von Januar 1888 bis April 1890) als regelmäßiger Berichterstatter die Blätter für literarische Unterhaltung, die ja hauptsächlich in akademischen und schöngeistig orientierten Kreisen gelesen wurden, bedacht hat.

Es hat nun keinen Sinn, im Einzelnen hier aufzuführen, was Spitteler für diese Zeitschrift alles besprochen hat. Denn bis auf wenige Ausnahmen — wie etwa Bächtolds Schweizer Literaturgeschichte, Freys Salis-Monographie, Wölfflins Geßner-Studie und Widmanns Roman „Die Patrizierin“ [39]) sind die von ihm rezensierten Bücher, meist Belletristika, Lyrisches und

---

[39]) Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 2 vom 12. Jan. 1888 (über Bächtold). — Nr. 46 vom 15. Nov. 1888 (über Widmann). — Nr. 14 vom 3. April 1890 (über Frey und Wölfflin).

Episches, zum größten Teil so gut wie ganz vergessen, und was an ihnen heute noch etwa bemerkenswert erschiene, dürfte nur das sein, was Spitteler als typisch herauszuheben und zu glossieren für gut erachtete.

* * *

Soviel über die beiden im Verlag von Brockhaus erschienenen Zeitschriften. Nicht weniger des Interessanten und Anregenden bieten im Hinblick auf Spitteler-Funde die von Fritz Mauthner betreuten literarischen Blätter: die (bereits erwähnte) Wochenschrift Deutschland [40]) und das mit dieser 1891 vereinigte Magazin für Literatur [41]).

Wir wissen, auf welche Weise Spitteler mit Sacher-Masoch und mit Gottschall bekannt geworden ist; er hat sie beide aufgesucht, um literarische Beziehungen anzuknüpfen. Wir dürfen annehmen, daß ihn auch auf dem Gange zu Mauthner keine tieferen Motive geleitet haben. Er brauchte eben noch weitere Helfer und Abnehmer für seine essayistischen und kritischen Versuche, und somit erscheint es nicht verwunderlich, wenn er während seiner längeren Reise durch Deutschland im Jahre 1884 dem schon damals einflußreichen Berliner Theaterkritiker [42]) und vielbesprochenen Verfasser der Parodiensammlung „Nach berühmten Mustern" [43]) seine Aufwartung gemacht hat; daß er im Anschluß daran auch bei Lindau [44]) und Blumenthal [45]) vorge-

---

[40]) „Deutschland, Wochenschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und soziales Leben", hg. von Fritz Mauthner, Berlin. Die erste Nummer erschien am 5. Okt. 1889, die letzte Nummer am 27. Dez. 1890. Unter den Mitarbeitern der „Deutschland" befanden sich u. a. Maximilian Harden, Otto Brahm, Theodor Fontane, Ludwig Fulda, Hermann Bahr, Otto Erich Hartleben, Hermann Sudermann und Otto Ernst.

[41]) „Das Magazin für Literatur des In- und Auslandes", hg. seit 1891 von Fritz Mauthner und Otto Neumann-Hofer.

[42]) Mauthner war damals Theaterkritiker am Berliner Tageblatt.

[43]) Erste Auflage 1879.

[44]) Paul Lindau war 1872—81 Redaktor der „Gegenwart" und seit 1877 Herausgeber der Monatsrevue „Nord und Süd".

[45]) Oskar Blumenthal war 1875—87 Mitredaktor am Berliner Tageblatt.

sprochen, ist auf die gleichen Gründe zurückzuführen; es war eben ein Zeichen der Zeit, daß Persönlichkeiten vom Rang eines Spitteler bei derartigen Literaten wohl oder übel antichambrieren mußten.

Literarische Höflichkeits-Visiten sind in der Regel nichts Entehrendes. Spitteler aber wird gleichwohl darunter gelitten haben, daß er, dessen Seele über ein Königreich gebot, „im Knechtsgewand, in Augias Stall“ [46]) sich beugen und um irgend ein nichtsnutziges Plätzchen betteln mußte. Doch was blieb ihm anderes übrig, wenn er als Dichter nicht allmählich untergehen und die ihm anvertrauten Pfunde in eine bessere Zukunft hinüber retten wollte? Selbst noch im Jahre 1887, kurz nachdem er im Kunstwart eine kleine goldene Stütze gefunden, legte er vor Adolf Frey [47]) das bittere Geständnis ab, wie noch „so gering“ sein „eigener Kredit“ in literarischen Dingen sei; und so vornehm wie verhalten deutet er an, woran er besonders leide: „... Mir geht es insofern gut“, schreibt er, „als ich Zeit fand, viel zu arbeiten, jedoch insofern bedenklich, als ich noch nicht genügend Absatzquellen für meine Aufsätze gefunden, um der gemeinsten Geldsorgen überhoben zu sein....“

Die Not selbst also war es, die ihn gezwungen hat, sich an Leute wie die oben genannten Literaten und Journalisten zu wenden. In trügerischen Hoffnungen wird er sich bei diesen Besuchen kaum gewiegt haben; nicht umsonst hatte er sich mittlerer Weise zu einer eindringenden Menschenkenntnis durchgerungen und war er durch genügend bittere Erfahrungen persönlich davon überzeugt worden, „was für eine gewissenlose, feile Bande dort [das heißt: im Bereich der Blumenthal, Lindau und Konsorten] die Literatur und Kritik“ [48]) beherrschte.

Einzig die Bekanntschaft mit Fritz Mauthner hat sich für Spitteler gelohnt — wohlverstanden nur für Spitteler, den Nolens-volens-Literaten und auf Deutschland angewiesenen Publizisten. Eine tiefere geistige Berührung, ähnlich der durch

---

[46]) „Der Wunsch des Herakles“, in „Literarische Gleichnisse“.
[47]) Brief vom 18. Okt. 1887.
[48]) Brief vom 23. März 1887 ebenfalls an Adolf Frey.

Nietzsche zu Avenarius vermittelten, hat sich nicht zwischen ihnen angebahnt, hätte auch gar nicht Spittelers Wünschen entsprochen. Dem schöpferischen Geist des Prometheus-Dichters, der ja bereits in dem einen Ausnahme-Journalisten Widmann neben dem Freund zugleich auch den Ergänzer seines Wesens gefunden, wäre die geschäftige, hauptsächlich auf Vermittlung eingestellte Geistigkeit Mauthners auf die Dauer kaum wohl sympathisch gewesen. So wenigstens zeugt das ausführliche Charakterbild, das Spitteler in einem längeren Grenzpost-Feuilleton [49]) von dem Berliner Literaturpapst entworfen, bei aller objektiven Beurteilung, wie er sie ihm als Schriftsteller zuteil werden läßt, jedenfalls wenig von einer besonderen Wärme in der persönlichen Wertschätzung. Er schreibt nämlich u. a.:

„Scharfsinn, Feinfühligkeit und Gereiztheit gemischt, ergibt Mauthner.

Sein Scharfsinn zeigt beim ersten Anblick den allgemeinen semitischen Familiencharakter, erweist sich indessen bei genauer Beobachtung als national und individuell spezialisiert. National insofern, als das ätzende Element, wie wir es bei dem echten Hauptstadtjuden, also z. B. bei Wolf in Paris oder bei Lindau in Berlin, finden, hier durch österreichische Kindlichkeit « gebunden » wird. Wenigstens bei ruhiger Temperatur, denn in elektrischem Zustande entwickelt auch Mauthner jüdische Schwefelsäure nebst etwas slawischer Galle usw.“

Es mag verwunderlich erscheinen, daß Spitteler, der doch auf Männer wie Mauthner angewiesen war, solche Zeilen in Druck zu geben wagte. Denn er mußte ja wissen, daß einflußreiche Herren zu allen Zeiten empfindlich sind, und daß es oft nur eines einzigen kleinen bitteren Tropfens bedarf, den irgend ein böser Zufall in die Erinnerung träufelt, und der schönste Eindruck, dieses meist selbst nur schwankende Ergebnis einer ebenfalls rein subjektiven Urteilsbildung, geht plötzlich wie umgewandelt in das Gegenteil über. Zwar ist uns nicht bekannt, ob Mauthner die sich auf ihn beziehenden Zeilen Spittelers persönlich zu Gesicht bekommen habe, oder ob er, was eigentlich noch

---

49) Grenzpost, 25. Juli 1886.

schlimmer gewesen wäre, gar von dritter Seite darüber orientiert worden sei. Anzunehmen ist das eine oder andere schon, hat doch Spitteler selbst geschrieben[50]), er habe „die Freundschaft Wildenbruchs und die mächtige Hilfe Mauthners verloren, weil" er, „gezwungen zu reden, nicht anders" konnte als seine „Meinung sagen".

Nun sind wir allerdings auch darüber nicht unterrichtet, worin denn eigentlich die „mächtige Hilfe" Mauthners zunächst hätte bestehen können; denn dieser, zu jener Zeit noch Theaterkritiker am Berliner Tageblatt und in solcher Eigenschaft kaum unmittelbar befähigt, sich für Spitteler einzusetzen, hat erst im Oktober 1889 die Möglichkeit gefunden, mit seiner eigenen Wochenschrift, eben der „Deutschland", hervorzutreten, und was seine Redaktion am „Magazin für Literatur" anlangt, so datiert diese sogar erst seit Neujahr 1891, nachdem beide Zeitschriften miteinander vereinigt worden waren.

Vielleicht hat sich Spitteler mit seiner (ja wohl nur Frey gegenüber ausgesprochenen) Vermutung getäuscht, und Mauthner selbst hat die seiner Person gewidmete Schilderung, die als Ganzes wohl gar nicht so gehässig gemeint ist wie sie auf den ersten Blick gehässig erscheinen mag — was übrigens schon aus dem weiteren Inhalt jenes Feuilletons hervorgeht —, am Ende überhaupt nicht tragisch genommen (dies alles unter der Voraussetzung, daß er Spittelers Aufsatz überhaupt zu lesen bekommen hat; denn vergessen wir nicht, daß die Grenzpost nur in den seltensten Fällen ihren an sich schon beschränkten Basler Wirkungskreis überschritten haben dürfte).

Wichtiger als solche Vermutungen ist nun aber die Tatsache, daß Spitteler von dem Augenblick an, da Mauthner eine eigene Zeitschrift zur Verfügung stand, auch sogleich dessen literarische Förderung erfahren hat. Im Gegensatz zu so vielen anderen Literatur-Kritikern der Zeit, die Spittelers Größe weder selbst entdecken noch trotz der Vermittlung durch Persönlichkeiten wie Widmann erfassen konnten, war Mauthner, dessen in der Hauptsache unbestechliche kritische Begabung noch heute

---

[50]) Brief vom 21. Nov. 1886 an Adolf Frey.

anerkannt werden muß, bereit und fähig zugleich, dem Dichter des Prometheus und der Extramundana eine gewisse Förderung angedeihen zu lassen. Und zwar in der doppelten Weise, daß er ihn sowohl in einigen seiner Werke besprochen als ihn auch selbst zur Mitarbeit an seinen Zeitschriften zugelassen hat.

So erschien in der „Deutschland“ zunächst eine zwar kleine, doch von Mauthner selbst[51]) verfaßte Rezension der Schmetterlinge, und im „Magazin“ wurden neben dem Friedli[52]) und dem Zürcher Theater-Festspiel[53]) vor allem die Literarischen Gleichnisse eingehend gewürdigt[54]). Es zeugt von dem sichern Blick Mauthners für Spittelers Dichtertum, wenn er u. a. schreibt:

„Die Sprachbehandlung Carl Spittelers, ihre kühnen Vorzüge wie ihre Härten, hat es verschuldet, daß der Dichter bisher kein großes Publikum gefunden hat. Er schmeichelt dem tausendköpfigen Mäcen nicht. Spitteler ringt mit dem Ausdruck, nicht weil er nicht fließend schreiben könnte wie Kreti und Pleti, sondern weil ihm die Sprache heilig ist und er für seine Gedanken jedesmal einen einzigen, ihm allein genügenden Idealausdruck sucht. Er hat die kurze Knappheit der gedankenreichen Dichter. Nur geistesarme Leute machen viele Worte. Je kürzer nun die sprachliche Darstellung, desto mehr kommt es auf Silben und Buchstaben an. Spitteler gibt die Worte aus wie ein reicher Geizhals sein Gold, widerwillig und zögernd. Nur sind die Gedichte jedesmal, wenn ein schöner und neuer Einfall einen neuen Stil der Darstellung innerlich verlangt, ganz vorzüglich. Dem festgefügten Gedanken entspricht ein festgefügter Wortbau, und wenn der Leser sich mit dem Inhalt des Gleichnisses nützlich den Kopf zerbrechen soll, so ist es gut, wenn die sprachliche Form ihn von selbst zum Verweilen zwingt. Wo aber der Inhalt nicht so tief ist, wo ein gefälligerer Einfall um hübsche Darstellung verlangt, da gelingt dem Dichter die Anmut nicht immer. Das tausendköpfige Publikum ist aber darin dem königlichen

[51]) „Deutschland“, 19. Okt. 1889. Die Rezension ist signiert mit f.
[52]) „Magazin für Literatur“, 1892, Seite 231.
[53]) Ebenda, 1891, Seite 816.
[54]) Ebenda, 1892, Seite 460.

Mäcenaten sehr ähnlich, daß es seine tausend Köpfe nicht gerne anstrengt, besonders nicht gerne überflüssig bemüht."

Daß Mauthner grundsätzlich geneigt war, sich für Spitteler einzusetzen, läßt sich auch aus den verschiedenen Mitteilungen der „Literarischen Chronik" seiner Zeitschrift ersehen, in der ab und zu der Name unseres Dichters anzutreffen ist; so findet sich u. a. die Mitteilung [55]), daß die „Erzählungen und Legenden" in französischer Übersetzung (bei Attinger in Neuchâtel) erschienen seien, oder daß Spitteler, „unser verehrter Mitarbeiter, unseren Lesern wohl bekannt durch seine auf schweizerischem Boden spielenden Arbeiten", Zürich verlassen habe, wo er das Feuilleton der N. Z. Z. redigierte, um nach Luzern überzusiedeln [56]). Mit besonderer Genugtuung wird einmal vermerkt, daß anläßlich eines schweizerischen Journalistentages in Zürich einzig Spitteler den damals so heftig umstrittenen Naturalismus verteidigt habe [57])!

Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang vielleicht noch, daß Spitteler für eine vom Magazin veranstaltete Enquête über „die Zukunft der deutschen Literatur" neben lauter damals „Prominenten" wie Hauptmann, Holz, Heyse, Schlaf als einziger Schweizer aufgefordert worden ist, ebenfalls seine Meinung zu sagen. Da solche Rundfragen zu jener Zeit ja sehr beliebt waren, mag Spitteler dazu gelächelt haben; doch in acht bündigen Zeilen [58]) — eine besonders knappe Antwort ist zuweilen auch eine Antwort! — hat er dem kindlichen Ansinnen des Fragestellers, eines Herrn Kurt Grottewitz, überlegen und doch nicht allzu herablassend Rechnung getragen.

Damit haben wir unvermerkt bereits die Frage nach der eigentlichen Mitarbeiterschaft Spittelers an der „Deutschland" und am „Magazin" angeschnitten. Leider muß hier fast das Gleiche wie bei den übrigen der bisher besprochenen Zeitschriften gesagt werden: Die Ernte ist nicht allzu reich ausgefallen; aber

---

[55]) Ebenda, 1892, Seite 86.

[56]) Ebenda, 1892, Seite 328.

[57]) Ebenda, 1892, Seite 456.

[58]) Ebenda, 1892, Seite 237.

die wenigen Beiträge des Dichters, die in Mauthners beiden Organen erscheinen konnten, ersetzen wiederum die fehlende Menge durch die Fülle des inhaltlich Gebotenen.

In der „Deutschland" begegnen wir zunächst einem breiten querschnittartigen Essay über die Charakterzüge der französisch-schweizerischen Literatur[59]), einem typischen Musterstück der in der deutschen Schweiz ja besonders gepflegten Fähigkeit, auch dem Andersartigen gegenüber Achtung und Verständnis aufzubringen; hierauf einer halb elegischen, halb satirischen Prosa-Allegorie, betitelt Das Märchen vom deutschen Drama[60]), darin sich, wie schon in verwandten früheren Betrachtungen, des Dichters unglückliche Liebe für die seinem epischen Genie so völlig entgegen gesetzte Kunstgattung und nicht minder übrigens auch der ihm seit Jacob Burckhardt eingeflößte Pessimismus der eigenen Zeit gegenüber dokumentiert. Des weiteren stoßen wir auf eine — wenn ich so sagen darf — kleine unzeitgemäße Betrachtung, eine Glosse über den Amor[61]), den er als eine heute „unleidlich" gewordene „Allegorie" ablehnt, und zuguterletzt noch auf einen geharnischten Appell an die Schriftsteller Vom ritterlichen Standpunkt in der Kritik[62]), worin er die sich streitenden Thebaner und Athener (das sind die literarischen Parteien) davor warnt, Philipp von Mazedonien (das ist der Staat oder sonst eine außer-literarische Macht) zu Hilfe zu rufen, wenn nicht alle zusammen, also Freunde und Gegner, in ihrem Stand als solchem den Kürzeren ziehen wollen.

Noch weniger Spitteler-Beiträge enthält das „Magazin". Wie schon erwähnt, wurde Mauthner infolge der Fusion seiner wirtschaftlich schwer bedrängten „Deutschland" mit dem einflußreicheren „Magazin" zum Jahresende 1890 (neben Otto Neumann-Hofer) verantwortlicher Mitherausgeber dieser damals größten und vielseitigsten deutschen Literatur-Zeitschrift. Damit ergab es sich, daß während der folgenden zwei Jahre (also 1891

---

[59]) „Deutschland", 21. Dez. 1889.
[60]) Ebenda, 1. Febr. 1890.
[61]) Ebenda, 6. Dez. 1890.

und 1892) — Mauthner trat schon 1893 von der Redaktion wieder zurück — auch Spittelers Name in den Spalten des „Magazins“ zuweilen glänzen konnte, so zunächst mit den beiden satirischen Gleichnissen Mahnung und Moderner Dichterruhm[63]), und dann mit einem größeren Aufsatz über die Volkserzählung in der Schweiz[64]), worin neben Josef Joachim besonders der damals junge Meinrad Lienert als Vertreter der echtesten Heimatpoesie (zugleich mit einer Originalprobe!) dem deutschen Publikum vorgestellt und der Beachtung empfohlen wurde.

Dies über Spittelers Beiträge für die beiden Mauthnerschen Wochenschriften.

Daß es deren Herausgeber allein zu danken ist, wenn Spittelers damals zumeist noch „mundtot“ gemachter Name in den Spalten vor allem des „Magazins“ zuweilen auftauchen konnte, sei es in Form einer eigenen Arbeit oder wenigstens im Sinne gelegentlicher Hinweise auf sein Schaffen, geht schon daraus hervor, daß nach dem Zeitpunkt des Ausscheidens von Fritz Mauthner als Herausgeber auch der kurz zuvor noch so „verehrte Mitarbeiter“ aus der Schweiz wieder richtig fallen gelassen wurde.

Bis zum Erscheinen der ersten Fassung des Olympischen Frühlings im Jahre 1900 hat das „Magazin“, in dieser Beziehung um keinen Deut besser als die meisten übrigen Literaturblätter jener Jahre, nämlich weder die Balladen noch das Gotthard-Buch, weder Conrad den Leutnant noch die Lachenden Wahrheiten zu besprechen für wert erachtet[65]). Diese Tatsache, die sich aus den Jahresregistern ergibt, belegt in drastischer Weise das Rezept des Gleichnisses vom „Kälblein und dem Schellenkalb“[66]), worin es heißt: „Es tut mir leid, ... so ist's nun einmal schon: In unsern Zeiten geht halt nichts ohne Protektion!“ —

---

[62]) Ebenda, 28. Juni 1890.

[63]) „Magazin für Literatur“, 6. Dez. 1890.

[64]) Ebenda, 13. und 20. Aug. 1892.

[65]) Obschon dieses „universelle Weltblatt“ einmal hochtrabend versprochen hat (1892, 2. Jan. 1892), das „literarische Leben der Gegenwart in encyklopädischer Vollständigkeit verzeichnen“ zu wollen!

So ist es — alles in allem gesehen — zu bedauern, daß Mauthner mit seiner eigenen Zeitschrift, der „Deutschland", keinen bleibenden Erfolg erzielen konnte, obschon er alle Hoffnungen in sie gesetzt und auch die besten Mitarbeiter (wie z. B. Fontane, Fulda, Hartleben, Sudermann u. a.) für sie gewonnen hatte. Denn mithilfe eines regelmäßigen Wochenorganes wäre es ihm, dem gewandten und geistvollen Journalisten, ein Leichtes gewesen, sich für jüngere aufstrebende Talente dauernd erfolgreich einzusetzen, und bestimmt hätte er auch Spittelers damals noch so „geringen" literarischen „Kredit" zu äufnen und zu mehren gewußt. Hat doch schon die so kurz bemessene Spanne von kaum zwei Jahren, die seiner Gründung beschieden war, genügt, um ihr vonseiten der literarischen Kreise die nötige Beachtung zu sichern. Josef Viktor Widmann wenigstens hat sich einmal folgendermaßen über sie geäußert[67]):

„Sie ist von allen Zeitschriften, die wir zugesendet bekommen, die beunruhigendste; denn sie ist die einzige, die wir nicht im Umschlag können stecken lassen. Sie ist zu lebendig, um das Totbegrabensein einer Mappe auszuhalten. Und haben wir je einmal einige Nummern zusammen kommen lassen und wollen, nachdem wir sie gelesen, nun darüber berichten, so wissen wir kaum, wo anfangen und wo aufhören, so groß ist die Fülle der Anregungen und manche Themata würden von uns neue, ausführliche Artikel verlangen." —

Gleichwohl muß es nun irgendwie schicksalhaft gewesen sein, daß es keiner der hier besprochenen Zeitschriften gelingen konnte, trotz ihrer in die Zeit wirkenden Eigenschaften den Dichter Spitteler für das deutsche Sprachgebiet auch wirklich zu entdecken und ihn — weniger materiell als — ideell so zu fördern, wie es seine Persönlichkeit verdient hätte. Warum es zum vornherein nicht gelingen konnte, liegt vielleicht daran, daß alle diese Unternehmungen in ihrem Habitus sich mehr vom merkantilen Geist als einer wahren Geistigkeit tragen ließen und daß sie alle — gelegentliche Äußerungen Spittelers lassen das zur Genüge

---

[66]) „Das Kälblein und das Schellenkalb", in „Literarische Gleichnisse".

durchblicken[68]) — vom wirklichen Idealismus für die Sache, die sie zu vertreten vorgaben, sich eben so weit entfernt hielten, wie Spitteler *ihrem* Standpunkt eigentlich dauernd ferne stand.

Es war darum eine glückliche Wendung des Schicksals, daß es Spitteler in jenen Jahren — wenn auch noch nicht befreite — so doch mit neuer Zuversicht erfüllte, mit der Hoffnung vor allem auf ein baldiges Ende der so freudlos betriebenen Pflichtfron am bloßen „stummen Klavier“[69]).

Denn ihm widerfuhr es, dank einer beispiellos seltenen Verkettung der Umstände, daß er sich plötzlich eines Tages von einem Manne, auf den es ankam und dessen Größe und seelische Verwandtschaft sich ihm wie eine Offenbarung noch erschließen sollte, in seinem innersten Wesen erschaut, erfaßt und erkannt sah. Wir meinen Friedrich Nietzsche, dessen unerwartet plötzliches Eingreifen Spittelers bisher zumeist unglückliches Lebensschiff wie mit einer einzigen Drehung des Steuers in eine bessere — dauernd bessere Richtung gelenkt und es an einen neuen schönen Port der Zuflucht, nämlich zu Avenarius und dessen Kunstwart geführt hat.

Von dieser Wende in Spittelers Leben sollen die folgenden Seiten erzählen.

---

[67]) Bund, 30. Jan. 1890.

[68]) Vgl. die auf Seite 109 und 112 zitierten Äußerungen Spittelers (Anm. 37 und 48).

[69]) Vgl. die Einleitenden Bemerkungen, Anm. 19.

VI.

Der Kunstwart

Das Kapitel über Spitteler und den Kunstwart ist ein besonders schönes und fruchtbares.

Denn das Gründungsjahr des Kunstwart, der im Herbst 1887[1]) dank dem Tatwillen eines edlen und bedeutenden Mannes sowie einiger seiner Gönner und Helfer ins Leben gerufen wurde, ist wohl als das Jahr der Begründung von Spittelers deutschem und damit vielleicht auch europäischem Ruhm zu kennzeichnen.

Aber Gottes Wege sind, so sagt man mit Recht, geheim und verschlungen. Auch bei Spitteler hat es lange, nur zu lange gedauert, bis ihm jener Tag beschieden ward, der als ein so großer „Wendepunkt“[2]) in seinem geistigen Schaffen nachleben und fortwirken sollte. Denn rufen wir uns ins Gedächtnis zurück, welches Los nur ein halbes Jahr noch zuvor, im Frühling 1887, seiner allein zu harren schien.

Sah er sich damals, nach dem Eingehen der Grenzpost, und dann noch einmal: nach dem Interimsposten an der Thurgauer Zeitung, nicht von neuem wieder vor das völlige Nichts gestellt? Er stand bereits an der Schwelle des 42. Lebensjahres, und

---

[1]) Das „erste Stück“ der von Ferdinand Avenarius in Dresden gegründeten Halbmonatsschrift „Der Kunstwart“ (heute: „Deutsche Zeitschrift“) erschien im Oktober 1887.

[2]) „Meine Beziehungen zu Nietzsche“, S. 23.

noch immer hatte ihn niemand mit einem dauernden Plätzchen betrauen können. Sollte ihn abermals, wie sechs Jahre zuvor, die Katastrophe eines fast gänzlichen Zusammenbruches in materieller und seelischer Beziehung ereilen und ihn vielleicht für immer zur Strecke bringen? Noch immer ist es uns, als hörten wir ihn im Geiste sagen: Niemand brauchte, noch wollte mich! — Und tatsächlich: Es stand damals — nach seinem eigenen Wort — bedenklich, und noch einmal, wenn auch ein letztes Mal, mußte er „ein paar Jahre mühsam unten durch“ [3]).

Welch Glück, daß er wenigstens Widmann besaß. An ihn und sein liberales, ja Tandem zuliebe manchmal fast überliberales Organ klammerte sich von neuem seine ganze Hoffnung, und wenn er später, im Gedenkblatt für den Verewigten, gesteht, in jenen „problematischen Jahren“ seien die Artikel für den Bund seine „Haupteinnahmequelle“, ja er möchte fast sagen: seine „einzige Einnahmequelle“ gewesen (was natürlich zu viel gesagt ist, wie wir sogleich sehen werden), so können wir uns vorstellen, was wohl geworden wäre, wenn er den Freund nicht besessen hätte: Er wäre vermutlich — dies wiederum sein eigen Wort — „irgendwo als Lehrer oder Journalist verkümmert“! —

Wie segensreich Spittelers Mitarbeiterschaft für den Bund zumal in ihrer weiteren Auswirkung sich erwiesen, davon sollen die folgenden Seiten, welche den Beziehungen zum Kunstwart gewidmet sind, Zeugnis ablegen.

Zwar mag es sich seltsam zunächst anhören, daß ein gewisser Kausalnexus bestehen solle zwischen der Bund- und der Kunstwart-Mitarbeiterschaft, zumal auch Widmann erst im Herbst 1887, der Gründungszeit jener Zeitschrift, Ferdinand Avenarius, ihren Schöpfer, dem Namen nach kennen und achten gelernt hat; ja nicht einmal Spitteler selbst berührt in seinem

---

[3]) In dem Gedenkblatt „Was ich Widmann verdanke“, Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. Nov. 1911, heißt es wörtlich: „Widmann verschaffte mir eine Interimsstelle an einem Zürcher Privatinstitut. Es ist eine Eigenschaft von Interimsstellen, bald aufzuhören. Sie hörte also bald auf und ich suchte allerortens nach einer dauernden Anstellung. Doch niemand brauchte, noch wollte mich.“

bekannten Widmann-Gedenkblatt vom November 1911 den Kunstwart, während er die damalige, doch zunächst eher belanglose „gelegentliche Mitarbeiterschaft" für die Neue Zürcher Zeitung seltsamer Weise nicht vergessen hat. Und doch verhält es sich so: Ohne die Mitarbeiterschaft am Bund wäre Spitteler auch die am Kunstwart nicht erblüht.

Er figurierte nämlich sogleich unter den ersten Mitarbeitern der neu gegründeten Zeitschrift; bereits im ersten „Stück" vom Oktober 1887 erschien eine seiner besten ästhetischen Glossen, die bekannte (und damals sogleich auch angefehdete Betrachtung über Kunstfron und Kunstgenuß [4]), die Widmann dann natürlich als willkommenste Stilprobe im Feuilleton nachzudrucken sich beeilt hat [5]). Dies war nun aber nicht von ungefähr gekommen, und daß die jedem Marktlärm abholden Spalten des Kunstwart zum vornherein sich Spitteler geöffnet haben, war das geheime Werk eines Dritten, eben jenes Bund-Lesers, von dem wir in diesem Zusammenhang jetzt sprechen wollen. Und wer war dieser geheime, edle Helfer in der Not, der auf eine so unerwartet schöne Weise die goldenen Fäden zwischen Spitteler und Avenarius gewoben hatte? Wir sagten es schon: Es war Friedrich Nietzsche.

Doch bevor wir uns Nietzsches bedeutungsvoller Mittlerrolle selbst zuwenden, möchten wir erst noch Spittelers Behauptung ins Auge fassen, der Bund sei damals, in den „problematischen Jahren" von 1887 bis 1890, seine fast „einzige Einnahmequelle" gewesen. Es besteht nämlich kein Zweifel, daß eine solche Äußerung, gleich anderen Aussagen autobiographischen Inhaltes, zumeist noch einiger Zusätze bedarf, deren Fehlen sonst als Schönheitsfehler zu betrachten wäre. Denn wenn wir auch kein Recht haben, den Tatsachengehalt von Spittelers Behauptung an sich als irgendwie fraglich anzutasten — die entsprechenden Jahrgänge

---

[4]) Auf Spittelers Essay über „Kunstfron und Kunstgenuß" folgte in einem der folgenden Hefte des Kunstwart ein Angriff. Am 2. Nov. 1887 schrieb Spitteler an Frey: „Im «Kunstwart» werde ich einstweilen heftig angegriffen wegen eines harmlosen Artikels «Kunstfron»".

[5]) Bund, 15. Nov. 1887.

von Widmanns Sonntagsblatt tun ihn ja zur Genüge dar —, so dürfen wir gleichwohl nicht unkritisch ihm entgegentreten. Wir korrigieren also durchaus nicht, sondern wir fügen nur bei, was der Dichter später anzumerken offenbar nicht für nötig oder wesentlich befunden hat.

Denn es will eben scheinen, als habe er, gleichsam wie um die Tatsache der edelsten Freundesliebe besonders schön und eindrucksvoll zu Gunsten von Widmann allein hervorleuchten zu lassen, einige andere wesentliche Dinge mehr oder weniger bewußt — wir wissen es nicht — doch außer acht gelassen. Das heißt: wenn er etwa die nur vorübergehende Tätigkeit an der Thurgauer Zeitung und Ähnliches der Erwähnung nicht für wert erachten mochte, so ist das begreiflich. Seltsam dagegen berührt es, wenn er seine ausgedehnte und ausgiebige Mitarbeiterschaft für die deutschen Zeitschriften und vor allem für den Kunstwart mit keinem Wort, ja nicht einmal summarisch anzuführen sich veranlaßt fühlte. Namentlich schon um Nietzsches willen hätte er wenigstens den Kunstwart nicht verschweigen sollen, auch wenn der Aufsatz, von dem hier die Rede ist, dem Gedächtnis Josef Viktor Widmanns allein geweiht sein sollte.

Wohl gedenkt er darin Friedrich Nietzsches ein wenig, erwähnt auch beiläufig dessen Bemühungen um ihn. Allein — es sei bloß „ein Lichtblick“ gewesen, und dazu noch ein „trügerischer“! Immerhin sagt er soviel: „Nietzsche sprang wirklich mit schönem liebenswürdigen Eifer frisch und herzhaft für mich ein; es ist nicht seine Schuld, wenn seine Empfehlungen an die Verleger nicht Gehör fanden; und im folgenden Jahr[6]) war Nietzsches Geist umnachtet.“ Aber das ist auch alles, was er über Nietzsche und dessen selbstlose Freundschaftsbeweise ihm, einem damals noch fast gänzlich unbekannten Manne gegenüber, zu berichten weiß. Es ist dies wenig, sehr wenig. Wir sind so frei, dies offen einzugestehen.

Spricht nun aber die Tatsache, daß mit Erfolg wenigstens Avenarius als Begründer des Kunstwart — wenn auch kein Verleger! — sogleich für Spitteler eingenommen und als unver-

---

[6]) Im Jahre 1889, als Nietzsche in Turin weilte.

brüchlicher Abnehmer und Betreuer von Hunderten von Aufsätzen, Essays und Glossen aller Art und jeglichen Inhalts dauernd gewonnen war —, spricht dies nicht allein schon gegen die seltsame Behauptung, Nietzsche sei mit seiner Hilfe nichts als ein „trügerischer Lichtblick“ gewesen? Wir wollen Spitteler natürlich keinen Vorwurf machen, schon aus dem Grunde nicht, weil wir ja wissen, welch furchtbares Erlebnis — der Tod Widmanns — ihm die Feder damals in die Hand gedrückt und wohl auch sein ganzes inneres Bewußtsein, mitsamt Gedächtnis und Erinnerungskraft, erschüttert haben dürfte. Doch die Achtung vor der Wahrheit muß in jedem Falle stärker sein als die bloße Liebe zu einem Dichter, namentlich zu einem Dichter, dessen Angaben mehr als nur einmal, wie wir bereits früher sagten, zuweilen eines nachprüfenden Korrektivs bedürftig sind [7]).

Nun würden wir ja keineswegs auf die Tatsache, daß es Spitteler im Widmann-Gedenkblatt unterlassen hat, Nietzsches Kunstwart-Werbung wenigstens mit einem kleinen sprechenden Wort der Dankbarkeit zu bedenken, ein so großes Gewicht legen, wüßten *wir* nicht, daß auch *er* damals alles schon gewußt hat, was Nietzsche für ihn getan; war doch die kleine, inhaltreiche Broschüre über die *Beziehungen zu Nietzsche*, hervorgegangen aus einem Aufsatz für die Süddeutschen Monatshefte, bereits 1908 erschienen, darin es in so schöner Weise offenkundig geworden, wie edel und groß der Schöpfer des Zarathustra am Dichter des Prometheus gehandelt hat [8]). Daran müßte immer wieder erinnert werden, wenn von diesen beiden großen Geistern die Rede ist, und weniger sollten die trennenden Seiten ihrer in entscheidenden Dingen so vielfach zusammenstimmenden Wesensarten unterstrichen werden.

Leider aber — so muß gesagt werden — sind auch Nietzsche und Spitteler nach dem bekanntlich nie versagenden Rezept der Fliege Tsetse [9]) von einer gewissen Seite Anhänger, um Zwietracht zu

---

[7]) Vgl. die Einleitung, S. 11 ff.

[8]) Die unter Anm. 2 genannte Broschüre ist eine erweiterte Fassung des in den „Süddeutschen Monatsheften“, 4. Jahrgang, 2. Band 1907, S. 717—719, erschienenen Aufsatzes gleichen Inhaltes.

[9]) „Die Fliege Tsetse“, in „Literarische Gleichnisse“.

säen, schon einige Male gegeneinander ausgespielt worden; ich erinnere nur an den unerquicklichen Prioritätsstreit um Zarathustra und Prometheus[10]), den Spitteler doch selbst, obschon als der in den Augen der Welt zu Unrecht Benachteiligte, dank seinem edelmütigen Wunsche, diese Frage möchte „nicht zu seinen Lebzeiten aufgeworfen werden"[11]), öffentlich desavouiert hat. Auch wir möchten uns darüber hinwegsetzen und nur die nackten Tatsachen sprechen lassen; so dürften wir am ehesten der Schlinge jenes Lassos entgehen, in das sich zu verwickeln auch heute noch leicht Gefahr läuft, wer es wagt, die Namen dieser beiden großen Seelen-Verwandten einander nahe zu bringen, und sei es nur mit der bloßen Kopula „und"!

Anhand von Nietzsches Korrespondenz mit Widmann[12]), doch namentlich auf Grund des Briefwechsels mit dem Theologen Franz Overbeck[13]), seinem Basler Freund, läßt sich am besten verfolgen, in welch hohem Maße Nietzsches Interesse dem Prometheus-Dichter, den er übrigens nie mit eigenen Augen gesehen, zugute gekommen ist, und wie dieses Interesse, seltsam zwischen Bewunderung und Ablehnung pendelnd, gleich einer auf- und absteigenden Wellenkurve den Genius Spittelers dem Gestade des Ruhms entgegengetrieben, ihn kurz vor dem Ziel aber sich selbst wieder überlassen hat.

Die 1887 erfolgte (erste?) geistige Berührung Spitteler-

---

[10]) Vgl. den Aufsatz: „Friedrich Nietzsche und die Kritik" von Elisabeth Förster-Nietzsche in der Berliner Zeitschrift „Morgen", 16. Heft 1907, ferner: „C. Spitteler und F. Nietzsche in ihren persönlichen Beziehungen" (als Richtigstellung wichtig!) von J. V. Widmann, Bund, 6. Okt. 1907. — Vgl. auch Spittelers (undatierten) Brief an Frey („Briefe von Adolf Frey und Carl Spitteler", Seite 216/17). Dokumentarisch aufschlußreich ist: Dr. Max Oehler: „Nietzsche und Spitteler", Sonntagsblatt der Basler Nachrichten vom 11. Jan. 1925, Nr. 2. Weitere Literaturangaben finden sich in der Bibliographie von Faesi.

[11]) „Meine Beziehungen zu Nietzsche", S. 48.

[12]) Vgl. die von Max Oehler (in dem unter Anm. 10 genannten Aufsatz) gegebenen Aufschlüsse.

[13]) „Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Franz Overbeck", herausgegeben von Richard Oehler und Carl Albrecht Bernoulli, 1916.

Nietzsche[14]) begann unter glücklichen Auspizien (auf die Frage, ob Nietzsche den Prometheus damals wirklich schon gekannt habe[15]), treten wir hier nicht ein).

Es hinterläßt einen schönen, fast rührenden Eindruck, wie Nietzsche, kaum daß er von Spitteler und dessen Persönlichkeit einiges Wenige erfahren, sich in seinem, beinahe die eigenen literarischen Belange hintan stellenden Edelsinne nach dem unbekannten Manne erkundigt, indem er an Overbeck die folgenden Zeilen (im Brief vom 17. September) richtet:

„Weißt Du etwas Persönliches von Herrn Karl Spitteler, der jetzt in Basel lebt (Gartenstr. 74: er schrieb an mich)? Unzweifelhaft ein eminent feiner und interessanter Kopf; wie steht er sonst? Er scheint verbittert; [—] Ich suche für seine ästhetischen Abhandlungen einen Verleger (... für mich selber einen Verleger zu finden habe ich aufgegeben ...). Mich Dir und Deiner lieben Frau angelegentlich empfehlend

Dein Freund N."

Auf diese kleine Anfrage Nietzsches reagierte Overbeck in seinem Schreiben vom 24. Oktober, indem er das Folgende über Spitteler berichtet:

„... — Heute will ich doch noch eine Erkundigung beantworten, zu der ich schon neulich, da ich sehr eilig, nicht kam. Ich meine die nach Spit[t]eler, von dem ich freilich nur wenig zu sagen

---

[14]) Schon in der Grenzpost befindet sich eine kurze Besprechung Spittelers über ein z. T. Nietzsche gewidmetes Werk. Vgl. die Proben im Anhang.

[15]) Wie Spitteler im Gedenkblatt „Was ich Widmann verdanke", Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. Nov. 1911, schreibt, hat Widmann den „Prometheus und Epimetheus" (nach dessen Erscheinen 1880/81) von sich aus „durch die Post" an alle seine Bekannten geschickt. Auf diese Weise sind u. a. Keller, Meyer, Burckhardt, Bächtold zu ihrem Exemplar des „Prometheus" gekommen. So dürfte auch Nietzsche Spittelers Werk erhalten, und ebenso dürfte er auch Stephan Borns Besprechung in den Basler Nachrichten vom 20. Sept. 1881 gelesen haben. Felix Weingartner (in mündlicher Aussprache) neigt ebenfalls der Annahme zu, daß Nietzsche Spittelers Werk noch vor dem Beginn der Abfassung seines „Also sprach Zarathustra" kennen gelernt habe. Vgl. schließlich noch Spittelers eigene Ansicht in: „Meine Beziehungen zu Nietzsche".

weiß. Ich vermuthe, daß er identisch ist mit einem meiner ersten Zuhörer in Basel, der die nächsten Jahre darauf für halb verschollen galt und nur in abenteuerlichen Gerüchten hier lebte. Als Verfasser von Prometheus und Epimetheus oder Tandem wird er Dir vermuthlich bekannt sein. Dann war er hier einer der Redacteure der Grenzpost, als sie um zu leben aux expédients war und der Spit[t]eler mit Artikeln, bisweilen auch Gedichten, die für eine Zeitung, und gar eine schweizerische, viel zu geistreich waren, gewiß nicht geholfen hat. Auch hat er die Sache wieder aufgegeben, wenigstens ist sein Name von der Grenzpost verschwunden[16]) schon vor ihrer Metamorphose in die Basler Morgenzeitung, die vor 6 Monaten stattfand und mich veranlaßte, da das Wesen am Morgen vegetieren zu sehen besonders beschwerlich war, sie abzuschaffen. Was Sp. jetzt treibt weiß ich nicht, (—), doch höre ich wohl einmal hier sonst von ihm und berichte dann. Hat er sich etwa an Dich gewandt? —....“

Soweit Overbecks Urteil über Spitteler und die Grenzpost. Es dürfte für die Denkweise der Intellektuellen im damaligen Basel typisch sein und durchaus den allgemeinen Eindruck widerspiegeln, den man von jenem eher unglücklichen Unternehmen und insbesondere von seinem allzu geistreichen Redaktor gewonnen hatte. Indessen, uns interessiert vor allem die Frage: Wie hat Nietzsche Spitteler kennen gelernt? Welches sind die tieferen Gründe, daß der einsame Dichter des Zarathustra, der damals fast schon mit allen früheren Freunden zerfallen war, in so wohltuend-selbstloser Weise sich nach Spitteler, den er nicht einmal persönlich kannte, erkundigte und sich sogar der Mühe unterzog, für dessen ästhetische Abhandlungen einen Verleger zu suchen?

Die Antwort liegt im Grunde in der letzteren Frage schon irgendwie mitbeschlossen. Sie wirft besonders ein Schlaglicht auf Nietzsche selbst, der damals halb schon gebrochen, in der schauerlichen Einsamkeit seiner Spätjahre zu ertrinken drohte und dessen

---

[16]) Overbecks Bemerkung entspricht natürlich nicht den Tatsachen. Spittelers Name findet sich als redaktionell verzeichnet bis zur letzten Nummer der Grenzpost vom 27. März 1887. Über Overbeck vgl. auch: „Meine Beziehungen zu Nietzsche“, S. 13/14.

Lied nur mehr im Wintervogel-Ton erklang. Der Aufstieg in die völlige Abgeschiedenheit hatte seinen inneren Blick freier und freier gemacht, namentlich aber hatte die beispiellose Not der Seele ihn befähigt, mit dem Seherauge dessen, der noch lebend bereits der Zeit entrückt schien, dank einer letzten schönen Schicksalsfügung unter Tausenden den ihm einzig Kongenialen, diesen einzigen großen Bruder im Geiste aufzuspüren und — hätte ihn die Kraft nicht verlassen — auch an sich zu ziehen. —

Wie hat Nietzsche also von Spitteler Kunde erhalten? Wir deuteten es bereits an. Ähnlich wie viele Jahre nachher Felix Weingartner, lernte auch er ihn kennen: durch einen Zufall; doch „es war einer jener Zufälle, auf die das Wort in seiner gewöhnlichen Bedeutung nicht paßt“ [17]). Sowohl Nietzsche wie Weingartner bestimmte ein solcher, irgendwie mystischer Zufall, verkörpert durch ein ganz gewöhnliches Zeitungsblatt, entscheidend in das Schicksal ein und desselben Mannes einzugreifen [18]).

Spitteler hatte nämlich als großer Musikliebhaber für Widmanns Sonntagsblatt einen längeren und überaus geistsprühenden Aufsatz verfaßt [19]), der mit dem Allegorischen und Konventionellen unserer Instrumentation — dies übrigens auch der Titel — auf eine so witzig und sachlich zugleich überlegene Weise aufräumt, daß es eine Lust ist, seinen Gedanken zu folgen; das Glück wollte es, daß ausgerechnet Nietzsche, dieser ebenfalls so leidenschaftliche wie ketzerische Musikfreund, — er befand sich damals gerade in Sils-Maria zur Erholung —, Spittelers tapfer originelle Auslassungen zu lesen bekommen und sogleich Feuer gefangen hat.

Was war es nun, daß Nietzsches Entzücken an dem gelungenen Essay so umpulsiv entflammen sollte und er ohne weiteres

---

[17]) Felix Weingartner: „Lebenserinnerungen“, II. Teil, 1929, S. 126.

[18]) Vgl. ebenfalls Weingartners schönes und tapferes Buch: „Carl Spitteler. Ein künstlerisches Erlebnis“ (erste Auflage 1904, zweite erweiterte Auflage 1913).

[19]) „Das Allegorische und Konventionelle unserer Instrumentation“, Sonntagsblatt des Bund vom 14. und 21. Aug. 1887. Diesen Aufsatz hat Spitteler nur in die erste Auflage der „Lachenden Wahrheiten“ mitaufgenommen.

nach dem unbekannten Verfasser zu fahnden sich entschlossen hat? Um das zu begreifen, wollen wir in Kürze antönen, worum es sich handelt.

Spitteler geht in diesem seinem Aufsatz, einem der köstlichsten, die er je nur geschrieben, von den Betrachtungen eines gewissen Hermann Wichmann aus, welcher die originelle Idee vertrat, unser heutiges Streichquartett, das „die natürliche Analogie mit dem Gesangsquartett“ verloren habe, müsse reformiert werden, und zwar am besten dadurch, daß man „die zweite Violine weglasse, der Viola ihre natürliche Rolle als Altstimme gönne und dem Tenor (Cello) noch einen Baß unterlege“. Eine These, die nun Spitteler durchaus nicht für komisch hält; im Gegenteil, er findet vielmehr dies komisch, daß der Autor „von Zeit zu Zeit mit einem wahren Angstsprung hinter Spohr“ flüchtet (den er als besondere Autorität auf dem Gebiet des Quartett-Wesens anführt), weil er auf diese Weise seine eigene ketzerische Theorie für besser gedeckt halte!

Da sich Spitteler aber seit jeher als eingefleischter Freund von ketzerischen, wenn nur mit Mut und Überzeugungskraft vortierten Ideen erwiesen, so machte er auch kein Hehl aus seiner Freude an der These Wichmanns, selbst wenn er natürlich ein leises Bedenken nicht unterdrücken mochte, „daß das Verschwinden der Spitztönigkeit zugleich die Spitzfindigkeit des Streichquartetts“ zerstören könnte. „Damit indessen Herr Wichmann Zeit finde“, fährt er fort, „sich von dem Schrecken zu erholen, den ihm seine eigene Kühnheit eingeflößt, will ich ihm als Banderillero beispringen und mit einem roten Tuch die befürchteten Angriffe von ihm abzulenken versuchen, indem ich es unternehme, sogar unser Orchester anzuzweifeln“.

Und nun folgt eine ausführliche Kritik des üblichen Symphonie-Orchesters, die in ihrer meisterlichen Mischung von gedanklicher Überlegenheit und sprachlicher Formulierungskraft, ja der ganzen Art und Weise, wie hier uralte, zu scheinbar absoluten Größen erstarrte Begriffe im zischenden Gedankenkessel einer „Umwertung aller Werte“ gleichsam wie neu- und umgeschmolzen werden, nur an (dem Geist nach) ähnliche Auslassungen von — Nietzsche erinnert. Spitteler kritisiert vor allem die bisher noch

von niemand wohl monierte Mißhelligkeit zwischen der „rationellen“, das heißt: rein-musikalisch bedingten Verwendung der Instrumente und der „irrationellen“ Behandlung des Orchesters auf Grund von zumeist außerhalb der Musik liegenden Motiven. Die Gedankenlosigkeit, den spezifischen Charakter der einzelnen Instrumente mit außermusikalischen Momenten zu verquicken — zum Beispiel der Posaune, die auf uns eher „einen rasselnden, reißenden Eindruck“ macht, „wenn es gut geht, und einen kläglichen, wenn es schlecht geht“, um des Alten Testamentes willen Feierlichkeit zuzusprechen, oder die Orgel als ein sozusagen „kirchliches“ Instrument zu betrachten, nur weil „einzelne Hörer durch Ideenverbindung in eine protestantische Stimmung geraten“, und so weiter — diese törichte Sitte, die musikalische Funktion eines Instrumentes einer im Grunde außermusikalischen Gedanken-Assoziation zu unterstellen, führt Spitteler auf die beiden Komponenten der Allegorie und Konvention zurück, wobei er in höchst eindrucksvoller Übersicht vier Instrumentengruppen Revue passieren läßt: Die hieratische Gruppe (Posaunen, Harfen, Orgel u. a.), die Jubel-Gruppe (Cymbeln, Pauken, Trommeln, Triangel, Glockenspiel usw.), die bukolische Gruppe (Flöte, Oboe, Klarinette und Fagott) und die romantische Gruppe (Hörner u. a.).

Spittelers zum Teil, wie man sieht, satirisch und witzig vorgetragene Variationen über ein sonst nur dem Musikwissenschaftler zustehendes Thema verraten trotz der Lachenden-Wahrheit-Form, in die sie äußerlich gekleidet sind, einen ungewöhnlich tiefen Blick in das wahre Wesen der Musik; jedenfalls erscheint es begreiflich, daß Nietzsche, der — wie in einer späteren Arbeit einmal ausgeführt werden soll — in musikalischen Dingen frappant ähnlich wie Spitteler empfand, nun hinter diesem kühnen feuilletonistischen Capriccio über das Orchester notwendig Geist von seinem Geist, und zwar Original-, nicht Abklatsch-Geist erkennen und erspüren mußte. Und sensibel und erregbar, wie er einmal war, ging er sogleich in Begeisterung auf für diese so treffenden und unerschrockenen Expektorationen, hinter deren nur scheinbarem Dilettantismus, der gewiß das Entsetzen eines jeden sogenannten „Fachmannes“ erregt haben dürfte, er mit einem

einzigen Blick Genie, funkelndes Genie zu entdecken vermochte. Nicht von ungefähr soll gerade er später behauptet haben, Spitteler sei „vielleicht der feinste ästhetische Schriftsteller der Deutschen“ [20]).

Jedenfalls fühlte er sich gedrungen, auch dem „ausgezeichneten Mitarbeiter, dem Herrn Professor Spitteler“, sein „ergebenstes Kompliment“ für dessen Kritik des modernen Orchesters auszusprechen, als er in einem begeisterten Briefe (vom 11. September) Widmann für seine verständnisvolle Besprechung von „Jenseits von Gut und Böse“ zu danken sich anschickte [21]). Und er beendete seinen von herzlicher Wärme erfüllten Brief mit der noch heute (leider!) berechtigten Frage: „Könnte man dergleichen Ästhetica des genannten Herrn nicht beisammen lesen?, es gäbe ein Buch seltenen Ranges ab, gemacht für einige Feinschmecker und Abseitige, an denen es gerade heute nicht fehlt“ [22]).

Und nun das Wichtigste noch aus dem Briefe, obschon es Nietzsche nur beiläufig, gleichsam wie ein unbedeutendes P. S., in Kürze anmerkt:

„Gestern von einem Dresdener Herrn Avenarius höflichst zu einem neu zu begründenden Kunstblatte eingeladen, habe ich mir die Freiheit genommen, an meiner Stelle Herrn Spitteler in Vorschlag zu bringen —.“

Und wirklich hatte er denn auch — es war gerade der Tag vorher gewesen, nämlich der 10. September — dem Begründer des Kunstwart Carl Spitteler empfohlen (zusammen übrigens mit dem Musiker Peter Gast, seinem damaligen Intimus) und

---

[20]) Diese Behauptung Nietzsches befindet sich auf Prospekten des Verlages Eugen Diederichs in Jena. Wahrscheinlich entstammt sie einem (sonst noch unveröffentlichten) Briefe Nietzsches an Diederichs. Vgl. Spittelers Brief an Frey vom 7. Nov. 1900.

[21]) Mitgeteilt in dem unter Anm. 10 genannten Aufsatz von Dr. Max Oehler.

[22]) Welchen Verleger Nietzsche für Spitteler auftreiben wollte, geht aus dem Briefwechsel Nietzsche-Overbeck hervor. Auch Avenarius wollte sich einmal um einen Verleger bemühen. Vgl. Spittelers Brief an Frey vom 18. April 1888.

dank dieser selbstlos edlen Tat den ersten Grundstein gelegt für den deutschen Ruhm des großen schweizer Dichters.

Nietzsche allerdings, der bereits damals seine erschütternde Wesens-Wandlung vom kraftvollen Ja-Sager zum kranken Nein-Sager, namentlich dem Deutschen gegenüber, vollzogen hatte, er konnte sich mit dem Kunstwart und dessen Tendenzen bald nicht mehr befreunden; wie er an Overbeck[23]) schrieb (bereits 1888), „schaffte" er das Blatt wieder „ab", weil es „in das deutschtümelnde Horn" blase und zum Beispiel „in der schnödesten Weise Heinrich Heine preisgegeben" habe; was Spitteler indessen anlange, so sei dieser, nach seinem Geschmack, des Kunstwarts „einzige interessante Feder" (wenn er geahnt hätte, wie vernichtend gerade dieser sein Schützling in der Grenzpost[24]) einmal über Heine abgeurteilt hat...!). —

Sollten wir nun nach allem, was wir bisher berichtet haben, nicht eigentlich bedauern, daß trotz des schönen Beginnens das Geistverhältnis Nietzsche-Spitteler, kaum daß es sich noch zu konsolidieren begonnen, ganz allmählich wie von selbst wieder auseinander gebröckelt und zerfallen ist? Ich glaube: Die Antwort kann mit bestem Gewissen ruhig verneint werden.

Denn abgesehen von der Frage, wie Nietzsche auch künftighin der Zeit gegenüber reagiert haben würde, so ist nicht abzuleugnen, daß selbst im günstigsten Fall, also unter Verrechnung der Hypothese, er wäre nicht der Umnachtung verfallen, die Voraussetzung für eine einigermaßen fruchtbringende Zusammenarbeit oder selbst Auseinandersetzung der beiden großen wahlverwandten Geister unbedingt fehlen mußte. Es war ein gewiß nur wohlwollender Dämon, der sie beide zuguterletzt doch wieder voneinander getrennt hat. So zeugt es nicht nur für die tiefe Lauterkeit von Spittelers Charakter, daß er den unwürdigen Vorschlag, mit Nietzsche zusammen eine Schrift gegen Wagner, aber nur unter seinem Namen, vom Stapel zu lassen, mit präziser Bestimmtheit zurückgewiesen, sondern es beweist auch,

---

[23]) Brief vom 20. Juli 1888 (vgl. Anm. 13).

[24]) Schweizer Grenzpost, 2. April 1886 (anläßlich der Besprechung des Buches von Robert Proelß: „Heinrich Heine").

mit welcher Sicherheit vor allem des inneren Bewußtseins (des seelischen Instinktes?) er sich von einem derartigen Ansinnen distanziert hat[25]).

Und daß seinerseits auch Nietzsche, nachdem er die sozusagen schicksalsbestimmte Edeltat zu Spittelers Gunsten vollbracht, sich auf Grund von scheinbar bloßen Gefühlen und der Einmischung von Drittpersonen wie Peter Gast[26]) wieder umstimmen ließ, hat, so betrachtet — wenn man überhaupt mit dem Walten von überindividuell geistigen Kräften rechnen will — ebenfalls seinen gleichsam sinnhaft teleologischen Grund, der mit allem anderen, nur nicht mit Verhängnis, umschrieben werden soll. Gewiß lag der äußere Anstoß zu diesem Stimmungsumschlag in Spittelers eigenartiger Nietzsche-Besprechung vom 1. Januar 1888, einer der ersten mutigen Würdigungen des großen Denkers überhaupt, oder vielmehr in dem Umstand beschlossen, daß just Peter Gast dieselbe „ein tolles Gemisch von richtiger Witterung und Oberflächlichkeit, von Achtung und Unverschämtheit, von Ernst und Trivialität" bezeichnet hatte. Aber ganz abgesehen davon, wäre es so oder so zum Bruch gekommen, enthält doch Spittelers mit Recht einst umstrittene Zehn-Werke-Besprechung (über die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" bis „Zur Genealogie der Moral") hinter aller Bewunderung auch schon Keime der Ablehnung, die ihren Verfasser (ähnlich wie später Widmann) mit der Zeit unweigerlich, wäre es zu einer erneuten Auseinandersetzung gekommen, ins gegnerische Lager getrieben hätte. —

Doch lassen wir die in dem Verhältnis Spitteler-Nietzsche verborgen liegende Problematik links beiseite liegen und wenden wir uns wieder dem Kunstwart zu. Denn unberührt von jeglicher noch so negativen Erwägung bleibt vor der Zeit allein zurecht be-

---

25) „Meine Beziehungen zu Nietzsche", S. 33—41. Nietzsche, der befriedigt war von Spittelers Besprechung seiner Schrift „Der Fall Wagner", Bund, 8. Nov. 1888, glaubte fälschlich, in Spitteler einen Bundesgenossen gegen Wagner gefunden zu haben.

26) Über Spittelers Nietzsche-Besprechung vom 1. Jan. 1888, Sonntagsblatt des Bund, hatte Peter Gast erst am 10. Febr. sich in dieser unverhohlen gehässigen Weise ausgelassen. Vgl. darüber den unter Anm. 10 genannten Aufsatz Widmanns.

stehen, was tatsächlich geschehen ist, und nicht, was hätte geschehen können, die Tatsache nämlich, auf eine wie prächtige Weise dem armen, fast unbekannten Dichter-Journalisten Carl Spitteler, der von Nietzsches geheimen Bemühungen damals natürlich nicht ein Sterbenswörtchen erfahren konnte, die wie ein Geschenk vom Himmel anmutende Aufforderung zur Mitarbeit am Kunstwart zugespielt worden war.

Wie hoch der Wert dieser literarischen Einladung einzuschätzen ist, läßt sich am besten ermessen, wenn man sich Wesen und Charakter dieser in ihrer Art so selten vorbildlichen Zeitschrift vor Augen hält, die in jenen Jahren bekanntlich ein ständiger Sammelplatz für alle diejenigen werden sollte, die, in einer Epoche des allmählichen Zerfalls einer wahrhaft echten Geistes- und Herzensbildung auf allgemeiner Grundlage, den schweren Kampf für die Erneuerung unseres gesamten inneren Kultur- und Kunstwillens wieder aufzunehmen den Mut hatten.

Die geistig-kulturelle Auswirkung dieser Zeitschrift, deren Ursprünge im Gegensatz zu den meisten übrigen Blättern rein-ideeller Natur waren, ging allerdings mehr in die Tiefe als in die Breite, doch erschien sie nachhaltig genug, um Spittelers Namen endlich auch in Deutschland mit der Zeit bekannt und klangbar zu machen. Es mag der Wahrheit entsprechen, wenn wir annehmen, daß bereits zu Anfang der neunziger Jahre dank Avenarius' großzügigem Lebenswerk, dessen hochstrebende Ziele schon nach wenigen Jahren die hochstehendsten Leistungen gezeitigt hatten, Spittelers Persönlichkeit — wenn auch zunächst mehr der Ästhetiker denn der Dichter in ihm — einem zwar kleinen, doch auserlesenen Kreise von zumeist selber geistig schaffenden Menschen geläufig geworden ist.

Wenn Spitteler also — wiederum wohl um Widmanns Verdienst allem andern voran herauszuheben — in seinem Gedenkblatt[27]) aussagt, daß ihn zum Beispiel „die Schweiz mit Gunst und Achtung beehrt" habe, „als in Deutschland noch kaum einige Vereinzelte" seinen Namen kannten — er meint

---

[27]) „Was ich Widmann verdanke", Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. Nov. 1911.

nämlich die Zeit nach der Gründung des Kunstwart, auch wenn er ihn nicht erwähnt —, so muß gerade hier betont werden, daß jene wenigen „Vereinzelten": — eben die bald zu Hunderten zählenden Kunstwart-Freunde, eine sicherlich anspruchs- und auch bedeutungsvollere Leser-Elite gebildet haben, als noch so viele Abonnenten der Tageszeitungen — den Bund miteinbezogen —, in die Spitteler nolens volens damals schreiben mußte. Und schließlich wollen wir auch nicht anzumerken vergessen, was Spitteler sogleich nach der Gründung über den Kunstwart an Frey berichtet hat: er sei die einzige Stelle, wo er unbedingte Aufnahme aller seiner Artikel finde[28]).

Wer in die ersten 25 Jahrgänge des Kunstwart sich hineinliest, der erblättert fast in jedem Heft einen Beitrag aus der Feder Spittelers. Inhaltlich besehen, handelt es sich zumeist um „Ästhetica", der Form nach sind es bald längere, geruhsam betrachtende Essays, bald knapp und kurz profilierte Glossen. Kunst, Poesie, Musik, entweder allgemein gewertet, oder im betrachtenden Hinblick auf einzelne Sonderprobleme (wie Technik, Stilfragen, Metrik u. ä.) untersucht, bilden die hauptsächlichen und immer wiederkehrenden Themen in dem langen, schier unversieglichen Kanon der in die Hunderte gehenden Kunstwart-Aufsätze, die in ihrer Gesamtheit eine einzigartige, ja schlechthin unersetzbare Sammlung der besten angewandten Beispiele zur Psychologie und Biologie des schöpferischen Menschen abgeben. Nicht zu vergessen auch die vielen Erstabdrücke von Gedichten und Balladen, ferner die Proben aus dem Olympischen Frühling und dem zweiten Prometheus, und endlich noch das Kabinettstück der selbstbiographischen Abhandlung Mein Schaffen und meine Werke vom Jahre 1908 (hier mag übrigens auch Erwähnung finden, daß der Kunstwart es gewesen, der die erste eingehende Würdigung von Spittelers Gesamtschaffen — bereits im April 1890[29]) — gebracht hat).

---

[28]) Brief vom 18. Okt. 1887 an Frey.

[29]) „Felix Tandem (Karl Spitteler)", von Oskar Schubert, Kunstwart 1890, 1. und 2. Aprilheft. Vgl. darüber Spittelers Brief vom 19. April 1890 an Frey.

Ein nicht unbeträchtlicher Teil der dem Kunstwart übermittelten „Ästhetica“, unter denen sich natürlich besonders zahlreiche, gegen die herrschenden Normen und Dogmen der Alexandriner „verstoßende“ Haeretica befinden, ist ja dann bekanntlich in dem köstlichsren und frischesten aller modernen Essaybücher seit Nietzsche unter dem seither sprichwörtlich gewordenen Namen der Lachenden Wahrheiten gesammelt und zusammengefaßt worden. Wer weiß, ob diese, den Geist und die Seele gleichermaßen als Gedanken-Quickborn erfrischende Sammlung, die Widmann einmal[30]) „ein in reizvollstem Stil abgefaßtes unvergleichliches Lehrbuch des zwanzigsten Jahrhunderts über die wichtigsten Angelegenheiten von Literatur und Kunst“ genannt hat, überhaupt jemals in einer derart reichen, funkelnden, ja in der Fülle ihrer Themen geradezu polyphon anmutenden Vielseitigkeit zustande gekommen wäre, wenn es an dem Organ gefehlt hätte, das in so freimütiger Weise ihren ersten Resonanzboden gebildet hat.

So ist es denn keine Übertreibung, wenn Spitteler in der nun schon mehrfach zitierten Schrift über die Beziehungen zu Nietzsche — im schönen Gegensatz zur Auslassung im Widmann-Gedenkblatt von 1911 — die „Einladung zur Mitarbeiterschaft am Kunstwart einen Wendepunkt“ in seinem literarischen Schicksal, „ja einen Wendepunkt zum Guten“[31]) überhaupt bezeichnet. Hat er doch wirklich den Schwur, den er vor überströmendem Glücks- und Dankbarkeitsgefühl „in jener Stunde“ nach Empfang der Einladung getan hat, bis ans Ende eingehalten, nämlich den „Schwur, diesem unbekannten Herrn Avenarius und seinem „Kunstwart“ zeitlebens treu zu bleiben“!

Auch Avenarius selbst, der zu Spitteler immer treu gestanden hat — bekanntlich auch nach dem Jahre 1914 noch! — konnte als einziger Kritiker in Deutschland die längste Zeit über das Recht für sich in Anspruch nehmen, den großen schweizer Dichter als einen der Seinigen zu betrachten und ihn so unumwunden

---

[30]) J. V. Widmann: „C. Spittelers «Lachende Wahrheiten» (Aus Anlaß der zweiten Auflage dieses Buches)“, Bund, 23. und 24. Aug. 1905.

[31]) „Meine Beziehungen zu Nietzsche“, S. 23.

wie aufrichtig als „Genie“ zu begrüßen. Und so war es denn keine Phrase, wenn er aus Anlaß des „Jubiläums“ von Spittelers fünfundzwanzigjähriger Mitarbeiterschaft für den Kunstwart im Oktober 1912 [32]) unter anderm zu schreiben wagte: „.... Mittlerweile ist es wenigstens den Gebildeten der Zeit so nach und nach bewußt geworden, wer eigentlich abseits all dem aufgeregten Literatengetriebe am Vierwaldstätter See arbeitet, mehrere und mehrere glauben in ihm den größten lebenden Dichter nicht nur der Schweiz, sondern der deutschen Gesamtkultur zu erkennen, und der und jener behauptet sogar, er sei der größte seit Goethes Tode. Wir werten heut nicht, wir danken einfach Spitteler dafür, daß er dem Kunstwart so lange unwandelbar die Treue gehalten hat und noch hält. Und es beglückt uns, daß er durch seine neue Dichtung in diesem Hefte [die «Pandora» aus «Prometheus dem Dulder»] zeigt, wie ein Vierteljahrhundert auf seine Kraft nur dadurch gewirkt hat, daß es sie reifte.“

---

[32]) Der Kunstwart, 2. Oktoberheft 1912. Dieses Heft bringt neben dem Erstdruck der „Pandora“ außerdem noch einmal Spittelers ersten Beitrag für den Kunstwart, den Aufsatz über „Kunstfron und Kunstgenuß“ aus dem 2. Septemberheft 1887, zum Abdruck.

VII.

Neue Zürcher Zeitung

Es ist gewiß keine Herabwürdigung der Leistungen eines großen Dichters und Menschen, wenn man zugibt, daß es oft Freundes- und Gönner-Hände allein sind, denen es gelingt, eine bestimmte Wegstrecke seiner Erdenlaufbahn eben und gangbar zu machen; denn linkisch und unbeholfen, wie der „Adler in der Tanzstunde“ [1]), bewegt sich der Genius auf dem alles verhandelnden Jahrmarkt des Lebens, wo ihn niemand in seinem wahren Wesen erkennen mag, und wo er an sich selbst verzweifelnd untergehen müßte, fänden sich nicht doch zuweilen Menschen, die als Helfer in der Not ihn zu stützen und wieder aufzurichten vermöchten.

Wer weiß, ob es Spitteler von sich aus gelungen wäre, nach Zürich, das heißt an die größte und führende Zeitung der Schweiz berufen zu werden, nachdem er auch vorher nirgends etwas Rechtes im Sinne einer dauernden Stellung sich hatte erringen können. Ohne Widmanns Eintreten, ohne Freys Empfehlungen, ohne Fleiners Fürsprache — hier tritt somit eine neue Persönkeit in den Kreis der Betrachtungen — wäre das besonders schöne und reiche Betätigungsfeld des ersten Zürcher Literatur-Redaktors jedem anderen Publizisten, nur nicht Spitteler, zur freien Bestellung übergeben worden. Denn der Dichter des Prometheus, eine so weltmännische Maske er zuweilen auch übers gram-

---

1) „Der Adler in der Tanzstunde“, in „Literarische Gleichnisse“.

verhüllte Antlitz sich zu stülpen wußte, war doch schon insofern kein „Mann von Welt", als er sich selbst nicht immer genügend empfehlen und, ins Büßerkleid der Protektion gehüllt, beständig antichambrieren mochte.

Es will uns übrigens wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte vorkommen, daß ausgerechnet in jener schweren Zeit, da abermals beinahe alles „zerstört, verpfuscht, vergessen und verschmerzt" war [2]), und er unter Umständen neuerdings in den für ihn sauren Apfel der Pädagogik hätte beißen müssen, sage und schreibe die Leitung des altbekannten schweizer Witzblättchens „Der Nebelspalter" — so wenigstens weiß Faesi [3]) zu berichten — sich danach erkundigt haben soll, „ob Spitteler der richtige Mann für ihre Zwecke wäre"! —

Die Gerechtigkeit des historischen Rückblickes erheischt es nun, daß wir hier, nachdem wir so oft schon Widmanns und seiner endlos edlen Bemühungen gedacht haben, auch jener andern beiden Männer nicht vergessen noch ihre, selbst wenn um Vieles geringeren Verdienste vom Riesen-Schatten des einen Urfreundes völlig verdunkeln lassen. Namentlich in diesem Zusammenhang nicht. Denn es besteht kein Zweifel, daß Spittelers Berufung an das große Zürcher Weltblatt, diese endlich erwirkte Rehabilitation nach so viel zu Unrecht erlittener Schmach und Zurücksetzung, im Wesentlichen, wenn auch nicht ausschließlich, als Freys und Fleiners Werk anzusehen ist; denn diese beiden Persönlichkeiten haben, ein jeder nach seinen Kräften, manches Jahr hindurch ihren Einfluß eingesetzt und sind, von der Dringlichkeit ihres altruistischen Vorschlages erfüllt, immer neu wieder bei Verlag und Redaktion vorstellig geworden.

Da wäre zunächst Adolf Frey. Wir haben den bekannten Zürcher Poeten und weiland Literatur-Professor schon mehrfach zitiert und ihn dabei, teils in dieser, teils in jener Frage, als den Freund und Berater Spittelers, oder auch nur als bloßen Gewährsmann kennen gelernt. Seine Verdienste um Spitteler, die lange Zeit im poetisch gehegten Licht einer vielleicht allzu

---

[2]) „Das graue Buch", ebenda.

[3]) Faesi, S. 62.

legendenhaften Verklärung erscheinen mochten, sind zwar vor noch nicht langer Zeit in unverhüllter, zum Teil vernichtender Weise kritisiert und auf ein Mindestmaß ihrer Bedeutung zurückgeschraubt worden [4]).

Das soll uns indessen nicht davon abhalten, daß wir gleichwohl anerkennen, was anerkannt werden muß, nämlich die Tatsache, daß es Frey gewesen, der (zusammen mit Albert Fleiner) dank der Energie, mit der er Begonnenes zu betreiben pflegte, sich vor allem um die Zürcher Berufung Spittelers verwendet und bemüht hat. Mochte er auch, infolge der mehr epimetheischen Haltung seines Geistes, sich an Tandems Erstlingsbuch, obschon er es erkannt, versündigt haben [5]), — in rein menschlicher Beziehung war er Spitteler gegenüber ein anständiger, ehrenwerter, charaktervoller Helfer und Förderer, der, soweit er eben nicht angekränkelt war von den Heit- und Keit-Bedenken der Zeit, mit freudiger Bereitschaft die Gelegenheiten, sich einzusetzen, wahr nahm.

Zum Beispiel war er einer der ersten, der es Spitteler überhaupt ans Herz gelegt, es einmal mit der Neuen Zürcher Zeitung als Mitarbeiter zu versuchen [6]): „Sie, der Kenner der neuen und der neuesten französischen Literatur und auch der russischen, würden gewiß leicht etwas finden, was sich zur Übersetzung eignet", schreibt er ihm gelegentlich, ... „Wollen Sie nicht auch allgemeinere Zeitungsartikel für die N. Z. Z. schreiben, wie Sie es für die Thurgauer Zeitung und Grenzpost taten? Sie haben in zwei Stunden einen fertig und die N. Z. Z. honoriert ganz anständig, ... sobald ich nach Zürich komme, will ich davon reden, wenn Sie mir nicht Contreordre geben."

Zwar hatte Spitteler schon früher einmal, nämlich zu An-

---

[4]) Jonas Fränkel: „Carl Spitteler und Adolf Frey. Zu ihrem Briefwechsel", Sonntags-Beilage der National-Zeitung Basel, 28. Jan. und 4. Febr. 1934.

[5]) Auf Freys Verhalten in der Angelegenheit seiner von Widmann veranlaßten, doch von Rodenberg abgelehnten „Prometheus"-Rezension für die „Deutsche Rundschau" vom Jahre 1882 kann hier nicht eingetreten werden. Vgl. Kapitel V, Anm. 16.

[6]) Brief vom 26. Okt. 1887 an Frey.

fang der achtziger Jahre, einige — wie Widmann schreibt [7]) — „nette Artikel über Rußland", die damals sogar Jakob Bächtold aufmerksam gemacht haben sollen, in dem Zürcher Blatt erscheinen lassen, doch waren dieser kurzlebigen Mitarbeiterschaft keine Früchte im Sinne einer bleibenden Bindung erwachsen. Im Gegenteil, nur wenige Jahre später, im Herbst 1886, erlitt er eine regelrechte Abfuhr: Es wurde ihm nämlich seine Rezension der Freyschen Gedichte so rundweg abgelehnt, daß es sogar den diplomatisch-temperamentlosen Freund aus Aarau, der sich überdies selber als Mitarbeiter betätigte, zu der bitter ungnädigen Bemerkung hinriß [8]), „die Sache" sei ihm „in erster Linie" Spittelers (und nicht etwa seinet-) wegen „schändlich ärgerlich"! (Die Rezension ist dann übrigens in der Grenzpost [9]) erschienen.)

Es war ein glücklicher Umstand, daß auch Emil Frey [10]), der sympathische, viel zu früh verstorbene jüngere Bruder Adolfs — seit 1877 leitete er den Handelsteil der N. Z. Z. — ebenfalls für Spitteler einzutreten gewillt schien; dies geht wenigstens aus der Bemerkung Freys (im soeben zitierten Briefe) hervor, daß einmal infolge seines Bruders Krankheit eine Aussprache auf der Redaktion wegen der abgewiesenen Rezension verhindert worden sei, und Spitteler selbst hat einigemal, so namentlich beim Tode Emile Freys (1895), mit Worten verehrender Darkbarkeit seiner gedacht [11]).

Emil Frey, dem Aussehen nach ein goldhaariger, blauäugiger Germane, der sich trotz seines nur wirtschaftlich eingestellten Berufes als leidenschaftlicher Kunstfreund, ja gelegentlich selbst als Poet betätigte, stand im Rufe eines geachteten und gern gesehenen Mannes, der, wo er auftrat, nicht nur als gewissenhafter Fachkenner, sondern in ebensolchem Maße auf Grund

---

[7]) Brief Widmanns an Gottfried Keller vom 2. Febr. 1881. Vgl. „Gottfried Keller und J. V. Widmann. Briefwechsel".

[8]) Brief vom 3. Nov. 1886 an Frey, S. 53.

[9]) „Gedichte von Adolf Frey", Schweizer Grenzpost, 25. Nov. 1886.

[10]) Über Emil Frey (23. Mai 1856—10. Febr. 1895), den zweiten Sohn Jakob Freys, vgl. den Nekrolog von Walther Bissegger, Neue Zürcher Zeitung, 11. Febr. 1895.

[11]) So im Brief vom 14. Febr. 1895 an Frey.

seines lebhaften, von Humor und Phantasie erfüllten Charakters sich überall Eingang und Achtung zu verschaffen wußte. Es ist anzunehmen, daß Adolf Freys Bemühungen um Spitteler zu einem nicht geringen Teile auch der Hilfe des Bruders benötigten, um des Erfolges sicher zu sein. —

Welche Gefühle löste nun Frey mit seinem Handeln bei Spitteler selbst aus? — Als unvollständig müßten wir unsere knappen Bemerkungen über Frey als literarischen Helfer und Förderer empfinden, wollten wir zum Schluß nicht ebenfalls die schönen, wenn auch — was seine geheimen Gründe hat: als Ganzes ein klein wenig verklausulierten Dankesworte anführen, wie sie Spitteler zum 60. Geburtstag seines einstigen Freundes (am 18. Februar 1915) an die breite Öffentlichkeit gelangen ließ. Zunächst zwar ist es rückhaltlose Anerkennung von Freys (natürlich nicht so sehr im künstlerischen als im praktischen Sinne bedeutsamen) Hilfeleistungen, wenn Spitteler unter anderem betont[12]):

„... Wenn ich heute meinen Briefwechsel mit Widmann aus der Basler Zeit nachlese, erblicke ich alle Augenblicke die Spur davon, wie Sie sich neben Widmann darum bemühten, mich aus meiner Bedrängnis zu erlösen. Unermüdlich, durch keine Hindernisse entmutigt, haben Sie mich immer und immer wieder dem Verwaltungsrat und der Redaktion der Neuen Zürcher Zeitung empfohlen, bis schließlich Ihre Fürsprache Gehör fand. Damit nahm meine äußere Drangsal ein Ende, und Ihnen heute bei diesem willkommenen Anlaß meinen Dank dafür auszusprechen, ist mir eine liebe, längst herbei gewünschte Pflicht."

Dann allerdings, fährt Spitteler fort, habe es sich in der Folge freilich erwiesen, „daß wir von Grund aus verschieden sind, und daß wir nach andern Sternen schauen. Daraus ergab sich für beide die Nötigung, fortan unsern Weg einzeln zu schreiten und der gegenseitigen geistigen Förderung zu entraten, wenn es überhaupt auf einer gewissen Höhe noch dergleichen gibt. Eines aber haben wir nach wie vor miteinander gemein behalten: den künstlerischen Ernst. Ich meine: die Demut, die geduldige Selbst-

[12]) Neue Zürcher Zeitung, 18. Febr. 1915.

entsagung, die tapfere Abweisung aller Versuchungen, selbst der lockendsten. Sie haben niemals ein Werk in die Öffentlichkeit entlassen, ehe Sie es wiederholt vor Ihrem Gewissen peinlich nachprüften. Und darum nenne ich Sie in engerm Sinne als jeden andern meinen Kollegen und entbiete Ihnen neben meinem herzlichen Dank für den treuen freundschaftlichen Kameraden zugleich meine ausnehmende Hochachtung für den gewissenhaften, redlichen Künstler." —

Nicht im gleichen Maße wie über Frey sind wir über Albert Fleiner[13]) und dessen freundschaftliche Hilfeleistung zu Spittelers Gunsten unterrichtet. Doch gehen wir nicht fehl, wenn wir so gut wie mit einer Tatsache damit rechnen, daß auch Fleiner, dessen ansprechende und anziehende Persönlichkeit in hunderten von zum Teil glänzenden Reportagen, Kritiken und Plaudereien ihren Niederschlag gefunden, sich ebenfalls in entscheidend-mitbestimmender Weise für die Berufung Spittelers nach Zürich eingesetzt und sich daher in einer kritischen Situation als wirklicher Freund erwiesen hat.

Die zwar spärlichen, doch nicht wenig wichtigen Äußerungen, die Spittelers Briefwechsel mit Frey über Fleiner aufweist, werfen klare, eindeutige Schlaglichter auf das in jeder Hinsicht vornehme und edle Verhalten des in den achtziger und neunziger Jahren bei allen Lesern des Zürcher Blattes so überaus geschätzten Rezensenten und Feuilletonisten, den Hermann Stegemann[14]) als „einen Journalisten von sprühendem Temperament" charakterisiert hat, als „einen Kunstenthusiasten und einen wahrhaft liebenswerten Menschen von unphiliströsem Zuschnitt, der sein Leben auf eigene Art zu gestalten suchte. Er hatte noch in Gottfried Kellers Schatten gelebt und war zu Arnold Böcklin in ein engeres Verhältnis getreten, dem wir die Kenntnis wichtiger Einzelheiten über die Zürcher Schaffensperiode des Meisters verdanken."

---

[13]) Über Albert Fleiner (10. Aug. 1859—17. Juni 1902) vgl. den Nekrolog von Walther Bissegger, Neue Zürcher Zeitung, 18. Juni 1902.

[14]) Hermann Stegemann, „Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit", Stuttgart 1929.

Fleiner, der von 1884 bis 1902 an der Seite von Walther Bissegger und Jakob Börlin als Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung wirkte und neben der Theaterkritik namentlich das Kunstreferat betreute, lebt ja in der Geschichte der schweizerischen Journalistik als derjenige fort, der „die Kunst der Reportage, der Berichterstattung größeren Stils“ so recht eigentlich bei uns eingeführt hat; es entsprach den Tatsachen, wenn Walther Bissegger im Nekrolog (vom 18. Januar 1902) von ihm aussagte, daß „an Schnelligkeit und Arbeitskraft er es getrost mit den berühmtesten amerikanischen Kollegen hätte aufnehmen können“, und daß seine „Berichte auch im Ausland Beachtung, z. T. sogar Entzücken“ erregt haben. Doch abgesehen davon, muß er vor allem persönlich ein ganz hervorragender und achtenswerter Mann gewesen sein, ein Charakter, dessen schönste und ureigenste Seite: die Liebe zur Kunst ihn zu einem wirklichen Mäzen prädestiniert und bestimmt hat (seiner Initiative verdankt Zürich zum Beispiel das Kunsthaus).

So half er denn auch Spitteler, dem er schon in jüngeren Jahren, also vorab in Aarau, woher das Geschlecht der Fleiner stammt[15]), mit Sympathie und Achtung begegnet war, und später war es dann sein schönes Zürcher Heim, welches dem um volle vierzehn Jahre älteren Dichter mehr als einmal in gastlicher Weise sich öffnen sollte, und was wir zum Beispiel aus einem Briefe Spittelers[16]) entnehmen, daß er sich nämlich mit Freuden einst der Mühe unterzogen, das Unglückslustspiel „Der Parlamentär“ zu gegenseitig kritischer Besprechung sich vorlesen zu lassen, dürfte kaum bloß als ein vereinzeltes Exempel seiner Bereitschaft zu aufmunternder Hilfsbereitschaft zu bewerten sein.

Soviel jedenfalls ist sicher: Ohne Fleiners freundschaftliches Eintreten für den auch Ende der achtziger Jahre noch wenig

---

15) Vgl. das Historisch-biographische Lexikon der Schweiz. — Vgl. auch die Ansprache von Prof. Dr. Hans Kaeslin, dem Vertreter der Kantonsschule Aarau, anläßlich der Feier von Spittelers 75. Geburtstag am 26. Juni 1920 in Luzern („Festschrift der Freien Vereinigung Gleichgesinnter Luzern“, 1923).

16) Brief vom 25. April 1889 an Frey.

beachteten Dichter, der höchstens im Rufe eines angesehenen und mehr als durchschnittlich begabten Feuilletonisten stand, wäre es kaum gelungen, den Verwaltungsrat der Neuen Zürcher Zeitung von der außerordentlichen Bedeutung Spittelers restlos zu überzeugen. —

Auf diese schöne Weise, getragen von Freundes- und Gönner-Händen, ist Spitteler auf den Jahres-Beginn 1890 erster literarischer Redaktor in Zürich und damit, wenn auch nur für kurze Zeit (bis und mit Juni 1892) der im weiteren Sinne gleichsam nachbarliche Kollege seines besten Freundes, der geistige Mitstreiter Josef Viktor Widmanns geworden. „Möge Dir diese Veränderung gelingen!" schrieb ihm dieser[17]), da er sich inniglich freute, daß sich Spitteler das ersehnte „Sesam, öffne dich!" nicht länger der Magie der Hoffnungen mehr verschlossen hielt. „Denn da Du doch eigentlich ein zur hohen Poesie berufener Dichter bist, wird es viel besser sein, wenn Du Deine schöne Kraft zum Dichten nicht mehr in der Erwerbsschriftstellerei verzetteln mußt, sondern Erwerb und Dichtkunst trennen kannst wie ehedem...."

Angesichts der N. Z. Z.-Tätigkeit Spittelers empfinden wir nun einige Verlegenheit. Es ist die große Fülle des Anteils seiner Feder, niedergelegt in den fast unerschöpflichen Spalten dieser (damals wie heute) größten Schweizer-Zeitung, — sagen wir also kurz: die Quantität als solche, die sich den knapp bemessenen Umrissen der bisher von uns geübten Betrachtungsweise entzieht. Und doch wäre es gerade hier von Interesse zu erfahren, welch wiederum unerwartet vielseitige, die Leistungen eines jeglichen Redaktors seines Metiers bei weitem überschreitende Produktivität Carl Spitteler in Zürich damals, da er ein letztes Mal dem reinen Tageserwerb verpflichtet war, kaleidoskopisch entfaltet und mit dem funkelnden Prisma seines universal gerichteten Geistes den Zeitgenossen zugespiegelt hat.

Es ist kaum zu hoch gegriffen, wenn wir in den Zürcher Redaktionsjahren nicht nur den ersehnten Abschluß, sondern vorab auch die verdiente Krönung von Spittelers ganzer Journalisten-Laufbahn erblicken. Und zwar Krönung schon insofern,

---

17) Brief vom 23. Nov. 1889. Vgl. Max Widmann, S. 312.

als gerade in der Neuen Zürcher Zeitung einige der entzückendsten seiner kleineren epischen Prosawerke erscheinen konnten. Bereits im Spätsommer 1888, zur Zeit also, da er noch für die Basler Nachrichten schrieb, brachte das Zürcher Feuilleton das so phantastisch-ulkige wie idyllisch-liebliche Wettfasten von Heimligen[18]), jene vergnügliche Angelegenheit im Klein-Seldwyla-Stil sozusagen — übrigens die Novellisierung eines Unglücks-Lustspieles namens „Der Bazillus" —, woraus ja später dann der „Gustav" (1892) hervorgegangen ist.

Trotz gewisser technischer Mängel, die wie Spitteler selbst hervorhebt[19]), aus dem Umstand zu erklären sind, daß er „während der Arbeit plötzlich in die Redaktion [der « Basler Nachrichten »] eintreten mußte und nur noch mit abgehetztem, ermüdetem Geiste an die fernere Ausarbeitung gehen konnte", fand das über jeden Zweifel originelle Werkchen, das als literarisches Debüt für Zürich offenbar geeignet war, die freundlichste Aufnahme, und Adolf Frey[20]), „völlig hingerissen" namentlich von den Gustav-Ida-Partien, gestand ohne Einschränkung, er „wüßte unter den lebenden deutschen Novellisten keinen, dem man nach und neben Keller und Meyer den Platz anweisen müßte", als Spitteler! Jedenfalls ist es nicht von der Hand zu weisen, wenn man annimmt, daß das „Wettfasten", da es neben Freys „Zustimmung" wohl auch die „Sympathie des Publikums" gefunden, Spittelers Anwartschaft auf Zürich in besonders hoffnungsvolle Nähe gerückt haben dürfte.

Dasselbe gilt bestimmt auch von dem ein Jahr darauf erschienenen Neffen des Herrn Bezenval[21]), seiner einzigen historischen Novelle, die — im Gegensatz zum „Wettfasten" — sich statt an Keller mehr an Meyer anlehnt, wenn auch nicht dessen Beifall gefunden hat. Dafür dürfte Spitteler bei allen

---

[18]) „Das Wettfasten von Heimligen", Neue Zürcher Zeitung, 3. Sept.—12. Okt. 1888.

[19]) Brief vom 5. Okt. 1888 an Frey.

[20]) Brief vom 4. Okt. 1885 an Frey.

[21]) „Der Neffe des Herrn Bezenval", 4. Juni—10. Juli 1889.

[22]) „Hundekritik und Hundeempfang", 8.—10. Okt. 1889.

Lesern — dies ebenfalls noch, bevor er nach Zürich gekommen — mit einigen seiner kleineren Beiträge essayistischen Charakters umso größeren Eindruck hinterlassen haben, mit lachenden Wahrheiten sozusagen, wie etwa der grimmig-spottlustigen Satire über das Kapitel Hundekritik und Hundeempfang[22]), einer regelrechten Auseinandersetzung mit den Gewohnheiten unserer vierbeinigen Freunde; oder dem Aufsatz über die «Entweihung» der Alpen[23]), einer virtuosen Adabsurdum-Führung jener seltsam verlogenen Natur-Romantik, die jede technische Errungenschaft wie z. B. Bergbahn-Projekte vom „ethischen Standpunkt" aus zu betrachten und abzulehnen pflege. Zum Jahresbeschluß 1889 spendete er schließlich noch das so liebliche wie kindlich-simple Silvester-Märchen von den vier Jahreszeiten[24]).

Somit hat er sich von der vorteilhaftesten Seite seinem neuen Leserkreise vorzustellen gewußt, und er hat denn auch die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht nur erfüllt, sondern bei weitem noch übertroffen. Unter seiner sorgfältigen Obhut gedieh das Feuilleton in selten schöner Weise; es glich in seiner Vielseitigkeit, dem schillernden Reichtum dessen, was es enthielt, einem gepflegten Blumengarten, dessen verschiedene Rabatten und Beete, mit Liebe und Geschmack betreut, stets nur Abwechslung und damit Glanz und Farbe zeigten.

Wie zu erwarten, ist er auch jetzt nicht, nachdem er schon als mehr oder minder unfreier Mitarbeiter sich nie hatte schablonisieren lassen, in seiner um vieles schwereren Tätigkeit als selbstständiger Schriftleiter der Gleichförmigkeit irgend eines Schemas verfallen. Im Gegenteil, er sparte keine Mühe, um das seiner Wartung anvertraute Feuilleton so bunt und reichhaltig wie nur möglich auszugestalten, und er entwickelte in der Folge eine Liberalität der Gesinnung im Hinblick sowohl auf das, was er aus fremder Feder, als auch, was er an Eigentum zu bringen im Sinne hatte.

---

[23]) „Die «Entweihung» der Alpen", 24.—26. Nov. 1889.

[24]) „Die vier Jahreszeiten (Ein Sylvestermärchen)", 28.—29. Dez. 1889.

Daß eine solchermaßen pflichtbetonte Einstellung zum Redaktor-Beruf zum Teil unüberwindliche Schwierigkeiten mit sich brachte, erkannte er sogleich und gab es auch zu, doch ohne es zunächst besonders zu bedauern. „Sie kennen ja, wonach eine Redaktion verfährt“, schreibt er einmal voll humoriger Selbsterkenntnis[25]). „Einige Dinge drängen oder behaupten dringlich zu sein; ab und zu muß ich selber ein Lebenszeichen von mir geben.“ Gegen Ende seiner Zürcher Tätigkeit wurde er allerdings in seiner Einstellung zu diesem Berufe, dem er sich voller Hoffnung anfangs hingegeben hatte, wieder etwas pessimistisch, so wenn er resigniert erklärt[26]), daß „besonders längere Aufsätze literarhistorischen oder literarkritischen Charakters“ das seien, „was unsere Leser am allerwenigsten ertragen.... Über einen Käfer Australiens will ich mit weniger Besorgnis sechs Feuilletons in der Neuen Zürcher Zeitung erscheinen lassen, als über einen deutschen Dichter.“

Der Pflicht-Standpunkt ließ aber gleichwohl zu keinem Zeitpunkt nach. Das zeigt sich etwa daran, wie Spitteler auf Frey's nur zum Teil berechtigte[27]) Ausstellungen an den Mädchenfeinden[28]), die während seines Sommer-Urlaubes 1890 das Feuilleton schmückten, reagiert hat. Denn übertrieben, wenn nicht grundlos erscheint es, wenn er, ohne richtig zu widersprechen, feststellen zu müssen glaubt[29]), der Monat August sei, wie er höre, hinsichtlich seiner Redaktionstätigkeit „auf die Seite des Defizits geschrieben worden und nicht allein“ wegen der Mädchenfeinde (die Zeitungs-Fassung dieser vom wunderbaren Duft- und Gold-Glanz eigener Jugend-Erinnerung durchwirkten Kindergeschichte weist zwar einige Unebenheiten in der Charakterisierung und Abfolge der Handlung auf, welche die Lektüre erschwe-

---

25) Brief vom 22. Febr. 1890 an Frey.

26) Undatierter Brief an Lina Frey von 1892 („Briefe von Adolf Frey und Carl Spitteler“, S. 140).

27) Brief von 14. Aug. 1890 und vom 24. Sept 1890.

28) „Die Mädchenfeinde“, Neue Zürcher Zeitung, 4.—27. Aug. 1890 (Erste Auflage der umgearbeiteten Buchausgabe, Jena 1907). — In der Zeitungsfassung führt die Gestalt der Gesima übrigens noch den Namen Thea.

29) Brief vom 8. Sept. 1890 an Frey.

ren, indessen nicht wesentlich sind; doch könnte man anderseits auch sagen, daß das sympathische Kleeblatt Gerold, Hansli und Thea sich gar nicht erst ins Feuilleton hätte verirren sollen). —

Was zunächst nun die eigentlich literarische Kritik anlangt, so ist nur zu wahr, was schon Faesi [30]) daran aufgefallen, nämlich die Tatsache, daß Spitteler die Gelegenheit dazu „weniger ausgenutzt" habe, „als man glauben möchte. Von anderer als deutschsprachiger Belletristik ist zur Seltenheit die Rede; die angelsächsische Welt ist, übrigens auch außerliterarisch, nie in seinen Gesichtskreis getreten; Wien bleibt ihm fremd. Erstaunlicher ist, daß sich die großen skandinavischen und russischen Dichter, die er im Urtext hätte lesen können, kaum je gewürdigt werden." Diese Haltung, scheinbar parador, resultiert vielleicht aus dem Wunsche, daß er — statt sich mit dem, was er zum Teil bereits kannte, zu beschäftigen —, dafür dem lieber Kraft und Aufmerksamkeit schenken mochte, was neu in seinen Gesichtskreis trat, und namentlich auch dem, was er kraft seiner Stellung mehr oder weniger besprechen mußte.

So hat er beispielsweise keine wesentliche schweizer Neuerscheinung sich entgehen lassen und dadurch, daß er als Rezensent das Meiste selber übernahm, dokumentiert, von welchem Standpunkt aus er sein Amt betreut wissen wollte: von dem der Pflicht und der Verantwortung, namentlich auch den Landsleuten gegenüber. Ja, er scheute sich nicht, Bitten seiner Mitarbeiter hinsichtlich der Überlassung von Rezensions-Büchern mit dem Hinweis abzulehnen, daß eben dies seine Pflicht sei, die Arbeit des Rezensierens selber zu besorgen. An Adolf Frey schrieb er einmal [31]), daß er zwar „ums Leben gern" ihm den neuesten Widmann (nämlich die Gemütlichen Geschichten) überlassen würde, leider aber davon absehen müsse: „Es ist mir schon wiederholt angedeutet und sogar gesagt worden, daß ich mit nichts mehr den Absichten meiner Anstellung entsprechen würde, als wenn ich die Bücher-Besprechungen soviel als nur immer möglich selber besorgte. Also werde ich es selbst machen."

---

[30]) Faesi, S. 182.
[31]) Brief vom 7. März 1890 an Frey.

In diesem Sinne hat er meist das Beste „selbst" übernommen, so etwa eine Neuauflage von Meyers gesammelten Gedichten [32]), deren Besprechung sich beinahe selbst zu einem kleinen Kunstwerk ausgerundet hat (sie bildet übrigens ein prächtiges Seitenstück zu einem ähnlich knappen und tiefdringenden Keller-Aufsatz [33]) in den Basler Nachrichten); diese Meyer-Besprechung verdiente eigentlich, den Ausgaben der Gedichte als Vorspruch beigegeben zu werden! Desgleichen ließ er sich keinen Hinweis auf Meyer, Keller und Widmann entgehen; nur zu Kellers Tod (am 16. Juli 1890) hat er geschwiegen und Jakob Baechtold die Aufgabe des literarischen National-Nekrologes überlassen.

Daß Adolf Frey [34]) nicht zu kurz gekommen, ist klar; die Würdigung etwa von dessen meisterlichen Liedern im Schweizer-Dialekt Duß und underm Rafe, deren Wert noch heute unbestritten ist, stellen in ihrer rückhaltlosen Zustimmung vielleicht Spittelers aufrichtigste Zeilen dar, mit denen er den Aarauer Freund jemals öffentlich ausgezeichnet hat. — Voll intimer Gediegenheit sind ferner einige fast weiblich fühlsam-zarte Huldigungen an den damals aufgehenden Stern der welschen Dichterin Isabella Kaiser [35]), deren Novellen und Poesien er bis auf letzte Nüancen der sprachlichen Feinheiten abzutasten wußte, so als sei Französisch ebenfalls seine Muttersprache.

Ein besonders sympathischer Zug an Spittelers literar-kritischer Tätigkeit ist der, daß er sich in liebevoller Weise der jüngeren und noch unbekannten Talente anzunehmen pflegte. Namentlich waren es Fritz Marti [36]), der „bescheidene Schrift-

---

[32]) „Conrad Ferdinand Meyers Gedichte" (4. Auflage), 8. und 9. Juli 1891 (vgl. auch Kapitel III, Anm. 19).

[33]) Vgl. Kapitel IV, Anm. 25.

[34]) „Lieder im Schweizerdialekt. Von Adolf Frey", 10. Juli 1891 (vgl. Freys Dankbrief vom 10. Juli).

[35]) Spitteler hat u. a. von Isabelle Kaiser besprochen: Die Novelle « Cœurs de femme » (29. Jan. 1890), die Gedichtbände « Médaille Suisse » (6. Aug. 1891), « Patrie » (23. Dez. 1891).

[36]) „Ein bescheidener Schriftsteller", 22. Juni 1890 (vgl. den schönen Sammelband „Lichter und Funken. Ausgewählte Feuilletons von Fritz Marti", hg. von Adolf Vögtlin, Zürich 1915).

steller" — übrigens einer seiner Nachfolger an der N. Z. Z. —, ferner Hermann Stegemann[37]), Adolf Voegtlin[38]), Walther Siegfried[39]) und Meinrad Lienert[40]), die sich seiner Gunst erfreuten.

Stegemanns Elsässer-Roman Dorfdämmerung signalisierte er mit der folgenden eindringlichen Apostrophe: „Etwas Tüchtiges anzeigen zu dürfen, ist des Kritikers Sonntag, einen unbekannten Anfänger als einen angehenden Künstler empfehlen zu können, sein Festtag. Bei Stegemann fällt nun der Festtag mit dem Sonntag zusammen." — Von Voegtlins kulturgeschichtlicher Novelle Meister Hansjakob konnte er sogar aussagen, man brauche „nur fünf Zeilen zu lesen, um sofort inne zu werden, daß wir es hier mit einer höheren Gattung von Erzählung zu tun haben, als die sich landläufig zur Unterhaltung herumtreibt." — Allen andern voran war es Spitteler aber um den damals blutjungen Meinrad Lienert zu tun, der so recht eigentlich sein literarisches Schoßkind zu sein schien; ja, wie er einmal gesteht, wurde ihm schon „warm ums Herz" beim bloßen Lesen des Namens, was ihn als väterlichen Rezensenten natürlich nicht abhielt, auch hie und da auf kleine Mängel bei seinem fast allzu unbekümmert-genial drauflos produzierenden „Liebling" hinzuweisen.

Zwar mag es auffallen, daß — wie bereits Wilhelm Altwegg[41]) beobachtet hat — Spitteler „anders als etwa Lessing, die eigentliche literarische Kritik nicht als Ansporn, sondern nur als empfindliche Hemmung im eigenen dichterischen Schaffen" empfunden, und daß er sie somit, wie sie auch in den Beiträgen zum Kunstwart fehlt, allmählich „überhaupt mit der Befreiung von der Fron der Tagesschriftstellerei" fallen gelassen habe. „Höchstens daß er gelegentlich spontan der Freude Ausdruck ver-

---

[37]) über Hermann Stegemanns „Dorfdämmerung" am 31. Dez. 1891.

[38]) über Adolf Vögtlins „Meister Hansjakob" am 30. Juni 1891.

[39]) über Walther Siegfried, 10. März 1892.

[40]) über Meinrad Lienert am 12. Dez. 1890, am 16. Jan. 1892 und am 25. Nov. 1892 (das angeführte Zitat entstammt der Besprechung vom 25. Nov. 1892).

leiht über ein Werk, das ihn im Innersten entzückt hat, wie etwa die, einst gleich bei ihrem Erscheinen in den Spalten der Zürcher Zeitung schon richtig eingeschätzten Gedichtbände Meinrad Lienerts, « feines Lyrikers »."

In den letzten Monaten seiner Zürcher Redaktionszeit begann er sich auch lebhaft noch für die zeitgenössische schweizer Dramen-Produktion zu erwärmen, nachdem er vorher seinen Tribut ans Theater fast ausschließlich nur mit dem Besuch der gangbaren Opern zu entrichten für gut befunden hatte. Diese Dramen-Rezensionen, die nun allerdings zumeist keine Theater-, sondern Buch-Besprechungen der betreffenden Werke darstellen, sind für die dramaturgischen Überzeugungen ihres Verfassers zum Teil fast ebenso aufschlußreich wie die mehr allgemein gehaltenen Bund- und Zeitschriften-Aufsätze über Bühne und Drama, weil eben Spitteler, wie andere große Kritiker, die gerade vorliegenden Werke, die heute übrigens fast alle vergessen sind — es handelt sich um einen „Samuel Henzi" [42]), einen „Catilina" [43]), einen „Waldmann" [44]) und um anderes — im Grunde nur zum Ausgangspunkt für eigene, prinzipielle Erörterungen zu betrachten pflegte. Was für Perspektiven in das Wesen von Spittelers Kunst-Auffassung eröffnet etwa allein schon eine so kleine Zwischen-Bemerkung wie die, daß es „ein verhängnisvoller Irrtum" sei, „sich nach den Anforderungen der Bühne zu richten, sondern daß die Bühne sich nach der Dichtung zu richten hat, was sie auch nach langem Murren und Widerstreben unfehlbar tut" —, ein Satz, den jeder, dem Kunst eine heilige Sache ist, gewiß in zustimmendem Sinne interpretieren wird [45]).

---

[41]) Altwegg, S. 37.

[42]) „Ein neues schweizerisches Schuldrama: Samuel Henzi, von E. Zäslin", 11. März 1892 (Emanuel Zaeslin, aus Basel gebürtig, lebte von 1872 bis 1932).

[43]) „Catilina. Ein Trauerspiel von Theodor Curti", 26. März 1892.

[44]) „Das Waldmann-Thema (« Hans Waldmann », von L. M. Weber)", 29. Mai 1892.

[45]) Außerdem hat Spitteler an dramatischen Werken noch besprochen: „Das Glück" von Emma Hodel, 29. März 1892, und „Alte und Junge" von

Einzig die Besprechungen, die den problematischen Schöpfungen des dramatischen Feuerkopfes Arnold Ott[46]) gewidmet sind, beanspruchen mehr als nur ein allgemeines Interesse, weil die Bedeutung dieses 1910 in so tragischer Weise verschiedenen Luzerner Dichters noch heute nicht erloschen ist und Spittelers Äußerungen, die im großen und ganzen negativer ausgefallen sind als diejenigen etwa Widmanns, sich letzlich als Auseinandersetzungen mit einem trotz aller Gegensätzlichkeit seelisch verwandten Geist entsiegeln lassen. Hatte Spitteler für die Basler Nachrichten bereits die Agnes Bernauer[47]) in geistvoller Einerseits-anderseits-Manier zu auskultieren unternommen und sich zu einem relativ noch gnädigen Urteil entschlossen, so sah er sich anläßlich des mystisch-germanischen Trauerspieles Rosamunde genötigt, die Feder nur mit dem kritischen Messer zu spitzen: „Weniger Odin und mehr Ott!" ruft er dem in pathetischen Alliterationen nur so schwelgenden Dichter zu. — Es wird sich einmal zeigen lassen, warum Spitteler, der epische Schöpfer mythischer Riesen- und Helden-Gestalten, eben dieselben Gestalten von der Bühne verbannt wissen wollte und warum er daher auch Wagner trotz der Anerkennung von dessen geistiger Größe zum Teil ablehnen mußte; die Besprechung von Otts „germanischem Drama" eröffnet hiefür die wertvollsten Perspektiven. — Sehr gut ist dagegen das Festspiel Karl der Kühne und die Eidgenossen[48]) beurteilt worden, nachdem er sich dessen ersten Akt anläßlich einer probeweisen Aufführung in Basel 1896 angesehen hatte. —

Doch gehen wir weiter. Daß sich Spitteler, so sehr es ihm widerstreiten mochte, hie und da auch mit der zeitgenössischen Literatur des Reiches und ihrer großen Mode-Protagonisten auseinander setzen mußte, ergab sich schon aus der geistigen Situation der neunziger Jahre. Denn die Herren „Realisten" — er meinte die „Naturalisten"! — waren für einen öffentlichen

---

Wilh. Aug. Corrodi, dem noch heute gern gespielten Zürcher Dialektdichter, am 8. Mai 1892.

[46]) „Ein germanisches Drama: Rosamunde von A. Ott", 30. Juni 1892.

[47]) Basler Nachrichten, 12. Okt. 1889.

[48]) „Arnold Otts Karl der Kühne", 25. März 1896.

Literatur-Kritiker kaum zu umgehen, und das Publikum wünschte in erster Linie über sie unterrichtet zu werden, und nicht über Tasso und Ariost!

Es zeugt nun wiederum für Spittelers innere Größe, sowohl geistige wie Charakter-Größe, daß er sich gleichwohl nicht, trotz seiner prinzipiellen Gegnerschaft gegen jede sogenannte Schule oder Richtung, zu einer einseitig-ungerechten Ablehnung hinreißen ließ, sondern daß er auch hier unter der modischen Gewandung das schlagende Herz des echten Dichters, sofern es nur schlug, zu erlauschen und es unabhängig von aller Dogmatik rein als solches zu würdigen suchte.

Dafür bezeichnend ist etwa seine eingehende Auseinandersetzung mit der Familie Selicke von Arno Holz und Johannes Schlaf[49]): Es ist nicht der Realismus an sich, den er angreift — nach dessen Gesetzen zu arbeiten, „ist eine Aufgabe wie eine andere, wenn auch, wie wir Idealisten glauben, eine niedrige“ —, sondern — man höre und staune: der Mangel an wahrem Realismus wird beanstandet; denn, wie unser „Idealist“ schlagend an einigen Beispielen aufzeigt, verfahren die Verfasser „realistisch nur in der stilistischen Ausführung; dagegen in der szenischen Erfindung erweisen sie sich so melodramatisch als nur möglich“. Trotz der „realistischen Manier“ bleibt die Familie Selicke also gleichwohl nichts als ein — Rührstück alter Schule! — An diesem Beispiel ist besonders drastisch zu erkennen, wie es Spitteler zuweilen gelingt, den Gegner mit dessen eigenen Waffen zu schlagen.

Überall teilt er Lob und Hiebe aus, in herrlicher Unbekümmertheit nicht darnach fragend, ob er an heimliche Gesinnungsfreunde geraten oder in Wespennester greifen könnte. Ob er etwa einen Hermann Bahr[50]) „als einen pfiffigen Gesellen, welcher genau die Noten pfeift, die der «Geist der

---

[49]) „Literaturbericht. I. Viktor Hehn †. II. und III. «Die Familie Selicke»“, 23., 24. und 25. April 1890.

[50]) „Literaturbericht. I. Gottfried Keller und die Realisten. II. Hermann Bahr. III. Adams Söhne von Adolf Wilbrandt. IV. Die Gebrüder Hart. V. Rembrandt als Erzieher“, 1., 2. und 3. Aug. 1890.

Zeit» bläst", entlarvt, während er den Brüdern Hart, die einst mit unter den ersten in Deutschland die realistische Fahne emporgehoben, die Rückkehr zu Vers und Phantasie umso höher anrechnet, — ob er sich über Adolf Wilbrandts falschen, wenn noch so „schönlockigen parfümierten Baritonidealismus", dem „denn doch der Realismus über" sei, als endgültig abgetan erklärt, ja er sogar eine Erzählung (Marienkind) von Paul Heyse, den er sonst verehrt, geradezu als „kandierte Feuilleton-Prosa" ironisiert[51]), während er an Ernst von Wildenbruch[52]) wiederum, diesem „Tragiker aus Schillers Schule", bedauernd hervorhebt, daß er nur des Kompromisses wegen sich mit der Haubenlerche auf den realistischen Boden gestellt habe, — oder ob er schließlich Otto Brahm infolge seines unverzeihlichen Abfalles von Keller zu Zola „nicht mehr als Kritiker", sondern nur „als eingeschworenen Sektenmenschen" noch taxiert wissen mag[53]), nachdem er ihm schon vorher, anläßlich der Gründung der Berliner Freien Bühne (1890), das Wort entgegengehalten hatte[54]): „Nicht Freiheit wollen die Herren, sondern die Knechtschaft unter eine literarische Clique", — kurz, ob sich Spitteler mit den Alten, den „Schulfüchsen der Form", oder mit den Neuen, den „Pfaffen des Stoffes", zu beschäftigen hat, ist ziemlich gleichgültig. Denn immer blieb Spitteler er selber, und als Redaktor so gut wie als freier Schriftsteller übte er sich vor allem in jener Tätigkeit, die er im Kunstwart später einmal so treffend: Kritik „aus der Kralle den Löwen" genannt hat[55]), nämlich der „Fähigkeit, aus der kleinsten Stichprobe zu erkennen, mit wem wir's zu tun haben, ob mit einem Löwen oder mit einem Schakal und Köter oder mit einem Faselhuhn"! —

---

[51]) „«Marienkind» von Paul Heyse", 31. Okt. 1890.

[52]) „Literatur und Kunst" (eine Besprechung der Zeitschrift „Das Magazin für Literatur", die in Fortsetzungen Wildenbruchs „Haubenlerche" zum Abdruck brachte), 31. Okt. 1890.

[53]) „Gottfried Keller und die Realisten" (vgl. Anm. 50).

[54]) „Literaturbericht. «Moderne Dichtung». «Deutschland». «Freie Bühne für modernes Leben»", 11. und 12. März 1890.

[55]) „Aus der Kralle des Löwen", Kunstwart, 1. Septemberheft 1908.

Ein wie feines und vorab: ein wie ursprüngliches Gefühl er dem wahrhaft Großen und Bedeutenden, selbst wenn es in anderer Richtung als das eigene Schaffen sich bewegen mochte, entgegen zu bringen wußte, zeigt etwa seine Stellungnahme zu Knut Hamsun, dessen erstes Buch, den Hunger[56]) — das Werk des damals dreißigjährigen Norwegers — er sogleich als die überragende Leistung eines schöpferischen Menschen erfaßt hat. Es sei, schreibt er[57]), „einfach ein stilistisches Meisterwerk, groß durch die unbedenkliche Wahrhaftigkeit der psychologischen Schilderung. Wenn man für die Kunst nicht das Wollen, sondern das Können zum Maßstab wählt, so übertrifft Hamsun, wie überhaupt die Bessern der skandinavischen und russischen Realisten, Zola bei weitem". — Ähnlich erkannte er, trotz einiger Vorbehalte, auch Gerhart Hauptmann[58]) schon allein auf Grund von dessen beiden kleinen novellistischen Studien Der Apostel und Bahnwärter Thiel als einen „bedeutenden Künstler, dem es mit der Kunst Ernst ist". — Man sieht, wie Spitteler, trotz der Subjektivität und des gern oppositionellen Stachels in seinem Gemüt, überall dort, wo es um wirkliche Größe ging, sich kaum jemals beirren ließ, und mithin gilt auch von ihm selber, was er einmal als goldenes Wort von den „Meistern der Dichtkunst" geprägt hat[59]): „Sie allein vermögen die Größe von der Scheingröße zu unterscheiden, kraft jenem Zauberringe, welchen jeder Meister am Finger trägt und welcher sofort einen schönen Ton der Freundschaft erklingen läßt, so bald ein Ebenbürtiger naht."

Äußerst wertvoll sind auch die verschiedenerlei prinzipiellen Aufsätze, die Essays und „lachenden Wahrheiten", die sich in nicht minder reicher Zahl in den Spalten des Zürcher Blattes nachweisen lassen. So ist besonders wesentlich der sozu-

[56]) Anläßlich einer Besprechung der „Freien Bühne", welche den „Hunger" von Hamsun abdruckte, vom 2. Nov. 1890.

[57]) Anläßlich der Buchbesprechung von Hamsuns „Hunger" am 22. April 1891.

[58]) Besprechung vom 8. Juni 1892.

[59]) „Das Epigonentum", 21., 22., 23. und 24. Jan. 1891.

sagen als redaktionelle Antrittsvorlesung zu betrachtende Literatur-Bericht über das Thema der Literarischen Gastfreundschaft[60]), worin Spitteler, von der „erfreulichen und nach beiden Seiten hin ehrenvollen Tatsache" des damals „außerordentlichen Einvernehmens" zwischen Deutschland und der Schweiz auf literarischem Gebiet ausgehend, mit klugen Gründen die Forderung vertritt — und sie auch nach allen Seiten hin beleuchtet (z. B. was die Zeitschriften anlangt) —, die Schweiz möge das allgemeine deutsche Wohlwollen nicht einfach nur so hinnehmen, sondern in jeder Weise auch ihrerseits Gegenrecht walten lassen (vgl. die Proben im Anhang).

Weiter seien hier von den Literarika noch erwähnt: die temperamentvolle Suada[61]) Von der Entrüstungsliteratur, ihrer Mache und ihrer Ausbeutung (zum Teil übrigens in die Lachenden Wahrheiten aufgenommen), die beiden sowohl vom literarischen wie psychologischen Standpunkt aus gleichermaßen bedeutungsvollen Vorträge über das Epigonentum und über die Persönlichkeit des Dichters[62]), und schließlich noch einige kleinere Einzelporträts, so die Nekrologe auf Viktor Hehn[63]) und auf Octave Feuillet[64]). Eine besonders den Phonetiker und Sprachvergleicher fesselnde Causerie ist der von beinahe gallischem Witz erfüllte Vortrag über die Vokale A. E. J. O. U.[65]), worin Spitteler, so als wäre er Herder, Beispiele über Beispiele aus aller Herren Ländern (namentlich aus der slawischen Welt) zu erbringen weiß.

Daß in einigen Feuilletons auch die Musik die in Spittelers Dasein ihr zugemessene Rolle spielt, ergibt sich von selbst;

---

[60]) „Literarische Gastfreundschaft", 13. und 14. Febr. 1890 (vgl. die im Anhang wiedergegebenen Proben).

[61]) „Von der Entrüstungsliteratur, ihrer Mache und ihrer Ausbeutung", 28., 29. und 30. Mai 1890 (zum Teil in die „Lachenden Wahrheiten" mitübernommen).

[62]) „Die Persönlichkeit des Dichters", 5., 6., 7. und 8. Jan. 1892.

[63]) Vgl. „Viktor Hehn †" (vgl. Anm. 49).

[64]) „Octave Feuillet †", 1. Jan. 1891.

[65]) „A. E. J. O. U.", 11., 12., 15. und 16. Dez. 1891.

so ist beispielsweise ein Aufsatz Mozarts Klaviermusik[66]), ein anderer den beiden Figaro-Opern von Mozart und von Rossini[67]), ein dritter und besonders langer dem musikalischen Testament Anton Rubinsteins[68]), und ein letzter, halb auch selbstbiographischer, halb psychologischer Aufsatz den (für einen Basler eo ipso zum Kapitel Musik gehörigen) fastnächtlichen Trommelfreuden[69]) gewidmet. Der Kuriosität halber sei hier noch erwähnt, wie der temperamentvolle Dichter-Redaktor mit Entrüstung die Tatsache für die Nachwelt festgenagelt hat (nur in zwölf Zeilen, aber treffend!), daß das Zürcher Stadt-Theater zu Rossinis hundertstem Geburtstag (am 29. Februar 1892) ausgerechnet eine — Wagneroper (den Tannhäuser) aufzuführen gewagt habe[70])! —

Spitteler pflegte sich aber nicht nur für künstlerische Gegenstände zu erwärmen; er liebte auch die Natur und die Kunde von der Natur; so folgte er einmal der Naturforscher-Versammlung nach Davos[71]), um so ausführlich wie interessiert darüber zu berichten. Den großen Reisenden und Naturfreund verraten fernerhin die prächtigen Plaudereien aus und über Rußland und den europäischen Nord-Osten, so etwa eine minutiöse Inventur-Aufnahme der russischen Wohnung[72]), oder die fast körperlich anschaulichen Schilderungen der großen winterlichen Newagfrörne[73]) [= Gefrörnis] oder des herrlichen Eispalastes der Kaiserin Anna Iwanowna[74]). — Geographisches und vorwiegend landschaft-

---

[66]) „Mozarts Klaviermusik", 6. Dez. 1891.

[67]) „Die beiden Figaroopern", 31. Jan. 1892.

[68]) „Das musikalische Testament Anton Rubinsteins", 25., 26., 27. und 29. März 1892.

[69]) „Trommelfreuden. Zum Verständnis der Basler Fastnacht", 18. Febr. 1891.

[70]) 1. März 1892.

[71]) „Die Naturforscherversammlung in Davos (Korrespondenz)", 4., 5., 6., 7. und 9. Sept. 1890.

[72]) „Die russische Wohnung", 26. Okt. 1890.

[73]) „Die Newagfrörne", 21. und 22. Febr. 1891.

[74]) „Der Eispalast der Kaiserin Anna Iwanowna", 1. März 1891.

liches Interesse erlahmte übrigens nie bei Spitteler; entzückende Beispiele der ästhetischen Erfassung von Natur-Phänomenen sind etwa die farbenfrohsinnigen Betrachtungen über den Uto[75]) bei Zürich (den berühmten Üetliberg!) oder über die eines jeden Bergwanderers Herz entzückenden Spiegelungen des Klönthaler Sees[76]), nicht zu vergessen auch die mit dem glanzvollen Auge des verhinderten Maler-Adepten geschauten Landschafts-Charakterbilder Welches ist die schönste Jahreszeit?[77]), worin — im Gegensatz zum weiter oben genannten Silvester-Märchen — nicht dem Herbst, sondern dem reichen und blühenden Sommer die Krone gereicht wird.

Von der Geographie, aus deren Gebiet er übrigens viele Werke, teils wissenschaftliche, teils bloße Reiseschilderungen[78]), selber besprochen hat, ist dann auch der Weg zur Politik nicht mehr weit gewesen. Ein mit Finnland[79]) überschriebener Artikel läßt schon dadurch, daß er über dem Strich erschienen ist, den wesentlich politischen Inhalt vermuten (abermals wie in einem Grenzpost-Artikel über die Russifizierungsversuche), und ein waschechter Leitartikel (allerdings der einzige dieser Art in der N. Z. Z.) ist schließlich die mit der unerbittlichen Logik des so kundigen wie überlegenen Geistes dem politisch naiven Deutschland die Augen öffnende Studie über die «Unnatürlichkeit» der französisch-russischen Verbrüderung[80]). — Die Art und Weise, wie Spitteler etwa auch Karl Peters Emin-Pascha-Expedition in Deutsch-Ostafrika (erschienen 1891) besprochen hat (unter dem Titel Eine schneidige

---

[75]) „Uto", 5. Juni 1892.

[76]) „Die Spiegelungen des Klönthaler Sees", 12. Okt. 1890.

[77]) „Welches ist die schönste Jahreszeit?", 13., 14., 15. und 18. Nov. 1891 (vgl. auch Anm. 24).

[78]) „Finnland" (ein mehr ästhetisch eingestellter Vortrag), 17., 18., 19. und 20. Dez. 1890.

[79]) „Finnland" (ein mehr politisch eingestellter Aufsatz über dem Strich), 11. und 12. Juli 1890 (vgl. den Grenzpost-Aufsatz über „Russifizierungsversuche" vom 27., 28., 29. und 30. Okt. 1885).

[80]) „Die «Unnatürlichkeit der französisch-russischen Verbrüderung»", 16., 18. und 19. Aug. 1891.

Expedition), ist ebenfalls aufschlußreich für die Verquickung von geographischem Interesse mit politischem Temperament[81]). Daß er keine besondere Freude an Peters, diesem zwar genialen, ob der Brutalität seines Vorgehens aber selbst in Deutschland einst bekämpften afrikanischen „Privatdozenten von Berlichingen" bekunden wollte, ist verständlich. „Das Reich", räsonniert er, „hat seinen eisernen Kanzler, die Kolonialgesellschaft hat ihren eisernen Commis-voyageur. Nach einer Politik aus Blut und Eisen erhalten wir nunmehr einen Dilettantismus in Blut und Elfenbein." —

Wir müssen mit unserer Übersicht abbrechen, obschon wir im Grunde noch nicht am Ende sind; wir verweisen den Leser übrigens auf Faesis[82]) parallele Darstellung in seiner Spitteler-Monographie. Aber kommt man bei Spitteler überhaupt je an ein Ende? —

Es ist eine wahrhaft respekt-einflössende Gesamt-Leistung, was sich da alles, wenn noch in so viele Einzel- und Verschiedenheiten aufgesplittert, hinter den bescheidenen Initialen C. S. verborgen hält. Und in der Tat hat Carl Spitteler als Zürcher Redaktor nach einmal das ganze Füllhorn seines großen, gewaltigen Geistes vor dem Leser ausgeschüttet, freilich zumeist in einer Form, die, oberflächlich besehen, weniger auf Tiefe denn auf bloße Versabilität schließen läßt. Ein Zug jedoch, der nicht gegen, wohl aber für den Menschen Spitteler spricht. Denn gerade der Innerlichste der Innerlichen wird, wenn er gezwungen ist, dem Alltag zu dienen, am wenigsten die wahren Abgründe seines Wesens weder entriegeln noch zur Schau stellen wollen.

So erweist sich denn als richtig, was wir eingangs dieses Kapitels uns zu sagen herausgenommen, daß nämlich die Zürcher Redaktions-Tätigkeit nicht nur als Abschluß, sondern zugleich auch als Krönung jener Zeit des langen Dienens, Leidens und Harrens zu betrachten sei. Und in der Tat vermöchte kaum Einer — dies unsere Überzeugung — bei liebevollem Über-

---

[81]) „Eine schneidige Expedition («Die deutsche Emin-Pascha-Expedition», von Dr. Karl Peters)", 3.—19. April 1891.
[82]) Faesi, S. 178—189.

prüfen und Abtasten des Anteils seiner Feder sich des überwältigenden Eindrucks zu erwehren, in welch souveräner Weise Spitteler in Zürich damals seines Amts zu walten und wie er immer kühner und selbständiger die Schwingen seines Temperaments wie seines Talentes zu entfalten gelernt hat.

Doch es waren nicht allein die geistigen Eigenschaften, die in so seltenem Maße ihn, den geborenen Dichter, auch zum literarischen Schriftleiter bestimmt und befähigt haben; es war namentlich der Charakter, die innere Größe und die Lauterkeit seines Wesens, die es mit sich brachten, daß er neben Widmann, ja diesen hierin noch überragend — und das besagt eigentlich schon alles — als eine der wenigen Persönlichkeiten ihrer Zeit zu betrachten ist, die im bewußten Gegensatz zur Lässigkeit der meisten Amtskollegen auch im ungeliebten Beruf sich niemals dem Bewußtsein ihrer schlechthin ethisch empfundenen Verantwortung hätten entziehen können.

Er besaß, wie jeder bedeutende Mensch, seine Fehler, und er mag sich zuweilen auch von der mehr unbehaglichen als liebenswürdigen Seite seinen Mitmenschen gegenüber gezeigt haben; doch hatte er dafür auch seine ganz bestimmten Gründe! Sonst aber gilt durchaus, was er einstmals, im Hinblick auf seine innerste Persönlichkeit, zu der ihn glühend verehrenden schweizer Dichterin, zu Frau Sophie Haemmerli-Marti[83]), seiner hervorragenden Rhapsodin, geäußert hat: „Wenn man mich vivisezieren könnte, so würde man sehr viele Dummheiten und Lächerlichkeiten, aber kein falsches Äderchen und gar nichts Böses an mir finden.“ Auch von Spitteler gilt, was einstmals Goethe von sich selber geschrieben: „Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold zum Patengeschenk gemacht.“ Aber wie von Goethe, hätte auch von Spitteler der alte Major Knebel sagen können: „Die Summe des Menschen zusammengenommen war unendlich gut.“ —

---

[83]) Sophie Haemmerli-Marti: „Erinnerungen an Carl Spitteler“, Neue Zürcher Zeitung. 24.—26. April 1931.

Kleiner Züge, die für seinen Charakter zeugen, haben wir hie und da schon gedacht, so etwas jenes von ihm hoch gehaltenen Grundsatzes, in den Spalten seines Feuilletons weder die eigenen Geistes-Erzeugnisse, noch diejenigen von Redaktions-Mitgliedern, besprechen zu lassen, so wie er dies ab und zu auch an Zeitschriften, die wie der Kunstwart dem gleichen Prinzip huldigten (besonders im Hinblick auf eigene Verlags-Werke), mit Genugtuung hervorzuheben pflegte [84]).

Namentlich eine Eigenschaft, wie sie dem Wesen nur weniger Journalisten entspricht: der Mut, oder um mit Bismarck zu reden: die Zivilcourage — sie war Spitteler zu eigen. Wir wiesen bereits darauf hin, wie er sich einstmals dem verfehmten Sacher-Masoch gegenüber verhalten, und wie er anläßlich einer perfiden Rosegger-Hetze [85]) für den großen Steiermärker Volksdichter eine Lanze gebrochen hat. Hier zum Schluß noch ein weiteres Beispiel für diese Art von Gesinnung. Als einmal gegen Meinrad Lienert [86]) wegen dessen längerer Erzählung Die Gottlosen auf Hassegg „von gewisser Seite eine systematische Hetze" eröffnet wurde, hielt Spitteler seinem „talentvollen Mitarbeiter" die Stange, indem er frei und offen erklärte: „Unser Feuilleton ist weder katholisch, noch protestantisch, sondern literarisch. Wir haben schon manche Erzählung abgelehnt, weil sie aggressive, kulturkämpferische Tendenzen verfolgte, und werden das auch in Zukunft tun. Allein literarisch wertvolle Beiträge zurückzuweisen, nur weil sie möglicherweise vom Unverstand mißverstanden werden könnten, das scheint uns denn doch zu weit zu gehen. Denn wichtiger als die Schonung falscher Empfindlichkeit ist uns die Pflege wahren Talentes."

Ähnlich wie Jakob Burckhardt einst empfand Spitteler eine besondere Vorliebe und Zuneigung für die Unglücklichen und

---

[84]) Spitteler brachte keine Besprechungen eigener Bücher. Vgl. darüber die Briefe vom 18. Okt. 1887 und vom 20. Juni 1891 an Frey.

[85]) Vgl. Kapitel V, Anm. 14.

[86]) Meinrad Lienert: „Die Gottlosen auf Hassegg", Neue Zürcher Zeitung, Dez. 1891. — Spittelers „Erklärung" (unterzeichnet mit: „Die Redaktion des Feuilletons") folgte am 16. Jan. 1892.

Armen, die zu Unrecht Verfehmten und Verleugneten, nur daß er — im Gegensatz zu jenem — seine Gesinnung, wenn es not tat, auch in die Tat umzusetzen wagte, und Kristallisation aus Eigen-Erlebtem, Selbst-Geformtem ist der wackere Spruch in der Eugenia[87]):

Wahrheiten gibt es zwei in Abessynien,
Die eine aus dem Tugend-Wörterbuch
Steckt jeder auf den Hut zur Selbstverzierung.
Die Wahrheit aber, die aus Mut geformt ist,
Bleibt allerwärts ein äußerst selten Kleinod,
Doch wo es einmal aufblitzt, wirkt es Wunder.

In diesem seltenen, der Wahrheit und dem Ethos dienenden Sinne hat Spitteler seines Amtes gewaltet, und mancher junge Schriftsteller, der ihn damals in Zürich aufsuchte, mag, vom Adel seines Geistes berührt, im Stillen und Geheimen geahnt haben, zu was für einem Menschen der Weg ihn geführt, zu einem Menschen jedenfalls, dem man's von der Stirne ablesen konnte, daß er zu Größerem und Gewaltigerem berufen war, als jeder andere seiner Berufsgenossen....

Von Einem wenigstens wissen wir heute, wie er in jenen Jahren, als er den Redaktor Spitteler aufgesucht, vom Menschen Spitteler gedacht hat. Es ist Hermann Stegemann[88]) — wir haben ihn bereits früher erwähnt —, der bekannte Elsässer-Dichter und bedeutende Kriegs-Publizist, der in seinen Erinnerungen (1929) ein Porträt von Spitteler entworfen hat, das in wenigen prägnanten Strichen den ganzen großen Meschen umreißt.

„Der Größte, den ich damals traf", schreibt er, „war zugleich der Unbekannteste, Stillste und Zeitloseste: Carl Spitteler, der Feuilletonredakteur der Neuen Zürcher Zeitung. Wie ein Adler im Käfig hockte er im «Wellenberg» in der dunkeln Stube, in der kein Stuhl zum Sitzen lud und sogar das Sofa mit Büchern und Schriften hochbepackt stand.

---

[87]) „Eugenia" (vgl. Kapitel II, Anm. 29).
[88]) Vgl. Anm. 14.

Als ich ihm meine erste Novelle brachte, las er sie im Stehen, ohne sich nach mir umzuwenden. Es war eine kleine Studie, aus einer Jugenderinnerung hervorgegangen.

Wir hatten einst zu Hause eine Stute im Stall, die meiner Mutter aufgeschwatzt worden war, ein großes, sanftes Tier mit weitausgreifendem Trab, aber so weichmäulig, daß es kaum den Zügel litt. Der Roßkamm hatte meiner Mutter verschwiegen, daß beim letzten Wurf etwas fehlgegangen war. Als ich nun eines Tages über Land fuhr, stürzte das Tier plötzlich am Ausgang eines Dorfes wie vom Blitz getroffen in die Knie. Die Deichsel splitterte, der Jagdwagen kippte, ich flog über den Kutschbock auf den niedergebrochenen Gaul. Bauern halfen mir das Tier aufrichten, aber es brach sofort wieder zusammen. Wir schleiften es auf Decken mühsam in die nächste Scheune. Zwei Stunden später war der Tierarzt da, aber die Blutung ließ sich nicht mehr stillen, und ich saß die ganze Nacht, hielt den schweren Kopf mit den großen, feuchten Lichtern, wusch ihm die weichen, heißen Nüstern, fühlte, wie es sich hilfesuchend an mich drängte, und sah es in der Frühe stöhnend verenden.

Um dieses Geschehnis hatte ich in Zürich die Fäden einer kleinen, lockeren Fabel geschlungen, die ganze Kraft der Schilderung aber auf den Todeskampf des armen Tieres verwendet und diesen realistisch treu ins Bild gesetzt.

Jetzt hat Spitteler die Novelle zu Ende gelesen. Er blätterte noch einmal zurück, liest eine Seite zum zweiten Male, starrt einen Augenblick aus dem Fenster, von dem sich sein scharfes, großgeschnittenes Profil wie ein Scherenschnitt abhebt, dann dreht er sich um und spricht in seinem eigentümlichen, weichen Hochdeutsch: « Lieber Freund, das Sterben eines Pferdes ist dem Publikum Hekuba, aber ich bringe es doch ».

Dieses Wort kennzeichnet den Menschen, den Dichter und den Redakteur."

Ausklang

Zum 1. Juli 1892 verließ Spitteler den „Wellenberg“, das ehemalige Redaktions-Gebäude der Neuen Zürcher Zeitung, für immer.

Aber er verließ sie nicht, um sie als Journalist mit einer neuen Wirkungsstätte zu vertauschen, — diesmal wurde er überhaupt befreit und aus der mehr als zehnjährigen Tagesnot und Tagesfron entlassen; diesmal gefiel es dem Schicksal, sich von der milden Seite zu zeigen, und so lockerte und löste es denn von seiner Seele die schweren Schrauben und Zwingen materieller Gebundenheit, nahm all die drückenden und quälenden Fesseln eines Berufes, der nicht Berufung war, von seinem schöpferischen Bewußtsein und überantwortete sie endgültig der Vergangenheit.

Jetzt trat jedoch etwas ein, das niemand, wohl nicht einmal Spitteler selbst, zunächst erwartet hätte. Obschon vom Zwang des Journalismus erlöst, journalisierte er trotzdem weiter, und obschon in jeder Hinsicht frei geworden, blieb er der Zeitung — vorderhand — noch lange treu und vertauschte die obligatorische Tätigkeit des Redaktors mit der fakultativen Bereitschaft des Mitarbeiters. Seltsam. Und doch irgendwie zu begreifen. Noch auf Jahre hinaus schien es, als wollte die Presse ihn festhalten, ja als würde er selbst sich nicht mehr ohne weiteres von ihrer Arbeitsmühle losreißen können.

Namentlich war es die Neue Zürcher Zeitung, der er neben dem Bund am längsten, ja im Grunde bis ans Lebensende, die Treue hielt; als in dieser Beziehung am ergiebigsten erwiesen

sich die ersten Jahre nach seinem Fortgang aus Zürich, die Jahre, da zunächst Jakob Christoph Heer (bis 1899) und später Fritz Marti (bis 1914) das Feuilleton übernommen, und es hat — bildlich gesprochen — den Anschein, als habe der Quell von Spittelers Presse-Produktion, nachdem er einmal zu fließen begonnen, nicht mehr ohne weiteres versiegen können.

Es ist verwunderlich, wie — verhältnismäßig — ertragsreich auch die Jahre bis zur Vollendung des Olympischen Frühlings (Erste Fassung: 1900—1905) in journalistischer Beziehung ausgefallen sind. Wertvolle Besprechungen (wie etwa über die Basler Première von Emanuel Zaeslins Drama Samuel Henzi, oder über Arnold Otts Festspiel Karl der Kühne[1]) wechseln in bunter und schillernder Reihe mit allerlei Essays und Feuilletons, Reisebildern und lachenden Wahrheiten; so zum Beispiel einem äußerst sachkundigen Vortrag über Schmetterlinge[2]) — nicht zwar über seine eigenen: die Gedichte, sondern über die wirklichen „Sommervögel"; ferner einer geharnischten Philippika gegen die Weisheit von den nützlichen und schädlichen Tieren[3]); sodann einigen unfreiwillig propagandistischen Betrachtungen über Luzern, seiner neuen Wahlheimat[4]); einer launigen Sprachplauderei über Derselbe, dieselbe, dasselbe[5]); mehreren in seligster Natur-Ästhetik schwärmenden Studien über seine neue Luzerner Leidenschaft: die Edelpflanzen-Botanik[6]);

---

[1]) Vgl. Kapitel VII, Anm. 42 und 48.

[2]) „Schmetterlinge", 19., 21., 22., 23. und 24. März 1893.

[3]) „Die Weisheit von den nützlichen und schädlichen Tieren", 27., 28. und 30. Juni 1893.

[4]) „Betrachtungen über die Luzerner Kurhaus-Krisis", 13. und 15. Aug. 1893. — „Luzern als Ausflugsstation", 3., 5., 6., 7., 8. und 9. Sept. 1893. — „Abonnementskonzerte in Luzern", 24. Dez. 1893.

[5]) „Derselbe, dieselbe, dasselbe", 30. Juni und 1. Juli 1897.

[6]) „Todesallegorie und Trauersymbolik, die Feinde eines edleren Gartenstils. I. « Es tödelt ». II. « Trauer »", 12. Jan 1896. — „Nadelholz und Architektur", 9. und 10. April 1896. — „Die Südpflanzen des Herrn Meyer. I. Kapitel. Herr Meyer will die Natur zwingen. II. Kapitel. Abenteuerliche Geschichte zweier Kamelien", 21., 22., 23. und 24. März 1898. — „Herr Meyer

u. a. m., alles in allem eine vielseitige, so form- wie inhaltreiche Nachernte, die von der ungeminderten Fruchtbarkeit ihres Schöpfers ein ungewöhnliches Zeugnis ablegt. Nicht vergessen wollen wir, auch den tiefen und Wesentliches aussprechenden Nekrolog auf Jakob Burckhardt (1897) zu erwähnen [7].

Da er in einem so ausgiebigen Maße, vorab der Neuen Zürcher Zeitung, die Treue gehalten, dürfen wir annehmen, daß sich schon während seiner Redaktorzeit — alles in allem betrachtet — ein gutes Verhältnis zwischen ihm und der Leitung des Blattes gebildet haben muß, ein Verhältnis, dessen freundschaftliche Grundlagen sich eben auch noch späterhin, das heißt also: literarisch auswirken konnten. Es hatte gewiß nicht an Konzilianz und Zuvorkommenheit ihm und seiner Eigenart gegenüber gefehlt, namentlich nicht — und das ist das Entscheidende — an jener seit jeher für Zürich bezeichnenden Liberalität hinsichtlich des Rechts auf die eigene letzte Entscheidung und die Freiheit der Urteilsbildung.

Spitteler hat sich somit wohl in Gutem von den Ufern der Limmat getrennt, und wenn er auch später, von Luzern „hypnotisiert" [8]), nicht allzu oft nach Zürich mehr gekommen ist, so konnte er seiner dortigen zweieinhalbjährigen Redaktorzeit ohne Verbitterung in der Rückschau gedenken. Es ist uns wenigstens kein Zeugnis bekannt, worin auch nur das leiseste Anzeichen einer Animosität dieser Zeit und namentlich den ehemaligen Kollegen von der N. Z. Z. gegenüber fühlbar wird, im Gegenteil, der Dichter hat nur wenige Jahre später, nachdem er unabhängig geworden, derselben Presse, deren Dienst er doch solange sich hatte verschreiben müssen, ein Zeugnis ausgestellt, wie es besser und glänzender gar nicht hätte ausfallen können.

Zwar ist es nur eine Lappalie, worum es geht, nämlich ein kleines journalistisches Augenblicks-Erzeugnis (von 1896), der

---

erklärt mir sein Gärtchen", 23., 24., 25. und 26. Mai 1898. — Eine Besprechung des Werkes von Dr. A. F. Schimper: „Pflanzengeographie auf physikalischer Grundlage", 26. Jan. 1900.

[7]) „† Professor Jakob Burckhardt", 11. und 12. Aug. 1897.

[8]) Brief vom 28. Mai 1893 an Frey.

Niederschlag eines an sich geringfügigen Anlasses, dessen Dürftigkeit eigentlich der Rede kaum wert ist, vielleicht aber gerade auf Grund dieser Dürftigkeit und der Beiläufigkeit, mit der es hingeworfen scheint, als umso aufschlußreicher in symptomatischer Hinsicht angesehen werden darf.

Anläßlich einer großen internationalen Presse-Polemik, die sich an der unerquicklichen Gestalt eines französisch-jüdischen Journalisten „deutscher" Abstammung (namens Rosenthal, alias Monsieur Armand, alias Jacques St. Cère, alias Mitschi, alias Sleck, u. s. w.!) entzündet hatte, griff auch Spitteler mit einigen kräftigen Worten ein, nicht jedoch um Pro und Contra abzuwägen — jener Herr ließ ihn natürlich völlig kalt —, sondern um einmal für die — schweizer Presse zu zeugen, die solche Zustände, wie sie im Ausland gang und gäbe seien, überhaupt nicht kenne; ja „überhaupt", schreibt er[9]), „je länger ich die internationalen Zeitungsverhältnisse beobachte, desto mehr lerne ich unsere bescheidene schweizerische Presse schätzen. Sie schimpft zwar mitunter fürchterlich und lobt noch fürchterlicher, nämlich geschwollen, kurz, hat an literarischer Schönheit vor den deutschen politischen Organen schwerlich etwas voraus; immerhin ist sie Presse und keine Erpresse, wie teilweise die französische. Und den Vorwurf der Käuflichkeit hat wohl noch kein vernünftiger Mensch gegen eine unserer schweizerischen Redaktionen erhoben."

Wie gesagt, ein wahrhaft glänzendes Zeugnis für die schweizer Presse (der achtziger und neunziger Jahre, müssen wir allerdings hinzufügen). Spittelers Urteil erscheint umso bedeutsamer, wenn man bedenkt, daß es sich hierbei um die Worte eines Mannes handelt, der als einer der im Tiefsten introvertierten Dichter-Persönlichkeiten niemals — trotz der gewissen äußerlichen Anpassungsfähigkeit — dem ihm aufgezwungenen Presse-Berufe wirklich verfallen ist; denn kaum noch dürfte es einen geistigen Beruf geben wie den des Journalisten, dessen in jeder Beziehung zu völliger Extraversion zwingender Aufgaben-Bereich so wenig Berührungspunkte damit aufwiese, was in Tandems Weltbild

---

[9]) „A propos St. Cère und Figaro", 16. Jan. 1896.

als das alleinig Wesentliche und Bedeutungsvolle die ausschlaggebende Rolle spielt. Er muß also wohl von der Richtigkeit seiner guten Meinung über die schweizer Presse, obschon er subjektiv unter ihr gelitten, objektiv überzeugt gewesen sein; andernfalls wäre er nicht Verfasser obiger Zeilen, zu deren so spontaner wie freiwilliger Niederschrift ihn ja niemand, vor allem keine „Erpresse", gezwungen hat. —

Doch wie dem auch sei: Dadurch, daß er einst in die Redaktion der Neuen Zürcher Zeitung gekommen, sollte nun auch sein äußeres Schriftstellerlos sich erfüllen und zur letzten Vollendung gelangen. Infolge der schon damals großen Verbreitung dieses einzigen schweizer Blattes von Weltruf wurde eben auch *sein* Name in alle Richtungen der Windrose getragen, zwar noch nicht Spittelers des Dichters, sondern vorerst bloß des Publizisten und Essayisten Name; denn dem Dichter und Epiker ward erst durch Weingartners mutige Bekenntnisschrift der mehr als zwanzig Jahre hartnäckig versperrte Triumphweg zum europäischen Ruhme frei gegeben. Immerhin war doch soviel schon zu Beginn der neunziger Jahre erreicht, daß sein Name wenigstens in den *Zeitschriften* — sei es nun im eigenen Lichtglanz, oder auch nur im Widerschein der Beleuchtung durch Freunde — zuweilen aufflammen und aufblitzen konnte, um somit im Herzen von so manchem Leser, auf den es ankam, als ein Kristallisations-Punkt der Erinnerung haften zu bleiben.

Es gilt dies nicht nur von der 1891 mit so großen Hoffnungen inaugurierten *Schweizerischen Rundschau*[10]), zu der Spitteler auch ohne den Glanz seines äußeren Literatur-Ruhmes unbedingt Zugang erlangt hätte, weil als deren Herausgeber Prof. Ferdinand Vetter waltete, der bekannte Berner Germanist, der mit Widmann befreundet war (und der überdies Ellen Brodtbeck zur Gattin hatte, Spittelers schöne Kusine, diese

---

[10]) „Schweizerische Rundschau", begründet und herausgegeben von Prof. Ferdinand Vetter, Bern (1891—1897). — Von Spitteler erschienen in der „S. R." hauptsächlich „Literarische Gleichnisse" und „Balladen", auch ein Vortrag über „Die Ballade" (1894, 2. Band).

vom Prometheus-Dichter selber einst geliebte menschliche Urgestalt der Pandora). Es gilt dies noch mehr von den deutschen Zeitschriften, welche der ehemalige Redaktor der Zürcher Zeitung mit mancher kostbaren Gabe seiner Feder beschenkt und bereichert hat, wir nennen hier nur die 1904 begründeten Süddeutschen Monatshefte, die, auch wenn dem Kunstwart der Löwenanteil gesichert blieb, einige seiner wertvollsten (längeren) essayistischen und autobiographischen Arbeiten zum Erstabdruck empfangen durften, so etwa die vom duftigen Goldschimmer der beginnenden Altersmilde überstrahlten Jugend-Erinnerungen über das Pfarrhaus Widmann in Liestal [11]).

Dies gehört aber schon nicht mehr in den Zusammenhang unserer nur der eigentlichen, das heißt: der Zwangs-Publizistik Spittelers gewidmeten Erörterungen, und wir verweisen hier auf früher Gesagtes, indem wir noch einmal wiederholen:

Alles das, was Spitteler nach jenem Zeitpunkt (den Jahren rund um 1890 bis 1892), da er dank einer glücklichen Fügung endlich unabhängig geworden, seitdem noch für Presse und Zeitschriften geschrieben hat, kann und darf nicht mehr seinem bisherigen Journalismus gleichgestellt werden, wenn auch der Übergang von der Fron-Publizistik zur Muße-Schriftstellerei sich nur allmählich vollzogen hat.

Denn — wie wir uns im Einzelnen zu diesem oder jenem Beitrag aus der Übergangszeit auch stellen mögen — grundsätzlich betrachtet, schaltete sich der Energiestrom in Spittelers journalistischer Schaffenskraft mit Ablauf des Jahres 1892 wie von selber aus, wenn gleich das einmal in Schwung gebrachte Rad der Produktivität sich einige Zeit noch fortbewegte — worüber wir zum Abschluß noch Einiges sagen möchten — und erst allmählich zum völligen Stillstand gebracht werden konnte.

---

[11]) In den „Süddeutschen Monatsheften“ erschienen u. a.: „Von der Jugend“, 2. Jahrgang 1905. — „Meine Beziehungen zu Friedrich Nietzsche“, 4. Jahrgang 1907. — „Das Pfarrhaus Widmann in Liestal“, 10. Jahrgang 1913. — „Meine frühesten Erlebnisse“, 10. Jahrgang 1913 und 11. Jahrgang 1914.

Fassen wir also noch einmal zusammen, was uns als das entscheidende Gesamt-Ergebnis der vorliegenden Betrachtungen erscheint.

Spitteler hat sich, wie gesagt, im Verlauf seiner langen publizistischen Laufbahn als politischer wie auch als literarischer Redaktor betätigt. Ja mehr noch: Er hat die im Wesentlichen musikalisch orientierte Theater-Kritik besorgt, und er ist mit seiner Feder in Gebiete zuweilen vorgestoßen, mit denen sich zu beschäftigen er im Grunde gar nicht verpflichtet gewesen wäre. Außerdem hat er zur bloßen feuilletonistischen Unterhaltung des Lesers in einer Weise beigetragen, wie es ein geborener Journalist — was ja Spitteler von Natur aus gar nicht war — im Grunde auch nicht besser verstanden hätte.

Als Gesamterscheinung eine der imposantesten Persönlichkeiten der neueren Zeit, gehört Spitteler nach Anlage und Entwicklung zu den Menschen, deren Geist, einem Transformator vergleichbar, befähigt ist, alles was sie bewegt und berührt, derart durch das eigene Innere ziehen und strömen zu lassen, daß es wie umgeschaffen, gleichsam neu und besser geformt, der Welt wieder geschenkt wird. —

Und nun drängt es den Leser noch zu erfahren, warum Spitteler, wiewohl er doch infolge einer so glücklichen Fügung von einem Tag zum andern sein ganzes Leben umgestalten konnte, nicht unverzüglich die nur der Not zufolge aufgesuchten journalistischen Arbeitsfelder wieder verlassen und dem Dienst an Presse und Publikum endgültig Valet gesagt habe, um sich mit vollem, ungeteiltem Herzen sogleich seiner wahren Bestimmung, den Kunst- und Schöpfer-Stunden im Dienste der Göttin seiner Seele, hinzugeben.

Früh schon mag er sich selbst diese Frage vorgelegt und sie zu beantworten versucht haben, auch wenn ihm erst später ihre Lösung geglückt ist, damals nämlich (1908), als er daran ging, für den Kunstwart seine erste umfassende Rückschau über das eigene (bisherige) Leben und Schaffen zu schreiben und in Worten einer selbst sich dem Ungefreuten nicht entziehenden Seelen-

Enthüllung dem rätselhaften Gang seines Schicksals-Weges nachzuspüren[12]).

In diesem (psychologisch noch zu wenig ausgeschöpften) Aufsatz erzählt er, wie sich „zehn Jahre" nach dem Prometheus — eigentlich sind es sogar elf Jahre — seine „äußere Lage besser" gestaltet habe und wie er endlich „frei und unabhängig" geworden sei. „Nun hätte mich", ist er so offen zu bekennen, „von Schicksals wegen nichts mehr gehindert, die vierundzwanzig Jahre zurückgestellte epische Poesie sofort vorzunehmen. Allein jetzt geschah das, was ich im zweiten Teile des Prometheus geahnt und vorausgesagt hatte: nun fand ich den Willen dazu nicht mehr lebendig. Den hatte ich eben tief chloroformieren müssen, um warten und Kleinarbeit liefern zu können. Und jetzt wirkte das Chloroform noch manches Jahr nach. Allmählich meldete sich dann doch das Heimweh und mit dem Heimweh die Sehnsucht, und schließlich zwang mir die pathetische Erinnerung an die großgemute epische Jugendzeit die Feder in die Hand. Das mahnende Gespenst des Herakles ließ mir keine Ruhe mehr. So entstand der Olympische Frühling.... Die Arbeit selber wirkte dann wie ein Zauberstab, der den totgeglaubten Felix Tandem jung und gesund wieder erweckte."

Wir gewinnen aus diesen schlichten und ehrlichen Zeilen den Eindruck, als habe Spitteler es nachträglich noch peinlich empfunden, daß er einstmals Literat und Journalist gewesen sei. Denn zeit seines Lebens litt er unter der Wucht einer zermürbenden, nichts verschonenden Eigenkritik. Einer Kritik jedenfalls, die umso heftiger sich auswirken mußte, je tiefer und unversöhnlicher der mythische Schöpfer des Prometheus, da er sich scheinbar zum Proteus gewandelt, mit sich selbst in Widerspruch geraten mußte. Denn Tandems traumwandlerisch abgründiges Wesen steht seit Anbeginn im Widerspruch zur glatten schillernden Oberfläche der ihn umgebenden Publizisten und Literaten, und die Selbstkritik ist demzufolge nichts als der denkerische Ausdruck dieses

---

[12]) „Mein Schaffen und meine Werke", Kunstwart, 1. und 2. Juliheft 1908.

durch den Widerspruch von Innen- und Außenwelt scheinbar bedingten Doppel-Charakters zwischen Prometheus und Proteus.

Wenn er somit alles das, was „bloß von der Oberhaut oder dem Gehirn oder andern unwesentlichen Gegenden“ herrührte, im unerschütterlichen Hinblick auf seine dichterischen Leistungen als belanglos, nichtig und Tandems unwürdig betrachtet wissen wollte, so beanspruchte er mit dieser seiner Haltung nur das Recht des freien schöpferischen Geistes, der allein sich selbst und dem eigenen Gewissen gegenüber als der allen Daseins höchsten Instanz sich verpflichtet fühlte. Eine andere Frage dagegen ist es, ob auch w i r, die Nachgeborenen und stummen Betrachter seiner verewigten Persönlichkeit, über ein solches Recht verfügen, und ob auch wir uns als Richter und Sichter seines Schaffens aufspielen, uns gar in die Rolle des unerbittlichen „Demiurgen“ versteigen dürfen.

Nein, uns steht es weder zu, Zensuren auszuteilen, noch uns in fruchtlosen Betrachtungen über den relativen Wert oder Unwert der Neben- und Lern-Werke zu ergehen, oder gar mit dem Dichter den Tages-Schriftsteller, mit dem Poeten den Publizisten zu verdammen. Das wäre gewiß eben so wenig in seinem Sinn gewesen, als wenn wir den Verfasser der Lachenden Wahrheiten über den Schöpfer des Olympischen Frühlings stellen wollten. Denn ähnlich wie er einmal in ironischer Weise gebrandmarkt hat[13]), es sei, um der Dichtkunst zu huldigen, „von jeher die gebildetste Art“ gewesen, wenn man „einen toten Dichter als Mazze“ schwinge, „um damit einen lebenden totzuschlagen“, so hätte er sich auch dagegen verwahrt, wenn er vernehmen müßte, daß man seine eigene Kunst als Mazze schwingen könnte, um damit einen anderen, weniger bequemen oder genehmen Teil seiner Gesamt-Persönlichkeit totzuschlagen.

Auch von Spitteler gilt, was von jedem bedeutenden Menschen zu sagen ist, daß nämlich alles, was er geschaffen und gebildet, den eindeutig geprägten Stempel des Geistes trägt. War es seine Schuld, wenn das Material, das im Tagesdienst zur

[13]) „Eine Roseggerhetze“, Neue Zürcher Zeitung, 17. April 1894.

Bearbeitung ihm übertragen wurde, geringer und schlechter war als das, was er der reichen Werkstatt der eigenen Seele hätte entnehmen können, um es zu blitzenden Geschmeide-Stücken zu verarbeiten? War es seine Schuld, wenn Nickel statt Gold verlangt wurde? — Aber gleichwohl: Auch aus dem geringen Material wußte er, da er eben ein Meister war, Dinge zu schaffen und zu bilden, wie sie manch einer selbst aus wertvollem Stoffe oft nicht zu formen imstande ist.

In diesem Sinne ist vielleicht als sein wahrstes und eigenstes unter den Literarischen Gleichnissen die „traurige Geschichte vom goldenen Goldschmied“ [14]) zu fassen, von dem es doch heißt, daß

Was seine Hand berührte, ward zu Golde.
So daß die Kunden, wenn sie anstatt Nickel
Erhielten Gold, empört und anonym
Ihm schrieben: „Wie? du nennst dich Goldschmied? Wie?
Und schämst dich nicht und bietest Gold für Nickel?“
Da hungerte in seinem Gold der Goldschmied;
Doch nebenan der Grobschmied und der Hufschmied
Bauten auf ihrem Haus ein neues Stockwerk.

---

[14]) „Die traurige Geschichte vom goldenen Goldschmied“, in „Literarische Gleichnisse“.

Einige Proben

Schweizer Grenzpost

Zirkus und Theater

(26. November 1885)

Wenn wir den gewaltigen Zulauf, dessen sich der Zirkus Wulff (beiläufig gesagt mit Recht) in Basel zu erfreuen hatte, mit dem spärlich tröpfelnden Theaterbesuch vergleichen, dann kann kein Zweifel darüber walten, nach welcher Richtung das Bedürfnis der Mehrheit zielt. Hat man sich doch genötigt gesehen, die Konkurrenz durch ein Dekret zu beseitigen, in ähnlichem Sinn, wie in andern Schweizerstädten dieselbe gar nicht zugelassen wurde, was im Grunde einem Prohibitivzoll gleichkommt oder einem offiziellen Zugeständnis, daß eine Zirkusvorstellung weit angenehmer anzuschauen ist, als ein Theaterstück.

Sollen wir darum in den Klagegesang über die niederen Instinkte der Massen und der „sogenannten Gebildeten“ einstimmen und die betreffende Erscheinung als Symptom der Abkehr von den edlern Vergnügungen auslegen, wie die leidenschaftlichen Parteigänger der Bühne belieben? Das würde mir um so schlechter anstehen, als ich selbst fröhlich mit dem Strom geschwommen bin, und zwar ohne Gewissensbisse noch Reue, und ohne darum den Anspruch aufzugeben, geistigen Vergnügungen zugetan zu bleiben.

Das Kriterium zwischen Zirkus, Ballett und Konzert einerseits und dem Theater anderseits liegt darin, daß die erstern uns aufrichtigen und unvermischten, wenn auch einseitigen und teilweise niedrigeren (sinnenfälligen) Genuß verschaffen, während das Theater von der Metaphysik bis zu den gemeinsten Knalleffekten alle Tasten miteinander anschlagen will. Um speziell vom Zirkus zu reden, so wendet er sich einzig und allein an die Schaulust; diese aber befriedigt er im höchsten Grade, indem er dem Auge eine Fülle von bewegten Schönheiten in reicher Abwechslung darbietet; er ist gleich dem Ballett und der Feerie eine Augenweide, gerade so wie wir das Konzert eine Ohrenweide nennen können. Daß das Theater hofft, durch Dekorationen und Kostüme mit dem Augenmenu der besagten Institute konkurrieren zu können, ist eine jener erblichen Illusionen, welche die Menschheit mitunter durch lange Generationen verblendet. In jedem Appell an unsere Sinne, speziell an unsere Augen, findet das Theater heutzutage einen Mitbewerber, der dasselbe in Schatten stellt. Diese Beobachtung zielt nicht speziell auf die Schweiz, im Gegenteil, sie trifft noch weit mehr die Weltstädte. Wo wir nur hinhorchen, überall hören wir denselben Jammer: „die Operette tötet das Drama“; „Ballett, Zirkus, Feerie und Elephantenprozessionen bringen das Theaterstück um“. Ob wir in Wien oder in Paris nachfragen, überall vernehmen wir dieselbe Antwort. Mag das Theater Hunderttausende für Ausstattungsstücke verausgaben, die „Eden“ und „Alcazar“ wagen halbe Millionen; und da sie an kein Pathos gebunden sind und genau wissen, was sie wollen, erzwingen sie immer beim Publikum den Vorrang. Kein Wunder, wenn hie und da Entmutigung sich einstellt und verdüsterte Geister den nahen Untergang des Theaters und der dramatischen Kunst prophezeien, wie das z. B. Goncourt in Paris tut.

So viel also dürfte nach allen Erfahrungen nicht mehr zweifelhaft sein, das Wettrennen um die Augenlust ist für das Theater eine verlorene Mühe; und die vielen Konzessionen, welche dasselbe dem „Zeitgeist“ macht, sind umsonst. Eitel Enttäuschung ist der Lohn und neben der Enttäuschung Schmach und neben der Schmach Verlust am selbsteigenen Charakter. So oft nämlich

das Theater, um die Menge zu fesseln, sich zu Kapitulationen hergegeben, so oft hat es an Existenzkraft nicht gewonnen, sondern eingebüßt; natürlich, denn wer Dinge betreibt, die nicht seine Sache sind und darüber seinen Beruf vernachlässigt, wird schlechte Geschäfte erzielen. Das Geschäft des Theaters aber ist die **Poesie**; alles andere ist wertloser Hocus-Pocus. Statt mimischer und optischer Künste die Poesie offen und ehrlich wieder zur Alleinherrschaft auf der Bühne einzusetzen, das scheint mir die einzige Rettung für das Theater. Freilich kann sich ein ängstliches Gemüt der Befürchtung hingeben, die Poesie für sich allein besitze heutzutage nicht mehr die Anziehungskraft, um eine beträchtlichere Menge wiederholt zu fesseln; um so weniger, als die dramatische Poesie auch im Buch kann genossen werden. Nun da muß die Erfahrung noch etwas länger das Wort behalten; jedenfalls gibt es keinen andern Ausweg; und auch der Zuschauer wird sich gefügiger zeigen, wenn er zum vornherein weiß, was er vom Theater zu erwarten hat, nämlich *nicht Erholung*, denn diese wird er anderswo weit besser finden, sondern einen poetischen Ideen-Genuß, der ihm sehr große Seelen-Konzentration, mithin **geistige Anstrengung** zumutet, aber dafür unvergeßliche Früchte sui generis einbringt.

Das ist ins Allgemeine gesagt; denn selbstverständlich will ich damit nicht unserm Lokaltheater Verhaltungsmaßregeln vorschreiben, das froh sein darf, wenn es nur ohne Schaden in dem nicht eben günstigen Klima fortleben kann. Vielmehr möchte ich mir erlauben, an den Leser einige Worte zu richten, die jedoch keineswegs als Ermahnungen wollen aufgefaßt sein, da ich nichts Unleidlicheres kenne, als Ermahnungen zum Kunstgenuß. Jeder genieße, was er mag, d. h. wozu er ein inneres Bedürfnis empfindet; eine *Verpflichtung* zu einem Genuß, also z. B. zum Konzert oder zum Theater oder zum Absuchen von Gemäldegalerien ist eine der lächerlichsten Anmaßungen, die ein Mensch gegen seinen Nächsten verüben kann. Gesetzt, einer habe für gar keine Kunst Sinn und Verständnis, so ist es immer noch sowohl der privaten als der öffentlichen Wohlfahrt zuträglicher, er bleibe zu Hause und spiele Domino, als daß er sich gewissenhaft langweilt und den ästhetischen Katechismus auffsagt. — Nach

dieser Verständigung bringe ich folgende Tatsachen in Erinnerung.

* * *

Das Theater ist gegenwärtig der einzige Ort, wo ein erwachsener Mensch noch Poesie vernimmt; denn, Hand aufs Herz, wir lesen keine Poesie mehr. Und dabei kommt es gar wenig in Betracht, ob eine besondere Truppe „gut“ oder „schlecht“ sei; denn wen es aufrichtig nach Poesie verlangt, der nimmt an einer unzulänglichen Darstellung kaum mehr Anstoß, als ein gläubiger Christ an einer unvollkommenen Predigt; hier wie dort tut die Andacht das meiste.

Ferner: unser Theater bietet uns nicht allein die dichterische Tragödie, sondern zugleich die Oper. Der musikalisch Veranlagte aber findet in der Oper Genüsse, die ihm kein Konzert ersetzen kann. Zwar herrscht in der Oper ein anderer Kompositionsstil, der italienische und französische, d. h. der absolut melodiöse, welcher in den deutschen Konservatorien nicht eben gut angeschrieben steht. Immerhin, Stil hin, Stil her, gibt es eine ungeheure Ernte von Schönheit aufzulesen. Allerdings sollten die Opern eigentlich gesungen werden, und das läßt sich nun einmal auf kleinern Bühnen des Nordens, sowohl des deutschen wie des französischen, schwer herstellen. Indessen auch hier wieder wird der wahre Freund einer Kunst lieber mit der unvollkommensten Interpretation vorlieb nehmen, welche trotz allen Mängeln stets noch vermag, die Intentionen des Meisters vor dem Geiste vorüberzuführen, als daß er sich gänzlich enthielte. Wir haben ja alle die großen Opern schon unendlich vollendeter gehört, aber ich kenne einen Pariser, der auf Reisen selbst das kleinste Theater besucht und auf verwunderte Einwendungen gelassen antwortet: „ich bin heute nicht in Paris“. Wir alle nun sind diesen Winter nicht in Paris, nicht in Berlin, sondern in Basel.

Das Theater bietet uns ferner zugleich die Operette; über diese ist viel Übles gesagt worden, und ich wüßte nicht eben so viel Gutes zu erwidern; das Neue, was Deutschland seit einigen

Jahren hierin hervorgebracht, dürfte wahrscheinlich zu den albernsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes gehören; und von den meisten modernen Lustspielen möchte dasselbe gelten. Aber es müßte doch mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn von Shakespeare und Schiller über Beethoven, Mozart und Rossini bis hinunter zu Millöcker, Strauß, Moser und l'Arronge nicht jeder das Seinige finden sollte. — Vorurteile freilich und Bühne gehen nicht gut zusammen; hingegen paßt zu unsern beschränkten theatralischen Mitteln und Verhältnissen vortrefflich die Anspruchslosigkeit und die Nachsicht.

C. S.

Vom Büchertisch

(6. Mai 1886)

Moderne Versuche eines Religionsersatzes

von Dr. H. Druskovitz-Heidelberg. Verlag Weiß.

Ein strenger Titel, dem auch die Behandlung entspricht. Die kräftige und klare Sprache des Eingangs erweckt in uns sogleich das Vertrauen, daß wir es mit einem geschulten Denkvermögen, einem geübten Stil und einem bestimmten Charakter zu tun haben. Daß wir zu bemerken glauben, die granitene Sprache sei das bewußte Ziel des Verfassers, demzuliebe er das Zeitwort „ist" weg läßt, und gewisse selbstgezimmerte Begriffe wie „die besten modernen Nationen" mit berechneter Nachlässigkeit wiederholt, das erhöht das Gefühl der Sicherheit. Denn wenn schon solche Eigentümlichkeiten vielleicht einige Bazillen der Maniriertheit enthalten, so sind in der Richtung der Prägnanz nur starke Naturen maniriert. Um mich eines Rezeptes zu bedienen, das Otto von Leixner dem Kritiker an die Hand gibt, nenne ich H. Druskovitz den Konrad Ferdinand Meyer des Essay.

Wir haben uns gerne am Eingange aufgehalten, weil wir es hier mit dem Verfasser selber zu tun bekommen, dessen Urteile wir als überlegte und in Kunstsachen als hervorragende bei früheren Gelegenheiten mehrfach haben schätzen gelernt. So wie aber der eigentliche Stoff des Werkes in den Vordergrund tritt, erleben wir bei Dr. Druskovitz meist eine Enttäuschung. Nehmen wir „Shelley" aus, so erhalten wir, wenn sich Druskovitz selber hinter die Kulissen begibt, um das Thema der Abhandlung hervorzuschieben, immer den Eindruck, als ob eine hübsche, liebenswürdige und gescheite Dame, mit welcher wir uns gerne unterhielten, plötzlich hinter einem uninteressanten dicken Onkel verschwände. Was sind das für antiquierte Kuriositäten, an welche der Verfasser seinen Scharfsinn zu verschwenden liebt! Neulich waren es drei weibliche Merkwürdigkeiten aus England, bei deren Anblick man Buße tun möchte; jetzt wird unter den Halbphilosophen kraft eines an sich höchst interessanten Leitmotivs ein nichts weniger als interessantes theologisches Fortschrittskränzchen aus allen möglichen Ländern zusammengewunden. Freilich treten die betreffenden Männer unter obligatem Protest des Verfassers auf, es soll uns keineswegs mit ihnen bange gemacht werden, allein dieselben erweisen sich, mit einer einzigen Ausnahme, von der wir sprechen werden, so trostlos und hohl, daß keine Fürsprache noch Entschuldigung des Verfassers sie uns erträglich machen kann.

Da marschiert zuerst der französische Soziosoph Comte auf, den der Verfasser ausführlich mit ägyptischer Feierlichkeit behandelt. Auf die Gefahr hin, in den Augen des Dr. Druskovitz für frivol zu gelten, möchte ich den ganzen Comte eine ungeheure Blase nennen, bei der es sich nicht einmal der Mühe lohnt, hineinzustechen. Ein Mensch, der in der schönen, Geist und Leben sprühenden französischen Sprache über „Synthèse subjective" schreiben kann, hat sich allein schon mit diesem Titel gerichtet. — Im Schatten Comtes gleitet dann rasch Stuart Mill vorüber; hierauf kommt Feuerbach an die Reihe, dieses scharfe Messer, welches zu denken glaubte, indem es logische Schnitte ausübte. Wir gebrauchen das Wort „antiquiert"; wenn Feuerbach nicht antiquiert ist, wer ist es dann? — Nun gelangen wir

aber zur Oase, zu Nietzsche. Hier ist der Verfasser in seinem Elemente und der Leser in seinem Vergnügen. Wo es sich um Gebilde handelt, in denen Poesie und Gedanke aus zwei getrennten Arterien zu einer einheitlichen Blume gedeiht, da zeigt Druskovitz eine Kongenialität, folglich ein Verständnis, wie kein anderer Kritiker; dem Leser hinwiederum wird wohl, wenn er von den Weltendiftlern, Gesellschaftsköchen und Logologen zu einem eigentlichen Denker gerät, das heißt zu einem Menschen, der die lebendige Naturkraft in Worten ausdrückt. Und wie das wahre Leben überall sprudelt und springt, blüht und singt, so strahlt auch aus den Worten Nietzsches eine Farbigkeit, die ihn von der traurigen Gesellschaft, in welche er da versetzt wird, aufs vorteilhafteste unterscheidet. Und das müßte dem Verfasser zum Winke dienen, daß seine Forderung, ein Denker solle ernst sein, einer Korrektur bedarf. Der Ernst der philosophischen Abstraktion, denn diesen meint Druskovitz, ist nichts weiter als die Emanation des Doktorins; er gerät immer hohl, niemals wichtig; dagegen wird, unabhängig von dem behandelten Gegenstand, eine echte Originalität stets fröhlich erscheinen. Luther schrieb über die ewige Verdammnis, aber schrieb, daß es eine Freude ist. — Ich habe bisher nicht gewußt, daß ich für Nietzsche eingenommen bin; allein in der Wüste lernt man den Wert des lebendigen Wassers kennen. Eine Wüste aber ist z. B. Julius Düboc, der Nietzsche in dem Buche ablöst. Etwas Traurigeres als diesen Optimismus habe ich noch nie gelesen, der Pessimismus Hartmanns ist im Vergleich dazu die reinste Lebensluft. Warum? weil Hartmann ein Denker, dagegen Düboc ein ganz unausstehlicher Breitschwätzer ist; kaum daß man aus seinem Werke ein paar kräftige Menschengedanken herauspressen könnte. Das schlimmste bleibt dabei, daß man nach den Beispielen, die man kennt, die Lust verliert, die Bekanntschaft der übrigen Klienten des Verfassers zu schließen. Es wird da viel Schönes und Empfehlendes über Dühring und vor allem über Salter gesagt; aber da wir zugleich vernehmen, daß diese Herren Geistesverwandte der Comte und Düboc seien, so gehen wir gerne ihrer Bekanntschaft möglichst weit aus dem Wege.

Ich fürchte sehr, was ich hiemit geschrieben, möchte eine bloße „synthèse subjective" bleiben; immerhin; an Stimmen, welche über die Schrift des Verfassers viel Gekrümmtes reden, um nichts Gerades sagen zu müssen, wird es nicht fehlen. Zum Schlusse die Ermahnung, Dr. Druskovitz möge den Begriff des „Interessanten" revidieren. Interessant sind nicht pathologische Mittelmäßigkeiten, selbst nicht Geistesströmungen, sondern originale Menschen, wie Nietzsche oder Shelley.

Und darum ist auch Dr. Druskovitz interessanter, als die meisten seiner Klienten, weshalb wir wünschten, einmal möglichst viel von seinen eigenen Gedanken zu erhalten.

(Ohne Unterschrift)

Thurgauer Zeitung

Aus politischen Tagesberichten

(März/April/Mai 1887)

Zuvor einige erläuternde Angaben unsererseits. Wie zu erwarten, drehen sich diese Berichte um die Hauptprobleme der europäischen Politik. Und zwar sind es vor allem drei Stoffkreise — sie überkreuzen sich natürlich zum Teil —, aus denen unser Dichter-Politiker seine Themen gestaltet. Sie heißen: Rußland, auf Grund eigener Erlebnisse und Einblicke intern besehen — Deutschland und Rußland, auf Grund der Auflösung des Drei-Kaiser-Bundes am 10. April 1887 als allgemeines Problem der Welthistorie dargestellt — Deutschland und Frankreich endlich, auf Grund des sogenannten „Schnäbele-Handels" als spezielles Problem der europäischen Politik betrachtet.

Die Themen des ersten (intern-russischen) Stoffkreises lauten: Zum Verständnis des Panslavismus —

Das Regiment der Panslavisten — Wer sind die Nihilisten? — Diese Aufsätze möchten wir hier beiseitelassen, da ihr sehr spezieller Inhalt wohl mehr einen Russophilen als allgemein interessieren dürfte, um dafür Raum zu gewinnen für einige Proben aus der zweiten und dritten Gruppe.

Wie tief Spitteler in das Diplomaten-Gespinst der europäischen Kabinettspolitik zu blicken vermochte, erweisen schon die folgenden paar Sätze aus dem Tagesbericht vom 30. März, worin — allerdings auf Grund von Meldungen gewisser deutschfeindlicher Blätter wie des Brüsseler «Nord» — die unmittelbar bevorstehende Auflösung der Tripelallianz signalisiert wird: „Die Presse“, schreibt er, „wird schließlich trotz allen Sträubens nicht umhin können, die Tatsache, welche diesen Winter dem offiziellen Deutschland unsanft in die Augen gesprungen ist, ihrerseits zu sehen, die Tatsache nämlich, daß Rußland endgültig aus der Umarmung der beiden andern Kaisermächte ausgeschieden ist, um über ihre Köpfe hinweg mit Frankreich Liebeszeichen zu tauschen. Wir wagen den etwas kühnen Ausdruck «endgültig», weil der russische Nationalgeist, nachdem er sich stark genug erwiesen, den Zaren von Deutschland loszuwinden, demselben keine Rückkehr erlauben wird. Ein Widerstand seinerseits wäre bei der elementaren Gewalt des russischen Nationalwillens ebenso aussichtslos als gefährlich. Die Nihilisten können bloß töten, aber der Panslavismus versteht zu imponieren, d. h. zu herrschen. — Würde er unter Umständen auch verstehen zu entthronen? Wer den Fanatismus und die phänomenale Einhelligkeit der russischen Nation in Sachen der auswärtigen, d. h. deutschfeindlichen Politik kennt, ist geneigt, die Frage zu bejahen.“

Klug und überlegt ist vor allem, wie Spitteler in seinen Berichten (so z. B. dem vom 2. April) mit der bisherigen deutschen, dieser in so unseliger Weise auf Rußland damals eingeschworenen Politik abrechnet, die notwendig zum Verhängnis führen mußte: Aber „es gibt eben keinen schlimmeren Blinden, als einen, der nicht sehen will“, ruft er voller Ironie aus. — Als es dann wirklich so kam, wie er seit langem schon voraus-

geschehen, fühlte er sich anläßlich dieses „wichtigsten Ereignisses, das sich seit fünfzehn Jahren zugetragen“, nämlich der „Abschwenkung Rußlands zu Frankreich“, zu folgenden bedeutsamen Ausführungen (vom 13. April) berechtigt:

„So ist es also geschehen. Die turmhohe Freundschaft, der zuliebe Deutschland vor nichts zurückschreckte, selbst nicht vor Handlangerdiensten, sie ist zerschmettert, und dieselbe Waffe, mit welcher man seit 15 Jahren Frankreich höhnisch gedroht, sie zielt nun gegen den Höhnenden selbst. Welch eine ungeheure Verschiebung der Machtverhältnisse dadurch entstanden ist, liegt klar vor Augen. Aber neben der politischen Bedeutung enthält das Ereignis noch einen psychologischen und moralischen Lehrwert höchsten Grades, den erhabenen Lehrwert der Geschichte.... Weil Deutschland die schlimmsten Taten seines Alliierten beschönigte, unterstützte und verteidigte, weil es ihm die Ostseeprovinzen preisgab, weil es die Türkei, später Bulgarien ihm zum Opfer hinwarf, weil es zu jedem Russendienst bereit war, deshalb erfährt es jetzt den grimmigen Haß der Russen.

Wer aber hatte nun Recht, wer war der größere Politiker, das deutsche Volk in seiner männlichen Aufwallung oder der kluge Kanzler, der alles zu berechnen weiß, nur nicht die moralischen Völker-Faktoren, die er nicht kennt? Was hat ihm Franzensbad, das in der Geschichte eine weit schimpflichere Station bedeuten wird, als Canossa, was hat ihm der Verrat am Fürsten Alexander [1]) und die Preisgebung des andern Alliierten, Österreichs, was die unerhörte Beschönigung des russischen Banditenstückchens in Bulgarien gefruchtet? «Bismark liegt zu unsern Füßen», sprach Jomini [2]) in diesen Tagen; er hat jedenfalls eifrig die Schmutzflecken an den Kosakenstiefeln gefegt. — Wie ein Mann empörte sich Deutschland bei dem allen europäischen Sitten hohnsprechenden Vorgehen Rußlands, wie eine Dogge fuhr der Kanzler gegen den deutschen Reichstag, welcher nicht so viel Patriotismus besitze, um schwarze Taten weiß zu nennen,

---

[1]) Alexander von Battenberg, Fürst von Bulgarien 1879—86.

[2]) Jomini, ein russischer Politiker von Einfluß.

damit die Empfindlichkeit des unentbehrlichen Alliierten geschont werde. Die Dogge klirrte mit der russischen Kette. Was hat es genützt? und was hätte es geschadet, wenn die berechtigte und hochachtbare Entrüstung des deutschen Volkes einen mutigen Ausdruck auch in den höchsten Kreisen Deutschlands fand, wie das in England bei der männlichen Königin der Fall war? Auf die eine und die andere Weise erfuhr man den russischen Haß. Aber Deutschland stände würdiger da, wenn es diesem Haß im Oktober getrotzt hätte, als jetzt, da es freiwillig und vergeblich die bulgarische Schmach auf sich genommen, um sich die Liebe Rußlands zu erkaufen. Die «Kölner Zeitung» gratuliert Deutschland zu seiner Befreiung von der russischen Allianz. Wir würden ihm ebenfalls gratulieren, wäre nicht die Befreiung durch einen Fußtritt geschehen und hätte nicht der Fußtritt Deutschland in die Stellung eines Knieenden getroffen. — Ehre aber der deutschen Opposition, welche in ihrem einfachen Rechts- und Anstandsgefühl begriffen hat, daß eine Reichsgefahr niemals durch moralische Erniedrigung darf abgewendet werden, daß die Erkaufung eines Bündnisses durch Sündenlohn immer einen Verlust bedeutet und daß zur nationalen Selbständigkeit auch ein nationales Ehrgefühl gehört. Wäre die mutige Stimme des deutschen Reichstages letzten Herbst gehört worden, Deutschland stände zwar in demselben Verhältnis zu Rußland, aber es trüge nicht vor der Geschichte die Mitverantwortung an den Heldentaten der Grujeff, Kaulbars und Hitrowo[3])."

---

[3]) Von Rußland bezahlte Spitzel und Aufwiegler in Bulgarien zur Zeit der Regierung des Fürsten Alexander.

Basler Nachrichten

Aus politischen Tagesberichten

(Sommer 1888)

In gewisser Beziehung knüpfen Spittelers außenpolitische Leitartikel für die Basler Nachrichten dort an, wo diejenigen der Thurgauer Zeitung aufhören. Wiederum stehen im Mittelpunkt der Betrachtungen die deutsch-russischen Beziehungen, die Spitteler in gewohnter, das heißt: schärfster Weise unter die Lupe zu nehmen sich berechtigt fühlte; denn abermals schien es ihm, als würde sich im Sommer 1888 die deutsche Politik von der russischen Diplomatie ins Schlepptau nehmen lassen. War doch der junge Kaiser Wilhelm II., kaum daß er am 15. Juni den väterlichen Thron bestiegen, nur wenige Wochen später auf seiner Yacht nach Petersburg gefahren, um mit Alexander III. in einer vertraulichen Zusammenkunft die politischen Probleme zu bereinigen und es darüber hinaus womöglich zu einer erneuten Freundschaft kommen zu lassen.

Mit der ihm eigenen psychologischen Einfühlung erkannte Spitteler, der natürlich nichts von der am 18. Juni 1887 abgeschlossenen geheimen „Rückversicherung" wissen konnte, daß trotz der vielen „Friedenspsalmen" in der deutschen Presse „das einzige praktische Resultat des Besuches des Kaisers sein wird, die gegenwärtige Lage zu verlängern, bei welcher Österreich Rußland und Deutschland Frankreich scharf beobachtet und alle vier Mächte rüsten, während keine den ersten Schlag tut. Österreich wird nimmermehr Rußland freie Hand auf der Balkanhalbinsel gestatten und Deutschland niemals Rußland erlauben, Österreich zu vernichten ..." [1]).

Dieser realpolitisch-skeptischen Haltung, die den Gedanken einer gegenseitigen, lauernd-belauerten Rückversicherung sanft an-

---

[1]) Tagesbericht vom 19. Juli.

zutönen scheint, deren mögliches Versagen mehr Wahrscheinlichkeit besitze, als deren Bewährungskraft, entspringt auch die folgende, auf der eigenen Kenntnis Rußlands fußende Bemerkung: „Die Möglichkeit, daß der Annäherungsversuch im Falle des Scheiterns nur zu erbitterter Feindseligkeit führe, liegt nach allen bisherigen Erfahrungen der russischen Psychologie keineswegs fern."

Was Spitteler sodann namentlich über die Stimmung des russischen Volkes auszusagen hat, trifft nach alledem, was wir sonst schon über seine tiefe Kenntnis der slavischen Volkspsyche vernommen haben, wieder mitten ins Schwarze. Sobald er nämlich auf die öffentliche Meinung, diese „höchste Gewalt in Rußland", zu sprechen kommt, um auf Grund ihres jeweiligen Aggregatzustandes die Diagnose zu stellen, funktioniert sein politisches Thermometer mit einer Präzision, die unerreicht ist; ja, hier scheint sein publizistisches Instrument, die Feder, geradezu auf absolute Genauigkeit geeicht zu sein.

„Man wird", bemerkt er mit der Ironie des Wissenden, „den nationalen Zeitungen während der Festlichkeit den Maulkorb umbinden, damit sie die Stimmung nicht stören; später, wenn die Gäste sich verabschiedet haben, wird man sie wieder loslassen." Da man überdies am Hofe alle führenden panslavistischen, also deutschfeindlichen Persönlichkeiten auf ihrem Posten belassen habe, so sei es wirklich eine magere Kompensation, „daß man Herrn von Giers, der im letzten Jahr bedenklich in Vergessenheit gefallen war, für den Anlaß hervorholte und abstäubte...." Wenn dieses köstliche Bild in seinem sprechenden Sarkasmus nicht für Spittelers Feder zeugt! Denn schlagender als mit dieser im Grunde so ernst gemeinten wie ulkig klingenden, weil dem Gedanken an eine harmlose Nippsache rufenden Metapher konnte jedenfalls kaum mehr die ganze hilflose Einfluß- und Bedeutungslosigkeit eines deutschfreundlichen Ministers im damaligen Rußland gekennzeichnet werden!

Mit welcher Hellhörigkeit Spitteler übrigens in den versteckt-perfiden Stil der offiziellen wie der offiziösen Presse hineinzuhorchen gelernt hat, beweisen seine nüchtern-ironischen Glos-

sen zu den Äußerungen zweier damals maßgebenden Zeitungen. Ohne weiteres durchschaut er die raffiniert höflichen Unverbindlichkeiten des sowohl französisch orientierten wie redigierten « Jounal de St-Pétersbourg », des — wie er auch einmal in der Grenzpost angetönt hat — „am feinsten geschriebenen offiziellen Blattes von ganz Europa“! Er zitiert, indem er zugleich kommentiert: „« Eine neue Bestätigung der Politik des Friedens », das will sagen: Es bleibt alles beim Alten. « Der Schritt ist von höchster Bedeutung als ein Unterpfand des Friedens und der Beruhigung », das heißt auf deutsch: Der Schritt hat nicht die mindeste Bedeutung. Wenn deutsche Zeitungen solche ironischen Höflichkeiten als Zuvorkommenheit begrüßen, so sind sie nicht anspruchsvoll. — Deutlicher noch spricht sich das andere offizielle Journal Rußlands, der Brüsseler « Nord », aus. Der « Nord » entwickelt nämlich, die Begegnung werde « Nur Gutes, Besseres sogar als das Dreikaiserbündnis zur Folge haben. » (Lies: Von einer Wiederherstellung des alten Bündnisses kann keine Rede mehr sein.) U. s. w.“

Dagegen haben die deutschen Blätter, wie Spitteler meint, eine eher naive Haltung eingenommen und ihre nahezu restlose Freude über die Kaiserzusammenkunft allzu offen zum Ausdruck gebracht, wenn auch die intelligenteren unter ihnen durch journalistisch geschickte Präventivmaßnahmen zum vornherein sich gegen ein eventuelles Fiasko einzudecken verstanden hätten. Spitteler erkennt richtig, daß die deutsche Presse in ihrer biederen, zum Teil sogar plumpen Naivität ihren Feinden nicht gewachsen war. Es will daher viel heißen, wenn eine deutsch empfindende Persönlichkeit wie er gelernt hat, die Machinationen der franko-russischen Preß-Allianz zu durchschauen und mit deren „aalglattem gleißendem Diplomaten-Französisch“, daraus nur wenige „die wahre Meinung, das heißt so ziemlich das Gegenteil des scheinbar Gesagten herauszusubtrahieren“, verstanden, selber allmählich vertraut zu werden, — vertraut natürlich nicht im Sinne der persönlichen Aneignung, sondern des objektiven Wissens darum.

So überrascht es denn kaum, wenn er in einem weiteren

Artikel[2]) die delikate Frage, warum Fürst Bismarck sich nicht ebenfalls nach Peterhof, der schönen Residenz des Zaren[3]), begeben habe, nicht so sehr aus rein politischen Erwägungen heraus, etwa der naheliegenden Vermutung, Wilhelm wolle sich des unbequemen Kanzlers entledigen, erklärt wissen möchte, sondern — damit den feinen Psychologen wieder verratend — mit dem Verhalten der Deutschland feindlichen Presse in Zusammenhang bringt. Wohl tönt er an, „daß Kaiser Wilhelm nötigenfalls « sein eigener Reichskanzler » zu sein versteht und daß Graf Herbert vollständig flügge geworden ist“, aber den Beweggrund, den er als den wesentlichen betrachtet, erblickt er doch „in der Notwendigkeit der Überwachung der deutschfeindlichen Elemente Europas“, „und zwar nicht allein der offiziellen“! Was natürlich als versteckte Anspielung auf die Presse aufzufassen ist.

Spitteler wartet hier abermals mit einem treffenden Vergleich aus seiner drastischen Bildersprache auf. Er sagt: „Gleich wie eine verbündete Batterie, auf erhöhtem Hintergrunde stehend, das Feld bestreicht und jeden Überfall, jeden Seitenangriff abzuhalten bemüht ist, während die Hauptaktion in der Ferne vor ihren Augen sich abwickelt, so wird in diesen Tagen von Berlin aus alles aufs Korn genommen, was sich irgend wider die Kaiserzusammenkunft regt. Die « Nordd. Allg. Ztg. » arbeitete in der letzten Woche überaus fleißig, bald nach Westen, bald nach Osten richtete sie ihre Geschütze, mitunter angriffsweise im Vorfahren abprotzend, häufiger jedoch gegen maskierte Batterien eines Gegners zielend. Und wie das einmal ihre Art ist, so verschmähte es die « Nordd. Allg. “ auch nicht, gelegentlich gegen Spatzen zu schießen; die « Mosk. Ztg. » und die « Nowaje Wremja » hatten sich die Ehre der Beachtung zu rühmen, ja, sie erhielten sogar doppelte Ladung.“

---

[2]) Tagesbericht vom 24. Juli.

[3]) Im Tagesbericht vom 22. Juli gibt Spitteler eine lebendige, weil auf eigener Anschauung beruhende Schilderung der „Szenerie, wo der deutsche Kaiser mit dem Zaren“ damals zusammenwohnte.

Hören wir zum Schluß noch, wie Spitteler das Endergebnis der Peterhofer Zusammenkunft zu glossieren versteht[4]). Daß zum vornherein nichts zu erwarten war, hat der in den rebus politicis so realistisch und nüchtern urteilende Dichter und Menschenkenner natürlich vorausgesehen. „Man hat wahrscheinlich unterhandelt, aber nichts abgeschlossen", dieser knappen, doch alles besagenden Feststellung einer französischen Zeitung[5]) schließt auch er sich an. Die Begründung freilich, die er als den Kommentar dazu bietet, ist nicht aus dem Französischen entlehnt; in ihrer gespickten und vollsaftigen Ironie ist sie echtester, mit Basler-Witz gesättigter Spitteler.

Sein besonderes Kopfschütteln erregte es, daß man in Deutschland anscheinend noch immer nicht einsehen mochte, welche notwendig unaufhaltsame Schicksalsfügung im Auseinanderbrechen der deutsch-russischen Allianz beschlossen lag.

Es scheine so, schreibt er, indem er auf die hoffnungslos optimistisch gestimmten Kommentare der deutschen Organe anspielt, als ob „man sich das Wort gegeben" habe, „die ungeheure Wandlung, welche sich seit nahezu zwei Jahren in der russischen Politik vollzogen, auf die Nerven des Zaren zurückzuführen, als ob es sich um einen allerhöchsten hysterischen Anfall gehandelt hätte, den man nur mit Güte und Freundschaft zu heilen brauche, damit alles Geschehene ungeschehen werde und alles Zukünftige sich weiter im schönsten Dreikaisergeleise bewege. « Verstimmung », das ist die Brille, welche man gegenwärtig einander herumreicht, damit Rußland, das man kürzlich noch so eifrig angeschwärzt, plötzlich rosenfarben aussehe."

„Wenn man von der Besserung reden will", fährt Spitteler in seiner Analyse fort, „welche sich in dem Verhältnis zwischen Rußland und Deutschland durch die Kaiserzusammenkunft in Peterhof ereignen könnte, muß man vor allem die bisherige Verschlimmerung, ihren Charakter und ihre Ursachen genau ins Auge fassen. Tun wir aber das, so können wir unmöglich die

---

[4]) Tagesbericht vom 2. August.

[5]) Die « Débats ». Spitteler zitiert diese im Tagesbericht vom 28. Juli.

Abwendung Rußlands vom Dreikaiserbündnis in das Gebiet der Psychiatrie oder in das Fach orléanistischer Bösewichtsintrigen verweisen; wir müssen uns bekennen, daß die Handlungsweise Rußlands während der letzten zwei Jahre Überzeugung und System offenbarte, daß sie aus der Erkenntnissphäre und nicht aus einem vermeintlich pathologischen Zustande des Zaren stammte. Ja, wenn wir die kurzen, aber ungemein vielsagenden und deutlichen Aussprüche der maßgebenden russischen Politiker und offiziellen Organe sammeln und nebeneinander halten, so ergibt sich ein bewußtes, fertiges, in sich übereinstimmendes Regierungsprogramm, dessen Bestimmungen dem ganzen früheren Verhalten Rußlands entgegenlaufen, aber den genauen Text zu jeder seiner neuesten Handlungen liefern. Dieses klare und einfache Programm, dessen erste äußere Symptome die plötzliche Enthaltsamkeit hinsichtlich Bulgariens und die Abschwenkung zu Frankreich bildeten, lag längst in den Mappen der russischen Staatsmänner und Volksführer; als Neues kam im Spätherbst 1886 bloß die vorausgesehene und erwartete Billigung des Zaren hinzu. Bei dieser Billigung mag eine Verstimmung, ein Unmut, eine Erkältung oder wie man es nennen will, über den kläglichen Mißerfolg der Kaulbarsiade[6]) mitgewirkt haben; das ist jedoch vollständig Nebensache. Hauptsache bleibt, daß der Zar damals das Gefühl hatte, als fielen ihm Schuppen von den Augen und daß er sich seither hartnäckig weigert, die Schuppen wieder aufzulesen. Da ferner alle Dinge einen schönklingenden Namen haben wollen, so taufte man die veränderte Politik: die «Aktionsfreiheit Rußlands»." U. s. w.

Soweit Spitteler. Dies übrigens einer der bemerkenswertesten und überlegensten Aufsätze, die er zur deutsch-russischen Frage überhaupt nur geschrieben hat. Die Suveränität, mit der er die politischen Probleme anfaßt und sie entwirrt, kam natürlich nicht von ungefähr; sie ist das in vielen Jahren auf Grund eigener Erfahrung und Beobachtung erworbene Resultat alles dessen, was er je und je vorausgesehen, und zwar nicht nur poli-

[6]) Kaulbars war einer der von Rußland bezahlten Agenten und Wühler gegen Alexander von Battenberg (sog. „Bulgarische Krise" von 1885).

tisch durchschaut, sondern vor allem auch, infolge seiner meisterhaften Menschenkenntnis, psychologisch erkannt hatte. Mochte er auch in Einzelheiten sich irren — es wird Aufgabe einer späteren Studie sein, Spittelers politische Einsichten in Verbindung mit seinem Weltbild eingehender zu erläutern —, soviel wenigstens kann jetzt schon ohne Übertreibung behauptet werden: Spitteler, der kein Politiker vom Fach, sondern ein Dichter war, ersah im Geiste das bereits sich gewitterhaft abzeichnen, was Deutschland dereinst vonseiten Rußlands und Frankreichs drohte, während die deutschen Politiker dagegen, so namentlich die Bismarck-Epigonen, obschon von Berufs wegen zur Erkenntnis verpflichtet, zumeist an der wahren Sachlage, wie mit Blindheit geschlagen, konsequent leider vorbeigesehen haben.

Neue Zürcher Zeitung

Literaturbericht:

Literarische Gastfreundschaft

(13. und 14. Februar 1890)

Literaturberichte einer deutschschweizerischen Zeitung beginnen gegenwärtig wohl am natürlichsten und billigsten mit der Hervorhebung einer erfreulichen und nach beiden Seiten hin ehrenvollen Tatsache, nämlich des außerordentlichen Einvernehmens, das seit einem Jahrzehnt auf literarischem Gebiet zwischen Deutschland und der Schweiz waltet. Denjenigen Verdienstteil nun an dem intimen Verhältnis, welcher uns zukommt, wollen nicht wir abschätzen und bespiegeln, uns ziemt die Anerkennung dessen, was uns von der Gegenseite geboten wird; und da zwar wohl jedermann von der jenseitigen Zuvorkommenheit eine ungefähre Vorstellung, nicht aber ein deutliches Bild hat,

so hoffe ich mich weder einer Trivialität, noch einer Unbescheidenheit schuldig zu machen, wenn ich hiemit meine diesbezüglichen Beobachtungen aus meiner Schriftstellererfahrung mitteile.

Um vor allem den Wert jenes Entgegenkommens zu würdigen, muß man sich die Unentbehrlichkeit desselben für unsere heimische Produktion vergegenwärtigen. Wäre drüben die Disposition anders — sie könnte anders sein, ohne im mindesten einen feindseligen Charakter zu tragen — so würde unserem Schriftstellertum der Boden unter den Füßen weggezogen, weit gründlicher als das mit der französischen Schweiz der Fall wäre, wenn Frankreich sich ihr verschlösse. Wir würden wie vor dreißig Jahren auf kantonale Literatur angewiesen sein, die zwar gewiß wie vor dreißig Jahren Meisterwerke hervorzubringen vermöchte, die jedoch der hinlänglichen Anerkennung und der materiellen Existenzbedingungen ermangelte. Beides ist aber zum Gedeihen einer stetigen Literatur nötiger, als man gewöhnlich annimmt, die Anerkennung deshalb, weil sie der Verstimmung, Verbitterung, Verhärtung, Vereinsamung und ähnlichen ungünstigen Gemütszuständen am wirksamsten vorbeugt, die materiellen Existenzbedingungen, weil sie dem Schriftsteller das gewähren, was jeder andere Beruf als erste selbstverständliche Voraussetzung annimmt, nämlich die Möglichkeit, dasjenige und allein dasjenige zu arbeiten, was in den Beruf einschlägt. Wollte einer einwenden, ein gewisses Maß von Opfern und Entsagungen wäre dem Dichter ersprießlich, so lautet die einfache Antwort, daß das gegenwärtige Maß genügt. Soviel über den Wert des freundnachbarlichen Entgegenkommens; ermessen wir nunmehr sein Verdienst.

Das Verdienst besteht zunächst in seiner Freiwilligkeit. Kunstwerke besitzen, falls sie nicht in anspruchsvolle Theorien eingewickelt, mit revolutionären Waffen gespickt und von fanatischen Banden durchs Land getragen werden, keine unwiderstehliche Nötigung gegenüber den Zeitgenossen; sie liegen still und bescheiden da; man kann sie da liegen lassen und unter dem Schutt der Alltagsproduktion begraben, bis eine spätere Generation sie aufdeckt. Das ist vorgekommen und wird wieder vorkommen. Der schweizerischen Literatur der Gegenwart liegt nun

aber nichts so fern, als das theoretische Geräusch; gerade hierdurch unterscheidet sie sich im modernen Geistesleben von jeder andern; nicht zu ihrem Nachteil, da sie hiemit den Charakter der Vornehmheit gewinnt. Sie unterscheidet sich durch das nämliche Merkmal zugleich von der heimischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, deren Hauptbedeutung in den reformatorischen Ideen lag, die sie nach Deutschland hineinwarf. Es war schlechterdings unmöglich, die Schweizer Poeten des vorigen Jahrhunderts zu übersehen, denn sie griffen kriegerisch ein, man spürte ihre Hiebe und es galt sich derselben zu erwehren; irgendwie mußte man sich mit ihnen auseinandersetzen. Das ist jetzt ganz anders. Wir behaupten nicht, neue ästhetische Prinzipien zu besitzen, wir führen keine streitlustigen Scharen in den Kampf, wir halten uns vielmehr von den deutschen literarischen Parteikriegen grundsätzlich fern, ja, wir bekunden sogar einen deutlichen Widerwillen gegen die modischen Trommeln und Trompeten, aus welchem Lager dieselben auch ertönen mögen. Wie gesagt, ich bin überzeugt, daß uns das innerlich von Nutzen sein wird; nach außen jedoch setzt es uns in Nachteil, da wir unter Umständen nicht gewaltsam zu imponieren vermögen; dem Einzelnen mag sogar bei dieser Gelegenheit sein bißchen Leben gründlich verpfuscht werden. — Noch mehr. Wir stellen uns vor den Nachbar nicht als eine verbündete Gruppe hin. Wenn man vor hundert Jahren an einem Schweizer Poeten zog, so kamen die übrigen von selbst mit; man konnte zwar unter ihnen auswählen und auslesen, aber man war gezwungen, auch die übrigen anzusehen und zu prüfen. Die Zeiten haben sich seitdem geändert. Der moderne Schriftsteller ist nicht expansiv; ihm fehlt sowohl das Zusammengehörigkeitsgefühl als das Bedürfnis des Anschlusses; wir sind männlicher, fester, persönlicher, aber auch egoistischer geworden. Statt der schwärmerischen, gefühlsweichen und freundschaftsdurstigen Elitenbündnisse des 18. Jahrhunderts treffen wir heutzutage außerhalb der Koterieen, die Gott sei Dank in unserm Vaterlande keinen Boden finden, die Vereinzelung. Dieselbe bedeutet an sich keine Trennung. Nach wie vor begründet ebenbürtiges Verdienst Verwandtschaft, und Wert neben Wert zeugt gegenseitige Achtung. Auch

darf in der Tat das Verhältnis, das zwischen unsern heimischen Schriftstellern unter sich herrscht, geradezu ein musterhaftes heißen. Allein dieser Text, da ihm die deutlichen Bindestriche fehlen, kann von einem Fremden falsch gelesen werden. Und er wird falsch gelesen. Da wird die Vereinzelung als Einzigartigkeit und die Abgeschlossenheit als Ausnahme ausgelegt. Und das schafft uns im Leben Hindernisse, welche unter andern Umständen unüberwindlich sein würden. Einzig auf seine eigene Kraft, auf sein Glück und seine Geduld angewiesen, muß sich jeder besonders Bahn brechen; begegnete ihm nun in Deutschland statt der vorhandenen Bereitwilligkeit kühle Gleichgültigkeit, erhielte der Neuling dort zur Antwort: „Wir haben der Unsrigen genug, bleiben Sie, wo Sie hingehören", so wäre er verloren.

Das Entgegenkommen ist ferner ein beständiges, oder mit einem anderen, schöneren und richtigeren Wort: ein treues. Politische Verstimmungen, wie sie in neuester Zeit obwalteten, haben dasselbe sogar während der bedenklichsten Periode nicht erschüttert. Die schweizerische Abkunft hat noch niemals einem Verfasser in Deutschland zum Schaden gereicht. Die Gastfreundschaft, die wir dort genießen, ist überhaupt weitherzig und großherzig. Von Eifersüchteleien oder Empfindlichkeit, wenn die Kritik einzelne Schweizer Dichter den heimischen voranstellte, ist keine Spur bemerkt worden und daß drüben die bedeutendsten Schriftsteller selbst in neidloser Bewunderung der Unsrigen mit dem Beispiel vorangegangen sind, ist zwar bekannt, darf jedoch zu ihrer Ehre öfters wiederholt werden. Vielleicht machen wirs uns angesichts der bewährten Weitherzigkeit ein bißchen allzu bequem. Zwar sind wir reichlich entschuldigt, indem wir von den literarischen Zänkereien unserer Nachbarn keine Notiz nehmen, ja ich vermute sogar, daß man uns für diese Neutralität Dank weiß. Wenn wir dagegen ihre eigenen Erzeugnisse so gut wie gänzlich ignorieren, wenn wir ihre besten Bücher nicht lesen, ihre tüchtigsten Theaterstücke nicht sehen und ihre liebsten literarischen Namen nicht aussprechen mögen, so ist das vielleicht schon der Zufriedenheit zu viel. Für den Handel mag es einen Triumph bedeuten, wenn ein Land mehr exportiert als importiert, auf geistigem Gebiet jedoch könnte einige Gegenseitigkeit

nicht schaden. Ein Punkt jedenfalls bedarf meines Erachtens einer Remedur. Es gibt in Deutschland mehrere literarische Unternehmungen ersten Ranges, deren Herausgeber nicht bloß die Schweiz bevorzugen, sondern sogar bewußter und ausgesprochener Weise von dem Streben beseelt sind, das Verständnis für schweizerisches Wesen in Deutschland zu vermitteln. Ich könnte diese Unternehmen nennen und nur die Erwägung, daß hier in diesem Zusammenhang alles vermieden werden muß, was als eine Empfehlung einzelner ausgelegt werden könnte, hält mich davon ab, es zu tun. Wer übrigens von den illustrierten Journalen aufwärts bis zu den vornehmsten Revuen immer die hervorragendsten Organe auswählt, wird schwerlich weit fehlgreifen. Wenn nun auf der einen Seite dergleichen Begünstigungen aus freundschaftlicher Vorliebe existieren, und ich versichere, daß sie existieren, von der andern Seite dagegen jede Antwort ausbleibt, so ist wohl der Anlaß zur Verwunderung vorhanden. Alle Bibliotheken, öffentliche Lesezirkel, Café-Restaurants und Bierhallen in Ehre, hier ist ein Punkt, wo mir die Privatinitiative — man nennt es auch „Abonnement“ — nicht übel angebracht schiene.

Endlich muß noch hervorgehoben werden, daß sich das Wohlwollen uns gegenüber nicht auf einzelne Landesteile oder auf gewisse Fraktionen beschränkt, sondern sich als ein allgemeines erweist. Wahrscheinlich kostet es den Einen oder den Andern einige Überwindung, mit den übrigen Schritt zu halten; vielleicht ist auch dieser oder jener Handschuh zur prompten Umkehrung eingerichtet und jedenfalls gilt bei obwaltender Hyperästhesie mehr als je die Regel nicht zu blasen, was einen nicht brennt und nicht zu kratzen, was andere beißt. Wie dem übrigens auch sei, sicher zeigen uns gegenwärtig alle Klassen und Parteien in Deutschland die nämliche Zuvorkommenheit in literarischen Dingen. Sollte ich von diesem Satz die literarische Partei der sogenannten „Realisten“ ausnehmen müssen? Ich glaube und hoffe das Gegenteil. Übrigens ist diese Gruppe noch oder schon so zerfahren, daß man die rechte Hand nicht dafür verantwortlich machen darf, was die linke tut. Jeder dieser Herren ist ein Staat für sich und hat seine eigene auswärtige

Politik. Von den Berliner Vertretern des Realismus auf theatralischem Gebiet steht fest, daß sie zu den begeistertsten Anhängern der Zürcher Poeten gehören.

Um von der Allgemeinheit der deutschen Gastfreundschaft eine Vorstellung zu gewinnen, braucht einer bloß das Heer der deutschen Zeitschriften zu mustern; es wird eine große Ausnahme sein, wenn er in einer derselben keinem schweizerischen Mitarbeiter begegnet. An auserlesenen Orten dominiert sogar zeitweilig die schweizerische Mitarbeit. Hiebei fehlt allerdings eine Sonderbarkeit hinsichtlich der Wahl und Verwendung auf. Nämlich eine einzige deutsche Monatsschrift [1]), so viel ich weiß, bekundet Appetit nach derjenigen Arbeit, in welcher wir eine gewisse nationale Sicherheit der Hand gewonnen haben, ich meine nach der konzentrierten, Satz für Satz das Bild aufbauenden Erzählung, sämtliche übrigen begehren von uns ausschließlich entweder die gelehrte Abhandlung, oder noch dringender den mit Geist und Fröhlichkeit geschriebenen Aufsatz. So angenehm es uns nun berührt, daß wir auch in dergleichen Lieferungen Befriedigung erzielen, so erweckt doch die unerwartete Nachfrage stets von neuem unser Befremden etwa so, wie wenn Einer beim Müller Zigarren heischte oder beim Bäcker Pomade. Wir sind germanische Nußkerne, verzuckert mit französischer Kandierung. Der Deutsche nun knuspert begierig an dem welschen Überguß, läßt dagegen den deutschen Kern mit höflichem Danke liegen, falls er ihm nicht nachdrücklich in den Mund geschoben wird. Dieses Bild zeichnet die Absonderlichkeit des waltenden Verhältnisses zwischen diesseitiger Arbeit und jenseitiger Nachfrage ziemlich genau. Item, das hindert keineswegs die erfreuliche Tatsache anzuerkennen und zu verdanken, daß die bedeutendste und modernste der literarischen Mächte, diejenige, welche sämtliche übrigen zusammengenommen an Einfluß überwiegt, ich meine die Zeitschrift, uns offene Pforten, gastlichen Empfang und die ehrenvollsten Plätze anbietet.

---

[1]) Spitteler spielt hier auf die „Deutsche Rundschau" an, in der besonders Novellen von Keller und Meyer erschienen sind.

Außerhalb der Zeitschriften verhält es sich, um die Wahrheit zu sagen, anders, teilweise sogar umgekehrt, nicht in der Gesinnung, aber in der Tat. Von dem deutschen Verlags- und Buchhandel z. B. wird der Schweizer Schriftsteller, wenige Ausnahmen abgerechnet, die sich am Daumen und Zeigefinger der rechten Hand abzählen lassen, schwerlich ein Lied im höheren Chor singen. Freilich greift auch der deutsche Schriftsteller, wenn er auf dieses Thema zu reden kommt, nicht zu Harfe und Githith [2]). Es bleibt uns also die Genugtuung, wie das eigene Kind behandelt zu werden, im Sinne jenes Schuhmachers aus den „Fliegenden Blättern», welcher zwar den fremden Lehrjungen erbärmlich prügelte, aber seine eigenen Knaben und Mädchen nicht minder. Anmerkungsweise gehört übrigens hieher die Erinnerung, daß einer der bekanntesten und geehrtesten Schweizer Dichter ursprünglich von einem deutschen Verleger entdeckt und gefördert worden ist.

Das deutsche Theater bedauert, daß wir ihm noch niemals vorgestellt worden seien; ob die Sehnsucht, unsere Bekanntschaft zu schließen, eine fieberhafte sei, dürfen wir füglich bezweifeln. Hier, aber auch nur hier herrschen noch einige Vorurteile gegen uns, die jedoch auf keiner Böswilligkeit beruhen, sondern einfach auf der hier üblichen Behaglichkeit, so daß ihre Überwindung bloß eine Frage der Zeit und des Talentes sein kann.

Von der deutschen Kritik ein Entgegenkommen zu verlangen, wäre eine schnöde Ungerechtigkeit; denn abgesehen davon, daß es dato in Deutschland keine Kritik gibt (das heißt eine Behörde, welche zugleich Urteilfähigkeit, Gewissenhaftigkeit und maßgebende Autorität besäße), so huldigt sie der Überzeugung, man müsse, ehe man etwas merke, immer erst abwarten, bis ein halbes Dutzend Schriftsteller von vorn und ein paar Dutzend Schulmeister von hinten einem die Nase daraufstoßen: das ist eine Überzeugung wie eine andere und wie jede Überzeugung

---

[2]) Altjüdisches Instrument, das in den Psalmen mehrfach vorkommt. Da Spitteler als einstiger Theologiestudent mit Begeisterung Hebräisch getrieben hat, finden sich in seinen Werken zahlreiche Anspielungen auf das Alte Testament.

ehrwürdig. — Die Neidlosigkeit der namhaften Schriftsteller habe ich voll und ganz und gerne anerkannt; ich möchte auch nicht das Mindeste davon zurücknehmen, sondern vielmehr noch die Kameradschaftlichkeit, ja Freundschaft betonen, deren unsere Meister sich von ihnen zu erfreuen haben. Irgendwelche Förderung darf der Einzelne freilich bei dem obwaltenden Amerikanismus von dieser Seite nicht erwarten; jedenfalls nicht früher als bis er bewiesen hat, daß er dieselbe nicht mehr braucht. — Höchst auffallend ist die Beobachtung, wie in demselben Maße, als die literarischen Zeitschriften uns begehren, die Feuilleton-Redaktionen der politischen Zeitungen uns äußerst gerne missen, wenigstens was die Erzählung betrifft. Die Sache erklärt sich teils aus dem lokalen Charakter solcher Unternehmen, teils aus dem Umstand, daß jene Kohlfelder den Maschinenbetrieb und außerdem eine systematische Bewässerung voraussetzen; wir dagegen arbeiten mit der Hand und versprechen uns mehr vom Sonnenschein als von der Hydraulik.

Untersuchen wir nun zum Schlusse noch auf dem Wege der Vergleichung den Charakter und die Beweggründe der Gastlichkeit. Auf den ersten Blick sollte man meinen, daß wir trotz aller erwiesenen Gunst dennoch nicht auf der Linie der meistbegünstigten Nationen ständen. Franzosen, Skandinavier und Russen erhalten im literarischen Treiben gegenwärtig auffälligere, hitzigere und öftere Ehrenbezeugungen; vor den ersten wirft man sich auf die Knie, die zweiten hebt man auf die Schultern und die dritten steckt man auf die Fahne, während man uns einfach bei der Hand nimmt. Im Grunde jedoch liegt gerade darin eine doppelte Auszeichnung. Das Aufsehen, welches Jene erregen, verdanken sie nämlich nicht sowohl ihrer Kunst als ihrem ästhetischen Spektakel und ihrem theoretischen Aufputz. Nun läuft zwar die Menge auf der Straße dem Tambourmajor und der Janitscharenmusik weit begieriger nach als dem Offizier, in der Gesellschaft indessen zieht man diesen vor. Indem daher die Erscheinung unserer Meister weder Aufläufe, noch Keilereien verursacht, hält man dieselbe offenbar für ernst und vornehm. Das ist eine Auszeichnung. Die andere ist nicht minder schmeichelhaft. Die Führerrolle im Geisteskampf würde Jenen nicht

gewährt werden, wenn sie nicht Freunde wären, wenn man sie nicht erfinden und übersetzen könnte. Denn was man übersetzen kann, das sieht man für ein Evangelium an. Wir sind nun dem Deutschen keine Fremden; herzlich und nachlässig wie Familienglieder heißt er uns willkommen; man duzt uns, man zieht unsretwegen nicht den Frack an; heute erhalten wir die rechte, morgen die linke Hand, wie es gerade kommt, und wenn man gerade viel zu tun hat, so läßt man uns wohl auch stehen. Dafür erlaubt man uns aber auch die unbefangene, ungeschminkte Rede und gelegentlich einen herzhaften vertraulichen Nasenstüber. Ist das nicht die höchste Auszeichnung? ist das nicht mehr wert, als die tiefsten Bücklinge mit Regimentsmusik? Wir wenigstens sind mit der uns zugewiesenen Rolle von ruhigen stetigen und geachteten Mitarbeitern in Poesie und Prosa reichlich zufrieden. Wie bisher wollen wir gerne gleich den Jungfrauen im Ballsaale auf unsern Isolierschemeln sitzen und warten, ob man uns engagiere oder nicht; unsere Hauptsorge soll bleiben, daß wir anständig sitzen. Wie bisher möge man uns dafür die Erlaubnis gewähren, jenseits der Parteien zu bleiben, unsere Aufmerksamkeit einzig auf die Arbeit zu richten und unsere Werke demjenigen zur Vermittlung anzubieten, der nach ihnen fragt, ohne Rücksicht darauf, ob er eine rote oder eine schwarze Krawatte, einen struppigen oder einen geschniegelten Schnurrbart hat. Mehr verlangen wir nicht, für das aber, was man uns unverlangt gewährt hat, unsern Dank auszusprechen, halte ich für wohl angemessen.

Ein kurzer, d. h. inhaltreicher Satz muß schließlich noch gesagt werden; dieselbe Gastfreundschaft, deren wir uns in Deutschland zu erfreuen haben, genießen wir auch in Deutsch-Österreich und zwar wie es den Anschein gewinnt, je länger, desto mehr. Carl Spitteler.

„Auf der Höhe"

Aus einem Essay über Flaubert:

„Wie ein Meister irrt"

(April-Heft 1885)

Spittelers Flaubert-Aufsatz, dessen Titel (Wie ein Meister irrt) allein schon verrät, daß es sich weniger um eine ästhetische Studie als eine Auseinandersetzung handelt, gehört zu den lesenswertesten und aufschlußreichsten Betrachtungen, wie sie aus seiner regen Anteilnahme auch anderen großen Dichtern gegenüber entstanden sind. Daß Spitteler zeit seines Lebens eine tiefe Verehrung namentlich für den ernsten, schwerblütigen Verfasser der «Madame Bovary» an den Tag legte, ist bekannt; einer seiner ehemaligen Schüler aus der Neuenstädter Zeit, Louis Schnyder, hat sich dessen noch dreißig Jahre später erinnern können. Umso auffallender daher die Tatsache (die Freunden sowohl des einen wie des anderen Dichters zunächst eher wie eine Paradoxie erscheinen dürfte), daß Spitteler mit einem einzelnen Werke des verehrten Meisters in einem zehn Seiten langen Oktav-Aufsatz öffentlich ins ästhetische Gericht gegangen ist. Und dies obendrein noch vier Jahre nach dem Tode Flauberts.

Nun, Spittelers Kritik an Flaubert — sie betrifft die Versuchung des heiligen Antonius — wird keinen wirklichen Flaubert-Freund beleidigen, im Gegenteil, — es sei denn, es gäbe auch heute noch „eine hübsche, kleine, auserlesene Schar von Flaubertfanatikern und Flaubertpedanten", wie es so artig in dem Essay heißt. Denn es handelt sich ja nicht um eine ostentativ böswillige Attacke, nur zu dem Zwecke geritten, um einen im Weg etwa stehenden Parnaß-Konkurrenten über den Haufen zu rennen, so wie das später leider gegen Spitteler selbst einmal (zu seinem 70. Geburtstag!) von einer —

Georgefanatikerin und Georgepedantin versucht worden ist! Nein, so kleinlich und gemein zugleich hätte ein Spitteler nie gehandelt; denn als Kritiker richtete er sich stets nach dem eigenen Leitspruch:

Mein Urteil sei gestreng, die Formel mild,
Wenn du's erlaubst, spend' ich dir Trost und Mut,
Verdientes Lob tut Milz und Leber gut.
Wenn nicht, so sei mein Spruch von Witzen rein,
Daß dich nicht reut, an mich gelangt zu sein.

Spittelers Kritik an der Tentation de St-Antoine geht selbstredend von der immanenten Überzeugung aus, daß wir in Flaubert „den größten französischen Romancier seit Balzac" zu erkennen haben. Und wenn somit der Prometheus-Dichter gleichwohl seine scharfe kritische Feder gegen den verehrten Meister richtet, so nur deshalb, um ihn letzten Endes — zu verteidigen, das heißt: gegen seine eigenen Freunde zu verteidigen! Mit anderen Worten: Um den wahren, den wirklich großen Meister Flaubert, den überragenden Schöpfer der « Madame Bovary » vor der stets zweischneidigen Gefahr einer möglicher Weise eintretenden einseitig kritiklosen Verhimmelung zu bewahren, greift Spitteler als Freund-Kritiker gleichsam dasjenige seiner schwächeren Werke an, von dem er anzunehmen geneigt ist, es könne seinem Ruhm nur Abbruch tun und das Mißfallen, nach bekannten Vorbildern, auf das über jede Kritik erhabene Hauptwerk selbst auch übertragen.

Mit Recht betont Spitteler in diesem Sinne, der tote Dichter sei infolge der (damals) noch jungen Wertschätzung „wie ein neu auftretender Schriftsteller zu behandeln, zumal für Deutschland, wo sich der Wunsch nach der Bekanntschaft, eventuell nach dem Verständnis des höchst originellen Künstlers mehr und mehr regt und wo der unvorbereitete Leser Gefahr läuft, seine Zeit an einem jener Nebenwerke zu verschwenden, welche nur vom Ruhm des Autors ins Schlepptau genommen werden."

Spittelers Auseinandersetzung, der eine glänzende, das Wesentliche bietende Inhaltsangabe vorangeht, ist höchst originell und von einem Esprit erfüllt, der schlechthin entwaffnend

ist. Nach seiner Meinung besteht nämlich der „Grundfehler" des „oft herzlich langweiligen" Buches, das „nur als lehrreiches Beispiel eines merkwürdigen Fehlgriffes unser ästhetisches Interesse beanspruchen darf", vor allem darin:

„Antonius", argumentiert er, „ist ja gar kein Mensch, sondern eine Brosche mit Namenszug, nur dazu vorhanden, Flaubert's unchristliche Studien zusammenzuhalten; der Satan aber ist des Autors Bibliothekdiener, der die gewünschten Zitate vom Schranke holt. Dem entsprechen die Versuchungen. Eigentliche Versuchungen kommen kaum vor; die bösen Geister sind harmlose, eitle Gesellen, welche sich nur mit sich selbst beschäftigen.... Indem nun Flaubert in seiner « Tentation » die psychologische Basis verschmäht, oder wenigstens gar bald aufgibt, hat er sich jeder Möglichkeit beraubt, sein Werk zu organisieren. Von Mitte, Umschwung und Schluß kann keine Rede mehr sein, ja die « Tentation », so wie sie vorliegt, ist kaum noch ein belletristisches Werk zu nennen; sie ist vielmehr ein mythologisch-archäologisches Realwörterbuch, und dieses Wörterbuch könnte ebensowohl vier Bände füllen als hundert Seiten. Ich mache mich anheischig, eine kleine, eine mittlere und eine große Tentation herzustellen, nach dem Beispiele eines Weber und Ploetz."

Eigenartig ist nun, wie Spitteler Flauberts „ungeheuerlichen Fehler" zu deuten versucht (man gewinnt hier geradezu den Eindruck, daß er, der einstige Theologiestudent, infolge seiner hohen wissenschaftlichen Begabung als Dichter wohl in den gleichen Fehler einmal zu verfallen Gefahr lief; so verstanden, wäre dieser Flaubert-Aufsatz dann sogar ein Stück verkappter Lebensbeichte und somit auch Auseinandersetzung mit der eigenen Begabung). Spitteler vertritt die Ansicht, „die langjährigen, wissenschaftlichen Vorarbeiten haben dem Meister das Konzept verrückt, die reichgestaltige Historienwelt nahm allmählich das Interesse weg, welches der Dichter dem Antonius zugedacht hatte; was erst nur Brücke und Weg sein sollte, wurde Ziel. Ähnlich ist es ihm mit « Salambô » ergangen: auch dort finden wir Museen von Altertümern; aber « Salambô » hat doch wenigstens eine deutliche Handlung, die sich wie eine schimmernde

Schlange schwerfällig, aber sichtbar durch das Museum hindurchwindet. Hier aber fehlt die äußere Handlung; als Gegenwehr gegen den Druck sozialer Gelehrsamkeit diente einzig ein Seelenvorgang, dessen Entwickelung der Dichter offenbar noch nicht klar durchdacht hatte, ehe er mit seinen unglückseligen historischen Studien begann. So vermochten dieselben das zarte Leben zu ersticken. . . ."

Und weiter sagt Spitteler zur Erklärung dieser „merkwürdigen Vorliebe eines echten Dichters für archäologischen Wust": „Es ist kein gelehrtes Interesse, das unseren Meister hierzu verleitet; Flaubert hat mit Ebers nichts gemein; er ist auch nicht der realistischen Möbel-Pedanterie untertan, denn Flaubert war kein Realist; seine Beziehung zu den Dingen ist eine andere, innigere. Er war eben selbst ein Einsiedler; einem solchen, wenn er zugleich Poet ist, bedeutet jedes Substantivum, das ein konkretes Ding benennt, ein ganzes Epos; er erfaßt es mit dem Herzen und umwebt es mit tausend Gedanken und Gefühlen, und indem er nun das Substantivum ausspricht, glaubt er in dem Leser ein ähnliches Phantasieleben anzufachen. Man lese einmal Flaubert auf diese Voraussetzung hin, all die Tausende von antiquarischen Nippsachen in « Antonius » und « Salambô », die den Leser langweilen, ihm sind sie durch die Phantasie und das Herz gegangen, für ihn sind sie von reichhaltigem Leben umstrahlt, und es würde mich nicht wundern, zu vernehmen, daß er ob der Beschreibung eines assyrischen Rockes in Tränen ausbrach. Will man einen Beweis? Was ist es denn, das « Madame Bovary » so gründlich von allen anderen Romanen unterscheidet? Wäre es die Charakteristik? oder die psychologische Entwickelung der Heldin? Gewiß nicht. Das können Andere auch und vielleicht noch besser. Weiß ja doch der gewöhnliche Pfuschleser, der doch auf Charakteristik und Koketten-Psychologik ziemlich gut eingeschult ist, nicht das Mindeste mit « Madame Bovary » anzufangen. Nein, es ist die ideale Parallellinie des Gefühls, die auf Schritt und Tritt die Handlung begleitet, unausgesprochen (denn Flaubert ist ein viel zu vornehmer Künstler, um uns seine Gefühle als Reflexionen aufzudrängen), aber unzweifelhaft vorhanden, sonst würden wir

sie ja nicht spüren. Das ist denn auch das Charakteristikum, welches Flaubert himmelweit von Zola trennt; Zola schildert nach einem kalten System, nüchtern und mit unbarmherziger Pedanterie; Flaubert gibt uns nur dasjenige, was ihm aus irgend einem Grunde lieb geworden. Freilich, wenn er nun in seinen späteren Schöpfungen seine Liebe auf das Lexikon wirft und von uns erwartet, daß wir bei der bloßen Aufzählung von Wort- und Sachregistern stets alles das nachfühlen, was er selbst dabei gefühlt hat, so ist das eine eigentümliche Zumutung. Man verachte sie nicht, denn mancher edle Gewinn lohnt den Versuch. Aber gesetzt auch den Fall, daß wir Wort für Wort die Gemütsstimmung des Autors errieten und mitgenössen, so kann uns doch eine solche Substantiveïs nimmermehr für ein Kunstwerk gelten.

Der müde Dichter in seiner Einsamkeit überschätzte den Phantasieeindruck der Namen und den poetischen Wert der konkreten Vorstellungen. Das war der verhängnisvolle Irrtum des großen Mannes; dieser hat ihn um die Früchte seines mühevollen Schaffens betrogen. Wir aber betrachten mit Wehmut und Ehrerbietung die letzten matten Regungen des gelähmten Genies, wie wenn wir an dem Schmerzenslager eines teuren Angehörigen stehen würden."

Lebenslauf

Ich, Werner Adolf Krüger, wurde am 29. Mai 1907 als Sohn des Musiklehrers Ernst Krüger und seiner Frau Helena, geb. Müller, in Basel geboren. Von 1914 bis 1918 besuchte ich die hiesige Primarschule und von 1918 an das Humanistische Gymnasium, das ich nach bestandenem Maturitätsexamen im Frühjahr 1927 verließ. Hierauf begann ich an der Basler Universität Deutsch, Geschichte und Geographie, daneben auch etwas Latein und Französisch zu studieren. Das Wintersemester 1929/30 verbrachte ich in Frankfurt a. M. Ich besuchte Vorlesungen und Übungen bei den Herren Professoren Altwegg, Bächtold, Bruckner, Dürr, Fuchs, Heusler, Hoffmann-Krayer, Jäger, Küntzel, Naumann, Platzhoff, Ritter, Schultz, Tappolet, Vosseler und Zinkernagel. Ihnen allen möchte ich an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank aussprechen, vor allem aber fühle ich mich Herrn Prof. Dr. Franz Zinkernagel † zu Dank verpflichtet, unter dessen Leitung die vorliegende Arbeit entstanden ist,

Die mündliche Prüfung fand am 5. Juli 1935 statt. Gegenwärtig vikariere ich an Basler Schulen.